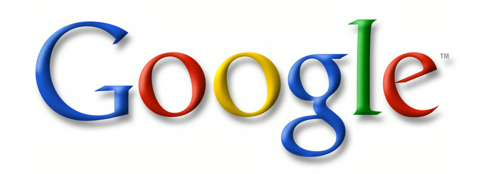




JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

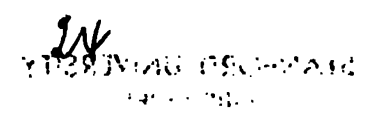
IM

RHEINLANDE.

HEFT LXXXV.

MIT 6 TAFELN UND 4 HOLZSCHNITTEN.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN, BEI ADOLPH MARCUS.
1888.



JAHRBÜCHER

DES

VEREINS VON ALTERTHUMSFREUNDEN

IM

RHEINLANDE.

HEFT LXXXV.

MIT 6 TAFELN UND 4 HOLZSCHNITTEN.

BONN.
GEDRUCKT AUF KOSTEN DES VEREINS.
BONN. BEI ADOLPH MARCUS.
1888.

Inhalts-Verzeichniss.

I. Geschichte und Denkmäler.

Seite

1. Eisernes Dolchmesser aus dem Gardasee. Von J. Naue. Hierzu Taf. I. . . 1
2. Römerbad Bertrich und seine alten Wege. Von v. Veith. Hierzu Tafel II. 6
3. Die Ueberlieferung der germanischen Kriege des Augustus. Von J. Asbach.
   I. Die Feldzüge des Nero Claudius Drusus. 14
   II. Die Feldzüge des Tiberius in den Jahren 4 und 5 n. Chr. . . . 30
   III. Die Varusschlacht. 34
4. Eine in Köln gefundene römische Terra-cotta-Büste. Von H. Schaaffhausen. Hierzu Tafel III. 55
5. Die römische Grabkammer zu Köln unter der Casinostrasse. Von H. Düntzer. 74
6. Kleinere Mittheilungen aus dem Provinzial-Museum zu Bonn. Von Josef Klein. Hierzu 1 Holzschnitt. 85
7. Römisches aus Rheinhessen. Von Jakob Keller. 96
8. Ein Bischofsgrab des XII. Jahrh. im Wormser Dom. Von Friedrich Schneider. Hierzu Tafel IV—VI. 106

II. Litteratur.

1. Wilhelm Joest, Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen. Angez. von Schaaffhausen. 116
2. Hermann Schiller, Geschichte der römischen Kaiserzeit, zweiter Band. Von Diokletian bis zum Tode Theodosius des Grossen. Angez. von Wiedemann. 120
3. Dr. W. Harfter, Katalog der historischen Abtheilung des Museums in Speier. Angez. von Mehlis. 123
4. Dr. August Weckerling, Die römische Abtheilung des Paulus-Museums der Stadt Worms. Zweiter Theil. Angez. von Ihm. 125
5. Hermann Neubourg, Die Oertlichkeit der Varusschlacht mit einem vollständigen Verzeichnisse der im Fürstenthum Lippe gefundenen römischen Münzen. Angez. von Ihm. 127
6. Feu Paul-Emile Giraud et Ulysse Chevalier, Le mystère des trois doms. Angez. von Hauptmann. 129
7. Dr. Julius Naue, Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee. Mit 1 Karte und 59 Tafeln Abbildungen. Angez. von Schaaffhausen. 130

III. Miscellen.

Seite

1. Altbabylonische Nekropolen. 136
2. Altscheid. Münzfund. Von van Vleuten. 137
3. Inschriften vom Grossen St. Bernhard. Von Ihm. 138
4. Bonn. Interessante Handschrift betr. die Münsterkirche. Von Wiedemann. 139
5. Bubastis. Ausgrabung des grossen Tempels. Von Wiedemann. . . 140
6. Einige Statuetten von Thiergestalten in Bronze. Mit Abbildung. Von Herstatt. 142
7. Eine untergegangene Burg bei Dürkheim und die Klosterburgen der Abtei Limburg. Mit 2 Abbildungen. Von Mehlis. 144
8. Zur älteren Geschichte der Düsseldorfer Gemarkung. Von Koenen. 147
9. Entdeckung eines etruskischen Tempels. 154
10. Ueber Glasspiegel im Alterthum. 156
11. Gondorfer Thurm an der Mosel. Von v. Veith. 157
12. Zum Isiskult. Von Wiedemann. 158
13. Germanische Votivdative in Matronen- und Nymphennamen. Von Christ. 159
14. Mehlem. Römische Ziegel. Von Wiedemann. 161
15. Gräberfeld zwischen Nieder- und Oberbieber. Von Düssel. 162
16. Zur Erforschung von Nouaesium. Von Koenen. 165
17. Alte Mainbrücke bei Seligenstadt. Von Kofler. 169
18. Bestattung in grossen Krügen. Von B. 170
19. Der angebliche Sarkophag Alexander des Grossen. Von Sch. 171
20. Zu Frontinus. Von Wolf. 172
21. Zu Frontinus I, 3. Von Wolf. 175
22. Römische Terracotten. Von Sch.. 176
23. Tell el Amarna. Thontafelnfund. Von Wiedemann. 177

IV. Berichte.

General-Versammlung des Vereins Bonnensia. 178
Die Winckelmannsfeier in Bonn. Von Sch.. 181

I. Geschichte und Denkmäler.

1. Eisernes Dolchmesser aus dem Gardasee.

Hierzu Tafel I.

Dieses hochinteressante und wegen der vortrefflichen Erhaltung der reich mit Eisenbeschlag verzierten Holzscheide bis jetzt einzig dastehende Messer aus der jüngeren Hallstattperiode (abgebildet Taf. I, Fig. 1, 2 u. 4 in $1/2$ natürlicher Grösse) wurde im Spätherbste 1886 in der Nähe von Peschiera aus dem Gardasee gefischt und mir ganz kurz darauf zum Ankaufe für meine Sammlung angeboten, der ich es denn auch einverleiben konnte.

Messer dieser Gattung mit nach vorn geschwungener Klinge, breitem Rücken und ähnlichen oder gleichen Griffen sind in Gräbern der jüngeren Hallstattperiode nördlich von den Alpen bis jetzt nicht allzuhäufig gefunden worden; mehrere derselben zeichnen sich durch besondere Grösse und Schwere aus (so u. a. ein von mir in einem Grabhügel bei Fischen — in Oberbayern — gefundenes; abgebildet in meinem Buche: „Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffel-See". Taf. XVII, 8, wo auch auf Taf. XVII, 9, noch ein zweites, weniger grosses Messer mit fragmentirter Klinge, aber mit vortrefflich erhaltenem Griffe, publicirt ist), weshalb sie auch von v. Sacken[1]) als „Hackmesser" bezeichnet werden, „die wohl beim Opfern gebraucht worden seien"; Tischler nennt sie „Säbelmesser"; eine Bezeichnung, die für die grossen, schweren und stark gekrümmten Messer richtiger erscheint. Aber für die etwas kleineren Eisenmesser mit beinahe ganz geraden oder mit weniger, als die vorerwähnten, geschweiften Klingen passt der Name „Säbelmesser" doch nicht ganz und habe ich es des-

1) Das Grabfeld von Hallstatt S. 88.

halb vorgezogen, sie „Dolchmesser“ zu benennen, womit ihr Gebrauch als Stosswaffe zugleich bezeichnet würde. Denn wenn man ein derartiges Messer in die Hand nimmt, fühlt man sofort, dass es als eigentliches Messer nicht recht zu verwenden ist; legt man aber den mittleren Grifftheil in die innere Handfläche, indem man ihn mit den vier Fingern fest umschliesst und den Daumen auf den Griff hält, so wird die Verwendung des Messers als Stosswaffe, und zwar als sehr gefährliche, sofort klar; dazu waren denn auch diese Messer fast ausschliesslich bestimmt. Einen weiteren Stützpunkt erhält diese Annahme noch dadurch, dass wir mehrere geradklingige eiserne Dolchmesser kennen, deren Griffknäufe nur in vorbezeichneter Weise gefasst werden konnten; einige derselben hatten noch die Ueberreste von Bronzescheiden. Lindenschmit bezeichnet derartige einschneidige Messer als Dolche, was wohl nicht ganz richtig sein dürfte, da man unter Dolch eine kurze, zweischneidige Stosswaffe versteht.

Schon in der älteren Hallstattzeit treten kurze Eisenmesser mit leicht geschweiften Klingen auf; sie gehören meisten zu dem Inventare der Frauengräber. In der jüngeren Hallstattszeit, in welcher diese so merkwürdige Culturepoche ihren Höhepunkt erreicht, wird dann die Klingenform geschwungener und das Messer immer grösser; zum ersten Male treten nun auch die eigenthümlichen Eisenplattenbelege der Griffzungen auf. Diese aussen abgerundeten Eisenplatten sind aber auf die Griffzunge nicht durch von aussen eingeschlagene Nägel festgenietet, sondern müssen auf eine sinnreiche Weise durch kurze Stifte befestigt worden sein, welche durch die Griffzunge gingen und die in correspondirende eingebohrte Löcher der Griffplatten eingelassen wurden. Da auf diesen keine Vernietung wahrzunehmen ist, auch das Löthen in jener frühen Zeit unbekannt war, so kann nur an eine solche Art der Befestigung gedacht werden.

Die in unseren Grabhügeln gefundenen Eisenmesser haben keine Scheiden gehabt; wäre dies der Fall gewesen, so würden sich bei einigen doch Ueberreste des Holzes erhalten haben, wie wir solches bei den Eisenschwertern aus dieser Periode immer antrafen. Dagegen besitzen die Dolchmesser häufig Scheiden von Holz mit dünnem Bronzeblech überzogen oder nur von Bronzeblech.

Lindenschmit bildet in seinem Werke: „Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“, Band III, Heft IV, Taf, 1, Fig. 2 u. 3, Band IV, Heft I, Taf. 2, Fig. 1 und in: „Die vaterländischen Alterthümer der Fürstl. Hohenzollernschen Sammlungen“, Taf. XV, Fig. 23 und

Taf. XVIII, Fig. 1 dergleichen Dolchmesser ab, ebenso v. Sacken, a. a. O. zwei Exemplare auf Taf. VI, Fig. 10 u. 11.

Geschweifte grössere Säbelmesser ohne Scheiden, aber mit ähnlichen Griffen wie unseres, finden wir bei Lindenschmit, Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, Band II, Heft VI, Taf. 4, Fig. 2, 3, 5, dagegen ist Fig. 4 mit Bronzegriff und Bronzescheide wohl schon als Dolchmesser zu bezeichnen; ebenso auch das schöne Exemplar von Este (abgebildet in den „Notizie degli scavi di antichità etc.; Gennaio 1882.“ Tav. VI, 20), dessen Bronzescheide mit einer Krieger- und zwei Thier-Figuren u. s. w. verziert ist[1]). Aber unter den bis jetzt bekannten gerad- oder krummklingigen Dolchmessern befindet sich keines in Holzscheide mit reich ornamentirtem Eisenbeschlage verziert, in Folge dessen unserem Messer eine ganz besondere Bedeutung zugesprochen werden muss.

Die vortreffliche Erhaltung der Holzscheide desselben haben wir dem glücklichen Umstand zu verdanken, dass es in der Nähe von Peschiera von Fischern aus dem Gardasee gezogen wurde. Die Totallänge des Messers mit der Scheide beträgt 36,2 cm, die Länge der Scheide 25 cm, die Breite derselben oben 6,6 cm, in der Mitte 6,4 cm, unten vor der Ausschweifung 3,6 cm, die Breite des ausgeschweiften Endes 6,9 cm. Die Totallänge des Messers ist 34,9 cm; davon treffen auf den Griff 11,4 cm und auf die Klinge 23,5 cm, indess die Breite dieser oben am Griffansatze 3,8 cm beträgt. Wenn wir das Messer mit der Scheide der Länge nach vor uns hinlegen, so erscheint die Form einem Fische ähnlich, was sich hauptsächlich in der Profilirung der Scheide ausspricht.

Betrachten wir zuerst das Messer selbst Fig. 2, so sehen wir den Griff auf der Vorderseite mit drei Bronzenägeln besetzt und den unteren Griffabschluss mit einem bandartigen, an beiden Seiten durch je zwei erhabene Horizontalrippen verzierten Streifen umgeben, wodurch der Griff in organischer Weise mit der Scheide, resp. deren Beschläge verbunden wird. Dieser Griffabschluss besteht aus einer Eisenhülse, die über einen hölzernen Kern geschoben ist.

Fast unmittelbar unter dem Griffabschlusse beginnt die leise Schwingung des Klingenrückens, und zwar zuerst nach oben, resp. nach

1) Ein sehr ähnliches Eisenmesser, dessen Griffzunge jedoch mit Holzschaalen belegt war, habe ich im vergangenen Jahre aus einem Grabhügel der jüngeren Hallstattzeit zwischen Aidling und Riegsee — Oberbayern — gefunden.

aussen, dann mehr nach innen, um endlich kurz vor der Spitze in feiner Linie wieder etwas nach auswärts emporzusteigen. Der oben 8 und unten (an der Spitze) 4 mm starke Klingenrücken ist nach aussen abgerundet, nach innen jedoch abgeschrägt (siehe den Durchschnitt der Klinge Fig 3) und wird hier auf jeder Klingenseite durch drei mit dem Rücken parallel laufende, vertiefte Linien und drei dazwischen liegende Rippen abgeschlossen. Die vertieften Linien sind sicher als schmale Blutrinnen aufzufassen.

Die Scheide, Fig. 1 u. 4, besteht aus zwei aufeinandergefügten Holzplatten, uber welche eine Eisenhülse geschoben ist, die auf der Vorderseite mit durchbrochen gearbeiteten Ornamenten verziert wird, indess die Rückseite nur fünf flache Bänder hat. Die Seiten der Eisenhülsen sind abgerundet.

Allem Anscheine nach war das Holz der Rückseite mit einem feinen Leder überzogen, die Farbe auf dieser Seite ist ein gesättigtes Rothbraun, dagegen zeigt das Holz in Folge des langen Liegens im Wasser ein glänzendes Schwarz.

Aus der Zeichnung Fig. 1 ersieht man am besten, in welch' vortrefflicher Weise die Vorderseite der Scheide ornamentirt ist und möchte ich deshalb zur Vergleichung mit dem Nachfolgenden darauf hinweisen. Die fünf runden Knöpfe bestehen aus Bronze, und sind die am Ende befindlichen zwei, da sie als Abschlüsse dienen, grösser als die drei mittleren angefertigt worden, auch ragen diese weniger wie jene aus der Oberfläche hervor. Schon diese Anordnung ist wesentlich, da sie von grossem Verständniss zeigt; ebenso richtig sind die Ornamente angeordnet; hauptsächlich das achtspeichige Rad, dessen Centrum mit feinem Takte nicht in die Mitte der Scheidenlänge, sondern etwas mehr nach oben gelegt wurde. Auch das obere kurze und stark erhabene Band mit den leider jetzt fehlenden zwei rosettenförmigen Seitenknöpfen, und der ebenfalls starke untere Mittelstab sind vortrefflich angeordnet. Aus der schwanzförmigen Basis erhebt sich der eben erwähnte Mittelstab und ist mit einem Bronzeknopf an der Kreuzungsstelle des von der Rückseite herumgehenden Eisenbandes verziert; von dieser Basis entwickeln sich nun nach oben die Ornamente in ganz organischer Weise und zwar so, dass das Rad sowohl nach unten als nach oben von dem Mittelstabe gefasst wird.

So unscheinbar dieses ist, so sehr muss es doch hervorgehoben werden; denn durch das richtige Eingreifen aller Theile in einander erhalten wir den Beweis für die wohldurchdachte und mit grossem Ver-

ständnisse ausgeführte Ornamentirung der Scheide, die vor allem sich streng an die gegebene Form hält und durch eine stilvolle Decorirung mit verhältnissmässig wenig Mitteln den Eindruck des Reichen und Prächtigen erzielt. Gerade in jener Bethätigung liegt der Schwerpunkt der so hochentwickelten Hallstattcultur. Sowohl die Scheidenbeschläge, als auch die Messerklinge sind vortrefflich gearbeitet und beweisen recht schlagend, auf welch hoher Stufe in so früher Zeit schon die Kunst des Eisenschmiedens gestanden hat.

Wahrscheinlich gehörte das Dolchmesser zur Ausrüstung eines Anführers und war mit Hülfe der jetzt fehlenden Rosetten an einem Wehrgehänge oder an dem Leibgürtel befestigt. Wenn wir nach der schön verzierten Waffe auf die übrigen Rüstungstheile des ehemaligen Besitzers schliessen dürfen, so ist wohl anzunehmen, dass auch diese mit den weiteren Schmuckstücken in gleicher Weise ausgeführt waren. Wie sehr wäre es deshalb zu wünschen, wenn im Laufe der Zeit noch einige derselben aus der Tiefe des Sees gehoben werden könnten!

Dr. J. Naue.

Erklärung der Tafel I.

Figur 1. Das Dolchmesser in der Scheide, Vorderseite. $^1/_2$ natürl. Grösse. S. 3 u. 4.

Figur 2. Das Dolchmesser aus der Scheide gezogen. $^1/_2$ natürl. Grösse. S. 4.

Figur 3. Klingendurchschnitt, natürl. Grösse. S. 4.

Figur 4. Die Scheide, Rückseite. $^1/_2$ natürl. Grösse. S. 4.

2. Römerbad Bertrich und seine alten Wege.

Hierzu Tafel II.

---

1) Das schöne Bertricher Thal, welches bei Alf in die Mosel mündet, zog durch seine heilkräftigen warmen Quellen schon vor anderthalb Jahrtausenden die römischen Welteroberer zu festen Ansiedlungen in diese Gegend. Von den Höhen der vulkanischen Eifel bei Kelberg (527 m über dem Meeresspiegel) durchströmt der rauschende, von Forellen belebte Uessbach sein oft 200 m tief eingeschnittenes, gewundenes Felsenbett, und bildet bei Bertrich einen Thalkessel von 1000 m Länge, 200 m Sohlbreite, 150 m über der Nordsee, von 200 m hohen Felshängen umschlossen, dessen Palmberg mit seinen immergrünen Buxbaumbüschen das freundliche Wiesenthal gegen die rauhen Nordwinde des Eifelgebirges schützt.

Am Fuss des Palmberges, wo sich im Parkwalde zwischen Kurhaus und Bonsbeurer Brücke die scharfen Felsvorsprünge des Thales enger zusammenschliessen, entspringen dem steilen Hange, an dessen Fuss die Reste eines ehemaligen Lavastroms zwischen den Basaltblöcken des Uessbach erkennbar sind, zwei reiche Mineralquellen von 20° Reaumur, 60 m über dem Moselthal bei Alf. Die warmen Quellen sind von mineralischen Salzen gesättigt, welche für Trink- und Badekur im Sinne eines milderen Carlsbader Sprudel vielen Tausenden gichtischen und nervösen Kranken Gesundheit und körperliche Frische wiedergaben. Die oft überraschende Wirkung dieser Thermen wird durch die milde schöne Luft des Bertricher Thals erhöht, dessen schattige, abwechselnde Spaziergänge zur lieblichen Elfen-Mühle, zum Wiesenthal des Römerkessel, durch die prachtvollen Hochwaldungen der Försterei Bonsbeuren und zu den wunderbaren Kratern führen, während der gegen etwaige Unbilden des Wetters geschützte freundliche Kurgarten mit seinen Promenaden an den dabei gelegenen guten Hotels Pitz, Klerings etc. allen Anforderungen eines angenehmen Aufenthalts entspricht.

Aus dem Moselthal (+ 90 m) führt von der Eisenbahnstation Bullay über Alf eine schattige Chaussee, den wechselnden Krümmungen

des Uessbach folgend, in einer Stunde nach Bertrich, geht von hier und von der Elfen-Mühle in künstlichen Serpentinen an jenen alten Vulkanen vorbei über Kenfus nach Lutzerath zur Römerstrasse Trier-Andernach-Coblenz, auf die wir später zurückkommen. In einer hübschen Beschreibung [1]) des Bades Bertrich findet so das Dichterwort des alten Horaz seine hier zutreffende Anwendung:

„Ille terrarum mihi praeter omnes Angulus ridet".

2. Römische Alterthümer.

Die Römer wussten, wo es hübsch war, heimathliche Stätten zu bauen, und so fanden sich im heutigen Kurgarten von Bertrich neben dem Felsbrunnen des Palmberg in neuester Zeit die Reste einer Brunnenfassung, Wasserleitungen und bequem eingerichtete römische Bäder [2]). Eine kleine Sammlung römischer Alterthümer in der Wandelbahn des Kurgartens bekundet, dass die Römer jene Bäder durch einen Säulentempel schmückten. Skulpturen aller Art wurden in dessen Nähe gefunden, auch römische Ziegel, leider ohne Stempel. Zweifelhaften Herkommens ist die schöne Marmorvase, von Delphinen getragen, 1 m hoch, nach Angabe der Bade-Inspektion im vorigen Jahrhundert tief im Schutt gefunden, früher am Trinkbrunnen, jetzt am Rondel aufgestellt. Die künstlerische Ausführung der Details, vom Quellensinter überzogen und theilweise verdeckt, deutet auf ehemalige Verwendung am Brunnen.

Dem römischen Brunnentempel entsprach ein zweiter Tempel, dessen Säulenreste auf der Höhe der 300 m entfernten jetzigen Pfarrkirche gefunden wurden, und in derselben Entfernung kamen auf der inselartigen Höhe des sogenannten Römerkessels, an der romantisch gelegenen Stelle der kleinen evangelischen Kirche die Säulenreste und Kapitäle eines dritten Tempels zu Tage. Die Insel des Römerkessels wurde früher im weiten Bogen des Wiesenthals vom Uessbach an dessen Felsrändern umflossen, bis diesem neben der Alfer Chaussee ein neues Bett für kürzeren Lauf angewiesen wurde, ohne die Mühlen zu stören, deren Betrieb das starke Gefälle des Baches benutzen.

Zwischen dem Römerkessel und dem Kurgarten deuten neben der

---

1) Bad Bertrich und seine Heilquellen von Sanitätsrath Dr. Cüppers, Neuwied 1884.

2) Bonner Jahrb. für Alterthumsfr. im Rheinlande 7, 28, 29, 31, 50, 58, 64, 70, 72, 77.

alten Strasse gefundene römische Fundamente und Alterthümer auf ehemalige römische Wohnstätten hin, so beim Neubau des Hotel Klering, an der Bierhalle, am Mühlbach, bei Schmitz, überall mit hier gefundenen römischen Münzen. Von letzteren wurden ausserdem im Jahre 1876 am rechten Thalhange des Uessbach auf einer kleinen Feldparcelle des Igelkopf, 500 m südlich vom Schweizerhäuschen mehrere Tausende gefunden, in zusammengebackenen Rollen und in meist zerstörten Resten von Sackleinwand verpackt[1]).

Herr Klerings, Mitglied unseres Vereins, Hotelbesitzer in Bertrich, der seit vielen Jahrzehnten lebhaftes Interesse für die dortigen römischen Alterthümer Bertrichs und seiner Umgebung gezeigt hat, bewahrt zahlreiche Münzen jenes Fundes, vorherrschend dem dritten und vierten Jahrhundert n. Chr. angehörend, zu welcher Zeit demnach vermuthlich das Römerbad Bertrich bestand.

Das heutige Dorf hat seine Ackerfelder auf dem bis 200 m über dem Uessbach liegenden Bonsbeurer Plateau, und einige kleine Parcellen im Thal, so am rechten Ufer des Bachs zwischen der Bonsbeurer Brücke und der weissen Kapelle das sogenannte Kuheck, etwa 4 ha gross, wohl seit ältester Zeit kultivirt. Dafür sprechen die 1 bis 2 m hohen Terrassen, auf denen im Jahr 1858 die Fundamente einer römischen Villa mit Alterthümern, Münzen etc. gefunden wurden, ebenso wie die Marmorstatuette der Diana, $^1/_2$ m hoch, jetzt im Berliner Museum[2]), ferner ein Votivaltar des L. Taccitus, den Heilgöttinnen Devercana und Meduna geweiht[3]), deren alte Namen vielleicht einst die heutige Bezeichnung des christlichen Bertrich ersetzten.

Neben dem Römerwege, der dort von der Bonsbeurer Brücke auf den Heinzenberg führt, wurden von Hrn. Klerings Römergräber aufgedeckt, von Ziegelsteinen und Platten quadratisch 40 cm hoch zusammengestellt, mit Urnen, Krügen, Lampen, Münzen Domitian's, Statuette einer sitzenden Minerva, 20 cm hoch[4]). Eine vierseitige, $5^1/_2$ cm hohe broncene Sternfibula, jetzt im Besitz des Sanitätsrath Cüppers, zeigt in ihren Feldern und in der Mitte Reste von blauem und weissem Email. Beim Bau der hübschen Villa Concordia des Hrn. Cüppers

1) Bonner Jahrbücher 58, S. 159.
2) Bonner Jahrbücher 29, S. 78.
3) Bonner Jahrbücher 29, S. 170 und 50, S. 172.
4) Bonner Jahrbücher 64, S. 185 und 77, S. 213.

an der Bonsbeurer Brücke wurden ebenfalls römische Alterthümer, namentlich starke römische Mauern gefunden.

3. Wege aus der Römerzeit.

A. Alf—Bertrich—Bonsbeuren—Reil.

Aus dem Moselthal von Alf und Reil her führte im Uessbachthal ein alter Weg theils neben, theils unter der heutigen Chaussee nach Bertrich, als dieser Ort, wie wir oben sahen, an der hier 6 m breiten Strasse mit römischen Wohnhäusern besetzt, und am höheren Thalrande mit jenen drei Tempeln geschmückt war.

Während die heutige Chaussee vom jetzigen Kurgarten thalaufwärts, auf dem linken Ufer des Uessbach bleibt, ging der alte Weg über die Bonsbeurer Brücke durch den Kuheck in Serpentinen neben der jetzigen Communalstrasse auf den Heinzenberg, und zeigt noch jetzt neben den oben erwähnten Terrassen und Römergräbern den theilweise wohl erhaltenen, $^1/_2$ m hohen Damm mit Kies und Steinen, 1,20 m = 4 römischen Fuss, stellenweise 1,48 m = 5 römischen Fuss = 1 passus breit. Auch an andern Wegen auf Hontheim und Kenfus finden wir diese geringen Breiten, nach Varro und Ulpian das Maass des römischen actus, für ein Wagengeleise gerade noch ausreichend, während die via (voie) gesetzlich „duo capit actus“, das sind 8 römische Fuss, die Staatsstrasse dagegen, wie wir sehen werden, mindestens 15 römische Fuss breit war.

Unser Weg führt vor Erreichung der Heinzenberger Höhe in die jetzige Communalstrasse und lässt sich über Bonsbeuren, und quer über den markirten Höhenrücken des Kondelwald auf Reil und Alf im Moselthal verfolgen. Auf jenem langgestreckten Rücken des Kondelwald durchschneidet ihn bei Rödelheck, ca. 500 m über der Nordsee, ein in neuerer Zeit gebauter Forstweg von 6 m Breite, der nach Aussage des dortigen Försters von jeher diese Breite hatte, und gleich dem alten Bertricher Wege von Hontheim, die Trier-Coblenzer Römerstrasse von Wispelt her über Rödelheck an der Fabrik im Uessbachthal vorbei mit Alf verbindet.

B. Bertrich—Elfen-Mühle—Hontheim.

Aus der ebenbeschriebenen Bertricher Strasse führt an der weissen Kapelle von der Heinzenberger Communalstrasse ein alter Weg über den Linnigbach und durch einen Hohlweg des Sesenwaldes, hier und an andern engen Felddurchgängen nur 1,20 m breit, zum oberen Theil

des Wasserfalles am Elbesbach beim Käsekeller der Elfen-Mühle. Der Weg ging nördlich vom Wasserfall in einem deutlich erkennbaren Wiesenstreifen zum Uessbach thalaufwärts, überschritt diesen etwa beim Meterstein 9 der jetzigen Chaussee, erstieg den Thalrand an der Müllischwiese, ging auf Kenfus, wie wir bei der Trier-Andernacher Römerstrasse sehen werden.

Die seit 1865 chaussirte Communalstrasse zwischen Bertrich und Hontheim verlässt die Hauptstrasse an der Elfen-Mühle beim Meterstein 9,5, ist 5 bis 6 m breit, und während der alte Weg von der Brücke über den Elbesbach die Thalsohle des Elbes- und Kardelbaches auf Hontheim verfolgt, geht die Communalstrasse parallel damit am linken Thalhange beider Bäche bis zur Vereinigung der Wege auf Hontheim, und erreicht hier die Römerstrasse Trier—Andernach—Coblenz.

C. Die Römerstrasse Trier—Andernach—Coblenz

wird weder im Itinerar noch in der Peutinger'schen Tafel genannt, zeigt nur stellenweise ihren dammartigen Bau, ähnlich ihrer Schwesterstrasse über den Hunsrück von Trier über Noviomagus (Neumagen) nach Bingen, welche in allen Itinerarien genannt wird. Letztere Strasse gehört wahrscheinlich der Zeit des Kaisers Augustus[1]), unsere Moselstrasse wohl erst dem 4. Jahrhundert n. Chr. an. Ihr Bau über Kaiseresch hinaus auf Andernach und Coblenz scheint, nach den schwachen Spuren derselben, gar nicht vollendet zu sein, als die Franken zu Anfang des 5. Jahrhunderts auf dem linken Rheinufer von Köln her nach Westen vordrangen. Kriege, spätere Bodenkultur, namentlich aber das stets wiederholte Anschwellen der vielen tiefeingeschnittenen Bäche und spätere Strassenbauten zerstörten diese Römerstrassen stellenweise bis zur Unkenntlichkeit, so dass oft selbst die Richtungslinien gänzlich verschwunden sind, beispielsweise am Uessbach oberhalb der Entersburg, ähnlich wie am Fuss des Idarwaldes zwischen dem stumpfen Turm und Kirchberg. Bei der topographischen Aufnahme der Generalstabsblätter Cochem und Simmern im Jahre 1850 konnte ich hier die schnurgerade Linie der Strasse durch das Fernrohr des Instrumentes nur nach einzelnen schmalen kurzen Heckenabsätzen in den Wiesenthälern feststellen, wo dann Ausgrabungen die Steine der Römerstrasse unter dem sonst ebenen Boden nachwiesen.

Die römische Moselstrasse, die uns bei Bertrich vorzugsweise

---

1) Bonner Jahrbücher 68. S. 8.

interessirt, geht von der Moselbrücke bei Trier über Biewer, unterhalb Ehrang, mehr oder weniger deutlich sichtbar an der Quint über Föhren, Hetzerath, Esch, Wispelt, Hontheim in zwei Strängen über den Uessbach auf Kenfus, Driesch, Kaiseresch, theilt sich von hier über Mayen auf Andernach, über Polch nach Coblenz.

Zwischen Wispelt und Hontheim zeigt sie deutlich die ursprüngliche, vom Major Schmidt vor 50 Jahren beschriebene und durch ein Profil erläuterte [1]) Bauart. Der 2 m hohe Damm hat eine 1 m starke Steinlage, unten Bruchsteine mit grösseren Randsteinen (margines), darüber Schichten von Kieseln, Lehm, Kies und Sand, mit flach gewölbter oberen Breite von 6 m = 20 römische Fuss, die Seitenböschungen mit ganzer Anlage [2]).

Bei Hontheim ist der Damm dieser Strasse verschwunden, deren Nebenstrasse sich nordwärts über Strotzbüsch, Mehren, Daun, Dockweiler, Hillesheim zur Trier—Kölner Römerstrasse fortsetzt, während die Hauptstrasse am nördlichen Ausgange von Hontheim beim Metersteine 34,1 ihre Richtung auf Driesch und Kaiseresch verfolgt, als erste nördliche Transversale über den Uessbach.

a) Erste Transversale Hontheim, Entersburg, Driesch.

Wir sehen hier nur noch den 2 bis 3 m breiten Feldweg, zweckmässig zum Uessbach geführt. 400 m oberhalb der Entersburg ist die Strasse kaum noch erkennbar. Ebenso undeutlich ist sie im tiefeingeschnittenen Ummersbach, in welchem sie, durch Regengüsse zerstört, die Höhe halbwegs Kenfus—Lutzerath, und nahe einem ehemaligen Signalhügel die jetzige Bertrich-Lutzerather Chausee erreicht. Jener Hügel, welcher ohne nachweisbaren Grund oft als Grabhügel bezeichnet wird, deutet um so mehr auf solchen Signalhügel hin, als an den ältesten Wegen dieser Gegend sich ein ganzes System derselben in ziemlich gleichmässigen Entfernungen von 2 bis 3 römischen millien nachweisen lässt, die höchsten, markirtesten Punkte bezeichnend, so südlich bei Strotzbüsch (Hontheim), zwischen Wispelt und Olkenbach, Rödelheck, Facherberg, nördlich bei Driesch und an der Strasse auf Kaiseresch entlang, ebenso wie in südlicher Richtung über Esch auf Trier.

1) Bonner Jahrbücher 31. Heft, S. 62.

2) Ganz ähnliche Profile zeigte nach Romberg's Zeitschrift Nr. 19 vom Jahre 1879 die Römerstrasse im Hunsrück, welche der Kreisbaumeister von Nehus bei Raversbeuren östlich von Trarbach an mehreren Stellen sorgfältig untersuchte und mass, 1 m hohe Steinschicht, obere Breite 6 m.

Zwischen Kenfus und Driesch vereinigten sich die beiden Transversalen, und die Römerstrasse führte auf Kaiseresch, meist von der Chaussee überdeckt, nur stellenweise seitwärts derselben erkennbar.

Die Römerstrasse ging also nicht über die heutige Lutzerather Kehr.

Die bereits erwähnte Entersburg ist ein von Natur vertheidigungsfähiger Inselberg, in einer engen Schleife des Uessbach gelegen, von Bertrich und der Elfen-Mühle her durch einen Fussweg im Thal erreichbar. Baureste einer ehemaligen Befestigung sind an der Entersburg nicht zu erkennen, welche eine terrassirte, bewaldete Felskuppe 50 bis 60 m über dem Bach bildet. Herr Klerings versichert, auf einem Felsabsatz römischen Mörtel einer 6 m langen Mauerlinie gefunden zu haben und gab mir einige Kalkproben mit Ziegelbrocken gemischt. Eine Römerwarte oder ein Sperrpunkt der Strasse hätte hier bei der tiefen Lage zwischen den dominirenden Felshöhen von Hontheim und Kenfus freilich nicht zweckmässig gelegen, wo man bisher einen Schlupfwinkel für Wegelagerer annahm.

b) Eine zweite Transversale Hontheim, Elfen-Mühle, Kenfus, Driesch über den Uessbach

geht aus der Gegend der Hontheimer Kirche in der Richtung der Bertricher Communalstrasse nach Osten hin. Sie verlässt diese Strasse am Kardelbachthal, verfolgt in $1^1/_2$ m Breite, vielfach überwachsen, die Sohle des Bachs und dann des Elbesbachs während die Communalstrasse am höheren Thalrande angelegt ist, und die Römerstrasse an der Elbesbach-Brücke wieder erreicht. Die Strasse ging oberhalb der 10 m hohen Wasserfälle, an der interessanten Käsegrotte bei der Elfen-Mühle, auf einer Wiesenrampe, welche deutlich den ehemaligen Lauf des Weges bezeichnet, zum Uessbach, überschritt denselben an der Müllischwiese beim Chaussee-Meterstein 9. Beim Meterstein 9,1 zweigt sich am Buchenwalde von der Chaussee der ehemalige Communalweg auf Kenfus ab, der wegen seiner starken Steigung, stellenweise 1 : 10, verlassen, und im Jahre 1860/61 durch die Chaussee mit ihren künstlichen Serpentinen an der Entersburg vorbei, ersetzt wurde.

Nördlich seitwärts neben dem Communalweg ist der Römerweg am Wald- und Wiesenrande erkennbar, stellenweise nur 2 bis 3 m breit. Er führt zur Maischquelle, dem Tränkeplatz der Kenfuser Heerden, von wo ein Seitenweg zu den schönen Fels- und Kraterresten der Falkenley geht. Von Kenfus her geht nach Süden hin am Facherberg vorbei ein gut geführter 4 m breiter Weg, den Erdenbach auf seinem rechten Thalufer begleitend, über Uessbacher Mühle nach Alf.

Nördlich bei Kenfus (Ken=Kem=Kim) sollen, nach Angabe glaubwürdiger Bewohner, in der Richtung auf Driesch Reste eines Basaltpflasters der Strasse gefunden sein, als man dort Abwässerungsgräben anlegte. Von Driesch auf Kaiseresch liegt die Römerstrasse meist unter der heutigen Chaussee oder ist links neben derselben, namentlich am tiefen Einschnitt des Marterthales zu erkennen, wobei hier wie anderwärts die richtige Führung derselben durch das schwierige Terrain unsere Aufmerksamkeit verdient.

Die beiden Transversalen unserer Römerstrasse über den 200 m tief eingeschnittenen Uessbach erinnern an die Doppelwege der Trier—Kölner Römerstrasse, von der Mosel her bei Trier und Biewer, vom Rhein her am Thalrande der Ville bei Roesberg[1]), um in den steilen Engwegen solcher schwierigen Uebergänge jede Kreuzung der Kolonnen vermeiden zu können, indem am Theilpunkte der Doppelwege jeder Kolonne eine nur für sie allein bestimmte Strasse angewiesen wird.

Vorstehender Beitrag über Bertrich und dessen Umgebungen in der Römerzeit sollte die bisherigen Studien und Angaben[2]) über unsere heimathliche Moselgegend ergänzen helfen, deren Land und Leute Ausonius und Venantius Fortunatus schon vor anderthalb Jahrtausenden in so anziehenden werthvollen Bildern schilderten. Auch in militärischer Beziehung wurde die Wichtigkeit des starken Mosel-Abschnitts von jeher gewürdigt, und im Laufe der Zeiten oft benutzt. Es sprechen dafür die zahlreichen Uebergangstrassen der Römer über die Mosel bei Neumagen, Trarbach, Reil und Alf, Cochem, sowie die vom Professor Klein durch Ausgrabungen jetzt näher untersuchten Vorberge von Treis zwischen Pommern und Carden[3]). Weiter unterhalb nach Coblenz hin bedürfen die Uebergänge bei Moselkern, Gondorf (Contrua des Venantius), Lay und Gülz noch künftiger Aufklärung, so dass sich dort überall ein weites Feld für lokale und historische Forschungen bietet, die bei ihrer Ausdehnung und Schwierigkeit nur mittelst vereinigter Kräfte von Alterthumsfreunden durch Studien an Ort und Stelle zu lösen sind.

1) Bonner Jahrb. 78, S. 12 und 79, S. 21.

2) Major Schmidt, 31. Heft der Bonner Jahrb. S. 62 und 170. — Postverwalter Wirtzfeld aus Trarbach im Post-Archiv 1883, Nr. 7 u. 20. — Professor Schneider, 67. Heft der Bonner Jahrb. S. 26.

3) Bonner Jahrbücher 81, S. 240.

von Veith.

3. Die Ueberlieferung der germanischen Kriege des Augustus.

I.
Die Feldzüge des Nero Claudius Drusus.

Der Entschluss des Kaisers Augustus, das rechtsrheinische Gebiet dem Reiche einzuverleiben, geht in die Jahre zurück, in denen die Bedrohung des unteren Rheines die Anlegung eines grossen Waffenplatzes nöthig machte. Die Geschichte der Angriffskriege der Römer auf das freie Germanien ist so oft dargestellt worden, dass es gestattet ist, hier das von Andern Gesagte nur so weit zu wiederholen, als es zum Verständniss dessen, was ich als meine eigene Ansicht vorbringe, nothwendig ist.

Wir schöpfen bekanntlich unsere Kenntniss jener für die Anfänge der deutschen Geschichte entscheidenden Jahre aus Tacitus, Dio Cassius und Sueton, deren Berichte durch einzelne Notizen des Strabo und Plinius ergänzt werden. Ueber das bellum Germanicum des Augustus besitzen wir ein ziemlich ausgiebiges Kapitel des Florus. Es wird sich als schliessliches Ergebniss dieser Untersuchungen herausstellen, dass Florus aus gleichzeitigen Quellen schöpft, Cassius Dio dagegen, dessen Darstellung durchweg zum Ausgangspunkte der Forschung genommen wird, weniger glaubwürdig ist[1]).

Aus den Resten der Usipeter und Tenkterer, die dem Schwerte der Legionen Caesars und den Fluthen der Maas im J. 55 entronnen waren, war ein neuer Volksstamm erwachsen, der sich in Verbindung mit den Sigambern den Römern furchtbar machte. Einige römische

1) Die Litteratur über die germanischen Kriege des Augustus und Tiberius hat L. Abraham in der tüchtigen Programmabhandlung des Falkrealgymnasiums von 1875 S. 1 zusammengestellt. Noch weitere Nachweise finden sich in der ebenso gelehrten wie gründlichen Untersuchung von Jos. Pohl: Verona und Caesoriacum, die ältesten Namen für Bonn und Mainz, Münstereifel 1886 S. 17. Es bleiben in unserer Untersuchung wichtige Fragen unerörtert, weil es uns nur um eine Controle der Ueberlieferung zu thun ist.

Bürger, die ihr Gebiet betreten hatten, wurden ans Kreuz geschlagen[1]). Dieser Gewaltthat folgten neue Angriffe der verbündeten Stämme auf das römische Provinzialgebiet. Als ihnen der Statthalter Lollius entgegenzog, erlitt dieser in der Nähe des Rheines eine empfindliche Niederlage. Die römische Reiterei hatte sich auch diesmal nicht bewährt; sie gerieth in einen Hinterhalt und nach ihrer Flucht konnten sich auch die Legionen unter dem Legaten selbst nicht mehr halten und liessen fliehend den Adler der V. Legion[2]) in den Händen der Germanen.

Die Unzuverlässigkeit der chronologischen Anordnung der Ereignisse bei Cassius Dio zeigt sich gleich im Anfange unserer Untersuchung. Denn die Schlappe, die M. Lollius erlitt, wird unter dem J. 16 erzählt, während sie nach dem Zeugniss des Julius Obsequens c. 71, der ein sie begleitendes Prodigium verzeichnet, unter das Consulat des C. Silanus und C. Furnius ins J. 17 zu setzen ist[3]).

Unter dem Eindruck der schlimmen Nachrichten aus Gallien begab sich Augustus noch im J. 16 selbst an den Rhein (Dio 54, 19) und nöthigte die Sigambrer, die auf die Kunde von seinem Herannahen über den Grenzstrom zurückgegangen waren, zur Stellung von Geiseln. Dio gedenkt sowohl dieser Thatsache wie der anderen, dass er auch das folgende Jahr mit der Abwehr der Germanen beschäftigt am Rhein blieb. Aber das Wichtigste bleibt ungesagt, die von Tacitus

---

1) Der Vorgang, den der Scholiast zu Horaz 4, 2, 34 bezeugt: quia autem centuriones Romanos, qui ad stipendia missi erant, circumventos cruci affixere ist in das Jahr 11 zu setzen und identisch mit der Notiz des Florus 2, 30: viginti centurionibus in crucem actis hoc velut sacramento sumpserant bellum. Im J. 16 waren eben die Sigambrer nicht unterworfen, konnten also auch nicht tributpflichtig sein. Anders lagen die Dinge nach dem ersten Feldzuge des Drusus. Dies bemerke ich gegen Bergk, Zur Geschichte u. Topographie der röm. Rheinlande S. 22 Anm. 2.

2) Ich folge in diesem Punkte Th. Bergk, Zur Geschichte etc. S. 22 Anm. Er bezieht auch das Epigramm des Krinagoras Anthol. Pal. 741 auf die „clades Lolliana". Die von Mommsen, Die Oertlichkeit der Varusschlacht vorgeschlagene Beziehung auf die Teutoburgerschlacht, scheint mir wegen παρὰ χεύμασι Ῥήνου' nicht statthaft (vgl. Velleius 2, 97).

3) Gaio Silano et Gaio Furnio cos. insidiis Germanorum Romani circumventi sub M. Lollio legato graviter vexati. Die irrige Zahl 16 ist auch in die Geschichtsbücher eingedrungen. Auch bei Mommsen, Röm. Gesch. V S. 23 findet sich der Irrthum.

hist. 4, 23[1]) bezeugte Anlegung eines neuen festen Lagers. Gegenüber der Mündung der Lippe, 60 Milien entfernt von dem Hauptorte der Ubier gelegen, sollte dieser Platz in der Folgezeit als Hauptausfallsthor gegen die Germanen dienen. Nachdem etwa 4 n. Chr. ein neues Lager nördlich von der mittleren Lippe entstanden war, dessen Umrisse und Profile jüngst Herr v. Veith festzustellen versucht hat, empfing es den Namen Vetera Castra[2]).

Ebensowenig wie die Anlegung des grossen Castells am Niederrhein wird von Dio der Ausbau des von Agrippa begonnenen gallischen Strassennetzes erwähnt; damals muss nämlich der Heerweg gebaut worden sein, der die beiden Standlager am Niederrhein miteinander verband. Noch auffallender ist es, dass er auch von der Anlegung des grossen Kanals, durch welchen die Serpentinen des östlichen Rheinarmes (Flevus), die die Schifffahrt erschwerten und verlängerten, abgekürzt wurden, nichts zu melden weiss. Ausser der Anlegung von Gräben, die 15 bis 20 m breit, 2 bis 3 m tief waren, wurden die Wassermassen der Waal durch den Drususdamm hineingeleitet, um einen gleichmässigen Wasserstand zu erhalten. Dies Werk, das die Ingenieure unserer Tage bewundern und das nur durch die unbedingte Verfügung über das ganze Land und die Arme der Legionen zum Ziele zu führen war[3]), kann unmöglich in einem Jahre errichtet worden sein. Man wird nicht fehlgehen mit der Annahme, dass die Kanäle gleichzeitig mit dem festen Lager bei Xanten auf Veranlassung des Augustus in Angriff genommen und von Drusus, der schon im J. 13 am Rheine erscheint, vollendet wurden.

Im J. 13 war Augustus nach Rom zurückgekehrt. So lange er anwesend war, hatten die Germanen und Gallier Ruhe gehalten. Kaum hatte er den Rücken gewandt, als die Sigambrer und ihre Verbündeten, d. h. die Usipeter und Tenkterer, von Neuem losschlugen. Dio 54, 32

---

1) Quippe illis hibernis obsideri premique Germanias Augustus crediderat kann nur auf diesen Aufenthalt bezogen werden (vgl. v. Veith, Vetera castra S. 1). Die Züge des Drusus haben die Existenz eines solchen Lagers am Niederrhein zur Voraussetzung.

2) Wie Th. Bergk a. a. O. S. 23 A. 2, meines Wissens zuerst, vermuthet hat. Nach Mommsen, Röm. Gesch. V S. 29 soll der Gegensatz gegen Vetera Castra „Mainz" gebildet haben, eine Schöpfung des Drusus. Aber der Ursprung des Mainzer Lagers geht in die Jahre zurück, in denen Agrippa Gallien verwaltete (Bergk, Westdeutsche Zeitschrift I S. 499).

3) v. Veith, Vetera Castra.

erzählt zwar den Anfang des Krieges unter dem J. 12, aber es ist nicht ausgeschlossen, dass er hier wie an anderen Stellen in verschiedenen Jahren Geschehenes zusammenfasst und der Beginn der Feindseligkeiten noch in das vorhergehende Jahr gehört. Drusus begegnete der Gefahr mit grosser Klugheit: er versicherte sich der angesehensten Gallier und überfiel die verbündeten Germanen bei ihrem Versuche, über den Rhein zu gehen. Dann lässt ihn Dio einen verheerenden Zug in das Gebiet der Usipeter und der Sigambrer unternehmen. Nachdem er sich also den Rücken gesichert hatte, sei er auf einem Rheinarme in den Ocean gefahren, wo seine Schiffe bei dem Lande der Chauken in Gefahr kamen, aber von den Friesen gerettet wurden. Dass er auf dieser Fahrt die Insel Burkana einnahm und auf der Ems eine Flotille der Brukterer schlug, erfahren wir aus Strabo (VII p. 291).

Die Unrichtigkeit der Erzählung des Dio ist in einem Punkte zu erweisen. Aus dem Zeugniss des Kaisers Claudius in seiner Rede über das ius honorum der Gallier (Tacitus Annalen 2 ed. Nipperdey S. 317) wissen wir, was Dio verschweigt, dass Drusus von dem Geschäfte des Census[1]) sich zum Kriege gegen die Germanen wandte. Nach Dio beschied er die Häuptlinge der Gallier, die mit den Germanen im Einverständniss waren, zu sich nach Lugdunum „wegen des Festes, welches noch jetzt beim Altar des Augustus gefeiert wird." Offenbar hat Dio die Einweihung der Ara im Sinne, die am 1. August dieses Jahres vollzogen wurde (Sueton Claud. c. 2). Sollen die von Dio mitgetheilten Begebenheiten, die Abwehr der Germanen am Rheine, die Fahrt auf der Nordsee im Herbste geschehen sein? Richtig wird in der Epitome des Livius die Einweihung des Augustusaltares nach Erwähnung des Krieges dieses Jahres verzeichnet (Civitates Germaniae cis Rhenum et trans Rhenum positae oppugnantur a Druso et tumultus qui ob censum exortus in Gallia erat componitur. Ara Caesari ad confluentem Araris et Rhodani dedicata, sacerdote creato C. Julio Vercondaridubno Aeduo). Wir haben demnach anzunehmen, dass Drusus am 1. August in Lyon zurück war. Und was soll man da sagen, wenn man bei Dio liest, dass die Rückfahrt auf dem Ocean angetreten wurde, weil der Winter nahe war!

Nun ist es auffällig, dass die Epitome des Livius, der die vier

1) Illi patri meo Germaniam subigenti tutam quiete sua securamque a tergo pacem praestiterunt, et quidem cum ab census novo tum opere et inadsueto Gallis ad bellum advocatus esset.

letzten Bücher seines grossen Geschichtswerkes den Feldzügen des Drusus widmete, dies maritime Unternehmen nicht verzeichnet, sondern nur von der Unterwerfung germanischer Stämme dies- und jenseits des Rheines spricht. Die diesseitigen Völker können nicht verschieden sein von den Bundesgenossen der Sigambrer, die den Krieg gegen Rom eröffneten.

Auch Florus 2, 30 schweigt von der Erschliessung des Oceans. Er lässt den Drusus nach seiner Ankunft in der Provinz zuerst die Usipeter, dann die Tenkterer unterwerfen, durch das Land der Chatten einen Streifzug machen. Die Forscher sind meines Wissens darin einig, dass Florus die Feldzüge des Drusus durcheinander geworfen hat. Ich glaube, es steht etwas günstiger um seine Zuverlässigkeit. Von den Ereignissen des ersten Feldzuges wird jedenfalls die Bezwingung der Usipeter verzeichnet. Die folgenden Notizen (primos — inde — inde sollen die Zeitfolge andeuten) gehen allem Anscheine nach auf Ereignisse desselben Jahres (13 oder 12).

Man könnte auf den Gedanken kommen, dass statt Catthos im Texte des Florus Cauchos zu lesen sei, zwei Namen die in den Handschriften häufiger verwechselt werden. Jene Lesung wird aber durch die Uebereinstimmung mit Orosius geschützt. Catthos ist Object zu percurrit, d. h. er machte einen Streifzug durch das Land der Chatten. Dann folgt wahrscheinlich eine Lücke im Texte. Denn der Satz: „nam Marcomannorum spoliis et insignibus quendam editum tumulum in tropaei modum excoluit“ steht ausser Zusammenhang mit dem vorhergehenden Gedanken. Wir sind in der Lage das vor „nam“ fehlende Glied aus Orosius zu ergänzen. Von diesem wird 6, 21 [1]) in derselben Reihen-

---

1) Orosius 6, 21: Drusus in Germania primum Usipetes, deinde Tencteros et Cattos perdomuit. Marcomannos paene ad internecionem cecidit, postea fortissimas nationes et quibus natura vires, consuetudo experientiam virium dabat, Cheruscos, Suebos et Sygambros pariter uno bello sed etiam suis asperis saepe vicit. quorum ex eo considerari virtus ac feritas potest, quod mulieres quoque eorum, si quando praeventu Romanorum inter plaustra sua concludebantur deficientibus telis vel qualibet re, qua velut telo uti furor possit, parvos filios conlisos humi in hostium ora iaciebant. — Dass Orosius den Florus nicht ausgeschrieben hat, lässt sich schlagend beweisen. Denselben Zug der Wildheit germanischer Weiber berichtet Florus unter dem Norischen Kriege kurz also: quae fuerit Alpinarum gentium feritas, facile est vel per mulieres ostendere, quae deficientibus telis infantes suos adflictos humi in ora militum adversa miserunt.

folge die Unterwerfung der Usipeter, Tenkterer und Chatten berichtet. Dann fährt er fort: Die Marcomannen vernichtete er fast gänzlich; nachher überwand er die tapfersten Stämme auf einmal in einem Kriege: Cherusker, Sueven und Sigambrer. Statt uns aber die von den Verbündeten geplante Vertheilung der Beute zu erzählen, berichtet er einen Zug der Wildheit germanischer Weiber. Die einfachste Erklärung dieser Uebereinstimmung und Verschiedenheit liegt in der Annahme der Benutzung einer Livianischen Epitome, die mit der uns noch erhaltenen Periocha die Auslassung der maritimen Unternehmung des Drusus gemeinsam hatte. Florus wird wohl geschrieben haben: perdomiti etiam Marcomanni, quorum etc., vielleicht nur et Marcomannos (abhängig von percurrit), quorum etc.

Soweit uns der Bericht des Dio einen Schluss erlaubt, ist Drusus nicht vor dem dritten Feldzuge mit den Marcomannen am oberen Main in Berührung gekommen; aber soll uns das Schweigen eines unzuverlässigen Berichterstatters hindern, eine Nachricht anzunehmen, die mit anderweitig bekannten Thatsachen nicht im Widerspruche steht? Im Gegentheil wird dieselbe noch dadurch bestätigt, dass nach Florus und Orosius im J. 11 Sueben im Bunde mit den Cheruskern und Sigambrern stehen. Drusus kann sehr wohl schon im J. 13 oder 12 einen Krieg gegen Tenkterer, Chatten und Marcomannen unternommen haben und über Mainz zurückgekehrt sein. Ich meine, man müsse, wo unsere Quellen so dürftig fliessen, sehr vorsichtig sein im Verwerfen bestimmt auftretender Nachrichten.

Was Dio unter dem Jahre 11 erzählt, ist nachweislich lückenhaft und in wichtigen Punkten verkehrt. Zwar hört man von einer neuen Unterwerfung der Usipeter, von dem Uebergang über die Lippe, von dem Vordringen durch das Land der Sigambrer bis ins Land der Cherusker zur Weser. Aber wenn uns die dürftige Notiz der Epitome nicht erhalten wäre: Cherusci, Tencteri, Chauci aliaeque gentes Germanorum trans Rhenum subactae a Druso referuntur (dass vom J. 11 die Rede ist, zeigt die folgende Erwähnung von Octavias Tode), so würden wir von den Tenkterern nur aus Florus wissen und diesem nicht glauben. Die Unterwerfung der Chauken wäre uns ganz unbekannt geblieben.

In diesem Falle wurden die Chauken wie in einem der vorhergehenden Jahre von der Flotte, so jetzt von der Landmacht des Drusus angegriffen. Dieser ist, was aus Dio nicht ersichtlich ist, jedenfalls an die untere Weser gelangt. Es ist nicht unmöglich, dass in diesem Jahre die Le-

gionen durch eine neue Fahrt der Flotte unterstützt wurden. Denn nachdem einmal die Kanäle am Rheine hergestellt waren, konnten unter günstigen Verhältnissen die Schiffe in drei Tagen bis zur Emsmündung, in acht weiteren Tagen bis zur Weser gelangen. Dederich hat sogar angenommen, dass auf dieser zweiten Fahrt die Elbmündung erreicht ward, aber die Stelle im Rechenschaftsbericht des Augustus ist auf das von Tiberius angeordnete Unternehmen zu beziehen und die Notiz des Velleius 2, 106, dass seine Flotte von einem unbekannten und nie besuchten Meere her in die Elbe einfuhr, schliesst es aus, dass schon Drusus dieses Ziel erreicht hat. Aber wie gesagt, eine Fahrt bis zur Ems- und Wesermündung liegt gar nicht ausser dem Bereiche der Wahrscheinlichkeit, weil die Wohnsitze der Chauken bis zur See reichten.

Dio hat also jedenfalls wichtige Ereignisse des grossen Feldzuges vom J. 11 verschwiegen; an einer Stelle, wo wir seinen Bericht zu prüfen in der Lage sind, stellt sich dieser wiederum als unrichtig heraus. Die Erscheinung eines Bienenschwarmes habe ihn nächst der schlechten Jahreszeit und dem Mangel an Lebensmitteln bewogen ohne die Weser überzuschreiten den Rückzug anzutreten. Abgesehen davon, dass die Erscheinung eines Bienenschwarmes — die Bienen schwärmen heute im Wesergebiet im Sommer — zum „nahen Winter" nicht stimmen will, wissen wir aus Plinius nat. hist. 11, 17, 18, dass jenes Prodigium im Lager von Arbalo beobachtet war, während mit höchstem Glücke gefochten wurde. Damit ist Julius Obsequens, der das Wahrzeichen unter den Consuln des J. 11 berichtet, insofern in Uebereinstimmung, als er dasselbe in einem Lager eintreten lässt. Der Hinterhalt, in den eine Anzahl Römer gerieth, entspricht der Verlegenheit, in der sich Drusus anfangs bei Arbalo befand. Dio hat also einen Vorgang, der sich auf dem Rückzuge zutrug, zu einem Motive des Rückmarsches gemacht. Die Erzählung ist dürftig und unklar.

Die Legionen werden in einer engen Thalschlucht eingeschlossen An dieser Stelle treten die Nachrichten des Florus über den Bund der Cherusker, Sueben und Sigambrer ein, den nach dem Vorgange von Dederich zuletzt Ranke [1]) unter dem gewaltigen Eindrucke der In-

1) Weltgeschichte III 1 S. 14. Dederich, Die Feldzüge des Drusus und Tiberius S. 53 fg. — Mommsen, Römische Geschichte V S. 25 hat die Nachricht des Florus auf den Angriff der Sigambrer und ihrer Verbündeten im J. 12 bezogen. Aber weder sind damals die Cherusker am Rhein erschienen, noch nimmt

vasion des Drusus geschlossen sein lässt. Die Verbündeten hatten wie zur Bekräftigung ihres Bundes 20 Centurionen ans Kreuz geschlagen. Nicht im Zweifel darüber, dass sie die Legionen überwältigen würden, hatten sie die Beute vertragsmässig getheilt. Die Cherusker nahmen für sich die Pferde, die Sueben Gold und Silber, die Sigambrer die Gefangenen in Anspruch. Dies muss geschehen sein, als die Römer, „die durch Hinterhalte manchen Schaden erlitten hatten, in einer engen Thalschlucht eingeschlossen waren“.

Aber Drusus hielt seine Truppen in der Hand, vertheidigte die von ihm eingenommene feste Stellung und wies die mit Hast und ohne Ordnung unternommenen Angriffe der Germanen ab. Die Nachrichten des Florus füllen vortrefflich die Lücken in der Darstellung des Dio aus. Auch dieser betont „die Siegeszuversicht der Feinde, die ihrer Sache so gewiss waren, als wären die Römer schon in ihrer Gewalt und bedürfte es nur noch eines Schwertstreiches zu ihrer Vernichtung“. Denselben Sinn haben des Florus Worte: „Et omnia retrorsum! Denn der siegreiche Drusus vertheilte ihre Pferde, ihre Heerden, ihre Halsketten und sie selbst unter die Römer als Beute.“

Die Römer erkämpften nicht nur ihren Rückzug, sondern konnten auch einen festen Platz in der Mitte des Lippegebietes anlegen[1]), von wo aus ein ungehindertes Vordringen gegen das Land der Sigambrer und weiterhin der Cherusker möglich war. Durch die Forschung von Essellen, Böttger und Knoke[2]) ist es ausser Zweifel gestellt, dass dieser Ort bei dem heutigen Hamm zu suchen und der von Dio erwähnte Elison mit der daselbst mündenden Ahse identisch ist. Dass man noch in diesem Jahre wieder in feindliche Berührung mit den Chatten kam, die im Anfange des Jahres im Kriege mit Sigambrern lagen, zeigt die Erwähnung der Anlage eines Castells „in ihrem Lande hart am

diese Combination Rücksicht auf die Reihenfolge der Ereignisse bei Florus und in der Epitome.

1) Ranke S. 14: „Dabei blieb es dann auch, dass die Römer von ihren Invasionen abstanden. Sie begnügten sich, das Castell Aliso zu errichten, welches für spätere Unternehmungen einen Stützpunkt zu bilden im Stande war.“ Den späteren Bericht, dass Drusus bis an die Elbe vorgerückt und hier durch eine übermenschliche Erscheinung an weiterem Vorrücken abgehalten worden sei, will R. daraus erklären, dass sich das Andenken an die grossen Unternehmungen des Drusus erhielt, welche aber gescheitert waren.

2) Vgl. Knoke, Die Kriegszüge des Germanicus S. 297—317.

Rheine". Wie steht es um die Zeitangaben Dios? Weil der Winter vor der Thüre gewesen (ὁ χειμὼν ἐνέστη), habe er sich zur Umkehr entschlossen. Noch in demselben Jahre besteht er den siegreichen Kampf mit den Verbündeten, legt Aliso und das Castell im Chattenlande an. Ein Determinativ wird aus der Angabe des Sueton gewonnen, dass Ti. Claudius, des Drusus Sohn, im J. 10 v. Chr. zu Lugdunum am 1. August geboren wurde. Also ist Drusus neun Monate vorher, im Oktober oder spätestens November, bei seiner Antonia gewesen. Er wird die Weser im Anfang des Sommers erreicht haben. Die Erfolge des Drusus in den beiden ersten Jahren waren grossartig; es schien der Widerstand der Germanen erloschen zu sein. Der Senat in Rom fasste den Beschluss, den Janustempel zu schliessen, aber ehe derselbe ausgeführt wurde, waren an der Donau und am Rheine die Feindseligkeiten wieder eröffnet worden.

„Die Germanen, namentlich die Chatten, welche sich mit den Sigambrern verbündet und das ihnen angewiesene Land verlassen hatten, wurden von Drusus theils schwer heimgesucht, theils unterworfen" (Dio). Die Livianische Epitome lässt uns im Stich, da sie lediglich die Bekriegung rechtsrheinischer Stämme erwähnt. Unter den andern Germanen, denen Drusus Wohnsitze angewiesen hatte, sind wohl die Marcomannen zu verstehen. Man könnte auch hierin eine Bestätigung der von Florus berichteten, in ein früheres Jahr fallenden Bekämpfung der Chatten und Marcomannen sehen. Wie mangelhaft aber Dios Erzählung ist, empfindet man besonders lebhaft bei diesem Abschnitte. Er hat kein Wort von der Anlegung von Castellen und Brücken am Rheine. Diese wichtige Thatsache ist einzig aus Florus bekannt. Es soll seine viel besprochene Nachricht hier nicht wieder erörtert werden. Man kann um so eher darauf verzichten, als Joseph Pohl[1]) in seiner gründlichen Art diese Aufgabe gelöst hat, ich glaube aber Th. Bergk gegen den Vorwurf des willkürlichen Conjicirens in Schutz nehmen zu müssen. Bergk vermisste in Uebereinstimmung mit Dederich die Erwähnung von Stationen an der Ems (Amisia), auf der Drusus die Brukterer schlug, die er wiederholt auf seinen Zügen berührt hat. Andererseits wollte Bergk die Mosa nicht missen, offenbar weil Drusus auch mit den linksrheinischen Stämmen Krieg geführt hat und Stationen an der unteren Maas im Rheindelta das System seiner Befestigungen abschlossen. Nachdem „per Mosam" einmal verloren gegangen war, konnte „Amisiam" leicht als „Mosam" gelesen werden. Wäre es

1) a. a. O. S. 10.

Bergk vergönnt gewesen, seine in dem ersten Aufsatz zur Geschichte und Topographie S. 6 gelegentlich geäusserte Meinung zu vertheidigen, so würde er auf die Lücken im Texte des Florus hingewiesen haben. Dass er eine solche vor „in Rheni quidem ripa“ annahm, hat eine von mir in diesem Jahrbuch LXXXI, S. 117 veröffentlichte Notiz gezeigt, die „ripa(m)“ als Objekt zu pontibus iunxit gezogen wissen wollte und in Borman den Rest von (apud U)biorum aram erkannte. Die Erörterung der Streitfrage, auf welche Orte diese alten Namen zu beziehen sind, liegt ausserhalb des Rahmens dieser Quellenprüfung. Die Worte des Florus „et praeterea in tutelam provinciae praesidia atque custodias ubique disposuit per Amisiam flumen, per Albin, per Visurgin, (per Mosam) sind aber bei der Lösung der wichtigen Frage von Bedeutung, ob Drusus, wie es von Dio bezeugt wird, die Elbe erreicht hat. Ranke (S. 12) war der Ansicht, dass Drusus auf seiner Nordseefahrt die Elbmündung erreicht habe, und dass bei dieser Gelegenheit an Weser und Elbe Militärstationen angelegt wurden. Aber durch das Zeugniss des Velleius ist die Erreichung dieser Regionen durch Drusus ausgeschlossen, wenn auch Tacitus sagen mag, dass nach Drusus niemand mehr den Ocean befahren habe. Die Verkehrtheit dieser Angabe ist ausser Zweifel, da auch die Flotte des Germanicus an der Elbe gewesen ist, die Angabe des Velleius aber, dass die Flotte des Tiberius die erste war, die in die Elbmündung einfuhr, als unrichtig noch zu erweisen ist.

Dass Drusus aber an den Ufern der Elbe geweilt hat, wird in der Quelle des Florus berichtet gewesen sein. Vorausgesetzt wird es von Eutropius 7, 9: Germanorum ingentes copias cecidit, ipsos quoque trans Albin fluvium submovit, qui in barbarico longe ultra Rhenum est. Hoc tamen bellum per Drusum privignum administravit, sicut per Tiberium privignum alterum Pannonicum bellum. Damit stimmt sachlich und wörtlich Sueton Aug. 21 überein: „Germanos ultra Albim fluvium summovit, ex quibus Suebos et Sigambros dedentes se traduxit in Galliam atque in proximis Rheno agris collocavit.“ Denn die Verpflanzung der Sigambrer, die nach der Erweiterung des Reiches bis zur Elbe erwähnt wird, erfolgte nach dem Tode des Drusus im J. 9. Offenbar gehen Sueton und Eutrop auf eine gemeinsame Quelle zurück, auf einen Auszug aus Livius, dem jedenfalls der letztere seine Nachrichten durchweg verdankt[1]).

1) Vgl. M. Köhler, qua ratione T. Livi annalibus usi sint veteres scriptores p. 38.

Die näheren Umstände, unter denen Drusus an die Elbe gelangte, werden nur von Dio mitgetheilt. In Rom trat Drusus am 1. Januar des Jahres 9 mit Quinctius Crispinus zusammen das Consulat an und nahm dann den unterbrochenen Feldzug wieder auf. Wir sehen ihn siegreich das Land der Chatten und Sueben durchziehen, von da durch das Gebiet der Cherusker an die Weser und Elbe vordringen. Von weiterem Vorrücken wurde er durch eine übermenschliche Erscheinung abgehalten: „Wohin willst du, unersättlicher Drusus? das Geschick hat dir nicht bestimmt, alles dies zu schauen. Das Ende deiner Thaten und deines Lebens ist erschienen.“ So sprach die Stimme der Gottheit, die sich in die Gestalt eines Weibes gehüllt hatte. Und die Erfüllung folgte auf dem Fusse. Drusus kehrte eilends um und starb auf dem Wege, noch ehe er den Rhein erreichte, an einer Krankheit. Den Schluss der Erzählung macht wiederum die Aufzählung von Prodigien, wie er mit denselben begonnen hatte. Es ist eine etwas wunderliche Mischung von mythischen, sagenhaften und geschichtlichen Einzelheiten.

Im Widerspruche mit dieser Darstellung ist zunächst die Perioche des letzten Buches des Livius, nach der Drusus an den Folgen eines Schenkelbruches verschieden ist. Noch bedeutsamer für das Verständniss dieser Ueberlieferung sind die Mittheilungen des Sueton. „Drusus“, heisst es (vita Claudii 1), „verfolgte den Feind in seine innersten Wildnisse und liess nicht eher ab von der Verfolgung, bis ein Barbarenweib von übermenschlicher Grösse erschien und in lateinischer Sprache dem Sieger verbot, weiter vorzudringen.“ Da Sueton im Folgenden die ihm für diese Erfolge zu Theil gewordene Auszeichnung, die Ovation und die Triumphalabzeichen erwähnt, so ist sicher, dass er einen Vorgang des J. 11 im Auge hatte.

Diesen Widerspruch zwischen Sueton und Dio hat L. **Abraham** a. a. O. des Näheren erörtert. Er zeigt, dass die Erzählung des Sueton zu der Situation passt, in die Drusus bei Arbalo gerieth. „Dass die deutsche Frau die bevorstehenden Gefahren, die aus einem Bündnisse mehrerer Völker hervorgingen, dem römischen Feldherrn voraussagen konnte, ist klar und ebenso leicht zu erklären, wie in der volksthümlichen Ueberlieferung und bei mehr auf Effekt als auf Genauigkeit sehenden Schriftstellern das Ereigniss von der Weser an die Elbe aus dem J. 743 bis 745 der Stadt verlegt wurde. Einmal nämlich liebt das Wunderbare den Reiz der nur halb bekannten, in unsicheren Umrissen verschwimmenden Ferne, und diesen Charakter ver-

lor die Weser für die Römer sehr bald, während die Elbe ihn immer bewahrte; dann aber war die Prophezeiung im J. 11 nicht eingetroffen, während der Tod des Drusus um zwei Jahre später eine gewaltige Erfüllung darbot.“ Zu diesen durchschlagenden Gründen, die Abraham bestimmten, Dio's Erzählung zu verwerfen, hätte noch ein weiterer Grund hinzugefügt werden können, dass die Trübung einer echten Ueberlieferung auch darin kenntlich ist, dass Dio geradezu von der Stimme einer Gottheit den Drusus gewarnt sein lässt.

Wenn wir also in diesem Theile der Erzählung mit Abraham den Niederschlag einer dichtenden Volkssage sehen, so gehen wir aber doch in unserem Zweifel an dem Werthe dieser Ueberlieferung nicht so weit, wie Ranke, dem dieselbe nur beweist, dass sich das Andenken an grosse Unternehmungen des Drusus, die aber gescheitert waren, in der Folgezeit erhalten habe.

Wenn Drusus überhaupt die Elbe gesehen hat, dann ist es in diesem Jahre geschehen. An der Thatsache selbst kann nach dem oben Gesagten nicht gezweifelt werden. Allerdings hat Abraham S. 5 mit Recht darauf aufmerksam gemacht, dass Strabo von seinen Kriegsthaten an der Elbe nichts weiss. Mit demselben Rechte könnte man sein Schweigen gegen die Nachricht des Velleius von den Erfolgen des Tiberius an der Elbe im J. 5 n. Chr. geltend machen. Aber ist Strabo 7, 1 p. 290 nicht sogar im Widerspruch mit Dio? Zunächst muss bemerkt werden, dass die ganze Stelle schwer verstümmelt und verderbt überliefert ist. Th. Bergk hat dieselbe im Rhein. Mus. 1882 S. 297 in folgende Fassung gebracht: *πρὸς δὲ τῷ Ὠκεανῷ Σούγαμβροι . . καὶ Ἀμψιανοί ⟨παρ' οἷς ἐκδίδωσιν ὁ Ἀμασίας⟩ διέχων Ῥήνου περὶ ἑξακοσίους σταδίους. ἐπὶ ταὐτὰ τῷ Ἀμασίᾳ φέρονται Βίσουργίς τε καὶ ἄλλοι πλείους. ἔστι δὲ καὶ Λουπίας ποταμὸς ῥέων διὰ Βρουκτέρων τῶν ἐλαττόνων. ἔστι δὲ καὶ Σάλας ποταμός, οὗ μεταξὺ καὶ τοῦ Ῥήνου πολεμῶν καὶ κατορθῶν Δροῦσος ἐτελεύτησεν ὁ Γερμανικός. ἐχειρώσατο δ' οὐ μόνον τῶν ἐθνῶν τὰ πλεῖστα ἀλλὰ καὶ τὰς ἐν τῷ παράπλῳ νήσους, ὧν ἐστι καὶ ἡ Βυρχανίς, ἣν ἐκ πολιορκίας εἷλεν.*

Nach der geläufigsten Auffassung der gesperrten Worte, die noch Mommsen in dem 5. Bande der römischen Geschichte S. 7 Anm. vertritt, ist Drusus auf seinem Rückzug, der von der Elbe zur Saale, von diesem Flusse zur Weser führte, in der Nähe der Saale mit seinem Pferde gestürzt und zwischen Saale und Weser seinen Leiden erlegen. Schiller (röm. Kaisergeschichte I S. 219) lässt ihn auf dem Rück-

zuge durch das Saalethal sich nach Süden wenden und auf der alten grossen Strasse über Naumburg, Kösen, Gelnhausen auf den Rhein zu marschiren und an der Saale stürzen. Eine ältere Ansicht hat neuerdings Herr v. Veith[1]) wiederholt. Drusus habe im J. 9 zwei Feldzüge unternommen, den einen in die Gegend der Kinzig, dann von Vetera die Lippe aufwärts bis zur Elbe. Nach dem verhängnissvollen Sturze sei er auf dem Eltenberg zwischen Rhein und Salas, der nach dem Vorgange älterer Forscher mit der Yssel gleichgestellt wird, nach dreissigtägiger Krankheit in den Armen seines Bruders Tiberius gestorben.

Diese Aufstellungen des um die topograpische Forschung hoch verdienten Herrn v. Veith sind willkürlich und befinden sich in unlösbarem Widerspruch mit feststehenden Thatsachen. Die schon von Mommsen a. a. O. richtig gewürdigten Zeugnisse schliessen eine in der Nähe des Rheins gelegene Sterbestätte geradezu aus. Denn einmal lag das Sommerlager, in dem Drusus verschied, nach Valerius Maximus 5, 5, 3 tief im Barbarenlande, andererseits die von Tacitus annal. 2, 7 bezeugte „vetus ara Druso sita", die mit Recht allgemein auf dessen Sterbestätte bezogen worden, nicht zu weit von dem Teutoburger Schlachtfeld. Denn als Germanicus im J. 16 mit sechs Legionen erschien, um ein Castell an der Lippe zu entsetzen, hatten sich die Belagerer zerstreut, nachdem sie den jüngst den Varianischen Legionen errichteten Hügel und die alte dem Drusus errichtete ara zerstört. Weiter aber wird der Σάλας ποταμός[2]), der nur aus Strabo bekannt ist, ohne Beweis mit der Yssel identificirt. Nach dem Zusammenhange kann von Strabo allerdings an einen norddeutschen Fluss gedacht sein, denn nach Aufzählung der Flüsse, die in die Nordsee fliessen, wendet er sich zu den Flüssen des Binnenlandes, der Lippe und dem Salas. Die Gleichstellung beruht nur auf der Namensähnlichkeit. Allerdings heisst noch heute ein Theil der niederländischen Provinz Overyssel das Salland, aber durch die mittelalterliche

1) Das römische Köln S. 22. Wiederholt Vetera castra S. 26. Bonner Jahrb. LXXXIV S. 26: „Der Eltenberg trug einst das befestigte Hauptquartier, aber auch das Sterbelager des Drusus, dessen Namen der von ihm angelegte Brunnen und die weithin bekannten Sagen vom dort verstorbenen König Drusus bewahren."

2) Schon Casaubonus hat Σάλας verändert in Ἴσαλας. Das Nähere darüber bei Dederich a. a. O. S. 99. Ein Theil seiner Ausführungen wird durch die von Bergk vorgenommene Textverbesserung erledigt.

Namensform des Flusses Isla und Ysla [1]) wird jene Vermuthung ausgeschlossen.

Man wird zwar bei der alten Auffassung bleiben, dass der Salas, die Richtigkeit der Lesung vorausgesetzt, die thüringische Saale ist, aber davon absehen müssen, dass Drusus in der Nähe derselben gestürzt oder gar gestorben sei. Denn es ist einfach undenkbar, dass ein Schwerverletzter, wie Drusus war, von diesem Flusse bis in die Osnabrücker Gegend oder in den Teutoburger Wald gebracht werden konnte, durch ein Land, in dem es keine gebahnten Strassen, keine vorbereiteten Flussübergänge gab.

Abraham hat darauf hingewiesen, dass an jener Stelle οὐ μεταξὺ καὶ Ῥήνου auf die Participia πολεμῶν καὶ κατορθῶν zu beziehen, also zu übersetzen ist „zwischen dem und dem Rhein Drusus eben Krieg führte und die Verhältnisse ordnete, als er starb". Wenn wir uns auch für diese Erklärung entscheiden, so können wir doch einen Widerspruch mit Dio nicht erkennen. Denn Strabo sagt nur, dass das Land zwischen Rhein und Saale der Schauplatz des Krieges war, mit dessen Führung beschäftigt, Drusus starb. Er sagt aber nicht dass die Saale der äusserste Punkt war, an den er gekommen. Man muss also um so eher an dieser Nachricht des Dio festhalten, als durch die richtige Bestimmung des Elblaufs eine Verwechslung mit der Saale ausgeschlossen ist, und wenn die Saale einmal erreicht war, auch die mittlere Elbe in wenigen Tagemärschen erreicht werden konnte. Auch mag die Saale, wie Dederich sagt, auf dem Feldzuge des Drusus eine besonders bedeutende Rolle gespielt haben. Nachdem er an der Elbe ein Siegeszeichen errichtet hatte, kehrte er zur Saale, von dieser an die Weser zurück. Hat Drusus an der Weser wirklich Stationen errichtet, so kann es nur in dem Gebiete einer verbündeten Nation geschehen sein.

Da des Drusus Sterbetag, wie im Antiatischen Kalender verzeichnet ist, der 14. September war [2]), so ist er 30 Tage früher (Livi epitome), also am 14. August, gestürzt, spätestens Ende Juli an der Elbe gewesen.

Drusus war durch das Gebiet der Chatten in das der Sueben vorgedrungen. Die Sueben sind die Marcomannen, deren Besiegung auch in anderen Berichten besonders betont wird. Ihre Wohnsitze hatten

---

1) Dederich S. 102.

2) J. Klein, fasti consulares S. 12.

sie damals noch im Gebiete des obern Mains, wo schon in einem der vorhergehenden Jahre mit ihnen gekämpft worden war[1]). Das von Florus erwähnte Siegesdenkmal hat sich ohne Frage in Mainz befunden, welches bei einem Kriege gegen Chatten und Marcomannen die bequemste Operationsbasis bot. Auch den letzten Kriegszug wird er von Mainz aus[2]) unternommen haben. Das grosse Ergebniss dieser Kämpfe wird von Florus durchaus richtig angegeben, dass er den unbesuchten und unzugänglichen Hercynischen Wald erschlossen habe (invisum lies invisitatum) atque inaccessum in id tempus Hercynium saltum patefecit). Florus hat den letzten Feldzug des Drusus im Auge, denn im folgenden Satz wird sein Tod, im vorhergehenden die Befestigung der Rheingrenze durch die Anlegung von 50 Castellen erwähnt, deren Abschluss spätestens im J. 10 erfolgte[3]).

Dieser Schriftsteller hat also nach dem oben Gesagten die wichtigsten Begebenheiten in chronologischer Folge verzeichnet. Von der Saale wandten sich die Legionen zur Weser in das Land der Cherusker, die nach der Epitome auf dem Feldzuge vom J. 11 unterworfen worden waren. Zwischen Weser und Ems hatte er dann das Unglück, mit dem Pferde zu stürzen. Man schaffte ihn in das nächst gelegene Sommerlager.[4]) Dass es Aliso war, wie Abraham annimmt,

1) Das Gedicht über den Tod des Drusus hebt von seinen Erfolgen hervor, „dass er der Sueven kampfesmuthiges Geschlecht und die unbesiegten Sigambrer zu Boden schlug."

2) J. Pohl, a. a. O. S. 17 fg.

3) Florus 2, 30 berichtet mit den oben vorgeschlagenen oder angenommenen Verbesserungen also: Missus in eam provinciam Drusus primos domuit Usipetes, inde Tencteros; percurrit et Catthos, (perdomiti et)iam Marcomanni, quorum spoliis et insignibus quendam editum tumulum in tropaei modum excoluit. Inde validissimas nationes Cheruscos Suebosque et Sigambros pariter adgressus est, qui viginti centurionibus in crucem actis hoc velut sacramento sumpserant bellum adeo certa victoriae spe, ut praedam ante pactione diviserint. Cherusci equos, Suebi aurum et argentum, Sicambri captivos elegerant. sed omnia retrorsum! victor namque Drusus equos, pecora, torques eorum ipsosque praedam divisit et vendidit. et praeterea in tutelam provinciae praesidia atque custodias ubique disposuit per (A)misiam flumen, per Albin, per Visurgin, (per Mosam). Rheni quidem ripa(m), (in qua) quinquaginta amplius castella direxit, (apud U)biorum aram et Caesoriacum pontibus iunxit classibusque firmavit. invis(itat)um et inaccessum in id tempus Hercynium saltum patefecit.

4) Seneca ad Marciam c. 3: ipsis illum hostibus aegrum cum veneratione et pace mutua prosequentibus nec optare quod expediebat audentibus.

ist gar nicht zu erweisen. Die 200,000 Schritt, die Tiberius zurücklegte, als er von Pavia aus an das Krankenbett seines Bruders eilte[1]), sollen der Entfernung von Mainz bis Aliso entsprechen, wenn er den Limes (?) entlang rheinabwärts reiste bis zur Lippemündung und von dort aus die Lippe aufwärts. Aber Zangemeister zeigt in der Westdeutschen Zeitschrift 1887, S. 238, dass diese Angabe der Entfernung auf das Wesergebiet führt, wenn Tiberius bei Mainz über den Rhein ging, und den Weg durch das Chattenland nahm. Er hält es für möglich, dass die castra aestiva, in denen Drusus starb, mit dem Sommerlager des Varus identisch sind. Wenn es dasselbe Lager ist, in welchem im J. 9 n. Chr. die Germanen den Varus angriffen, so würde sich damit ein weiterer Grund für die Bezeichnung dieser Stätte als des Unglückslagers ergeben haben[2]).

---

1) Die Notiz des Sueton, dass Drusus im Sommerlager an einer Krankheit gestorben sei und diese den Verdacht der Vergiftung nahe gelegt habe, beruht auf demselben Gerüchte, das ihm auch die Absicht zugeschrieben hatte, die Republik wieder herzustellen. Von einer blossen Krankheit reden auch Dio 55, 1, Valerius Maximus 5, 5, 3 (gravi illum et periculosa valetudine in Germania fluctuare) und Plinius 7, 84 (ad fratrem aegrotum) haben die Zeit nach dem Sturze im Auge. Diesen bezeugt die Epitome aus Livius 142. Diese Todesart hat auch Velleius im Sinne, wenn er sagt: „fatorum iniquitas agentem annos XXX rapuit“.

2) Mit der Frage nach der Sterbestätte des Drusus hängt eine andere zusammen, wo das von den Soldaten ihm errichtete Grabmal gestanden hat. Mit Rücksicht auf Eutrop 7, 13: Drusi qui apud Moguntiacum monumentum habet, wird dasselbe gewöhnlich bei Mainz gesucht. Wahrscheinlich ist dieses identisch mit dem Denkmal, das den Sieg über die Marcomannen verherrlichte und aus Florus bekannt ist. Entschieden irrig ist die Annahme von Abraham S. 7, dass die ara Tac. ann. 2, 7 und das *κενοτάφιον* Dio 55, 2 sich auf dasselbe Denkmal beziehen. Denn Dio sagt ausdrücklich, dass letzteres am Rheine lag (vgl. J. Pohl S. 18, daselbst die Litteratur). Mommsen (Röm. Gesch. V 27 A. 1) entschied sich für Xanten, weil die Leiche daselbst verbrannt worden sei und diese Stätte nach römischem Brauche als Sterbestätte galt. O. Hirschfeld zeigt aber in den Sitzungsberichten der preussischen Akademie der Wissenschaften LI 1886, S. 1152, dass die Leiche in Rom auf dem Marsfelde und nicht, wie es der Wunsch der Soldaten war, in dem Winterlager verbrannt worden ist. Hirschfeld selbst möchte das Grabdenkmal bei der ara Ubiorum suchen, deren Stiftung allem Anscheine nach auf Drusus zurückgehe. Die Angabe Suetons Claud. c. 1, dass Jahr für Jahr bei dem Denkmal eine militärische Parade abgehalten wurde, und die gallischen Staaten publice ein Todtenopfer darbrachten, scheint auch uns auf den Altar des Augustus hinzuweisen.

Es bleibt in der Untersuchung der Feldzüge des Drusus noch manche Frage, die mit voller Sicherheit nicht zu entscheiden war, aber zwei Ergebnisse scheinen uns unumstösslich, dass die Nachrichten des Florus allen Anspruch auf Glaubwürdigkeit haben, dass Cassius Dio aber eine sehr späte, durch die Volkssage getrübte Quelle benutzt hat.

II.

Die Feldzüge des Tiberius in den Jahren 4 und 5 n. Chr.

Die Unternehmungen des Drusus hatten den Zweck, das rechtsrheinische Germanien dem Reiche einzuverleiben. Dies beweisen zur Genüge die grossen Vorbereitungen, die noch von Augustus selbst getroffen wurden und die ununterbrochene Führung des Krieges während sechs Jahren. Die Kriege in den Alpen, die Kämpfe in Pannonien deuten an, dass man von verschiedenen Grundlagen aus die Eroberung des Nordens in die Hand nahm [1]. Dio lässt uns über die Absichten des Augustus im Unklaren, aber der Sache durchaus entsprechend wird von Florus bezeugt, dass der Gedanke an seinen Vater, an Cäsar es war, der Augustus bestimmte, Germanien zur Provinz zu machen und Drusus mit der Lösung dieser Aufgabe zu betrauen. Dem entspricht es, dass Velleius den Drusus den „Bezwinger des grössten Theiles von Germanien" nennt und der Kaiser Claudius in seiner Rede über das ius honorum der Gallier von ihm den Ausdruck gebraucht ‚subigenti Germaniam'.

Wenn Florus sagt, dass durch die Kriegführung des Drusus Germanien ein anderes Land geworden sei, so hat man darin eine rhetorische Uebertreibung zu sehen. Aber das Ergebniss liegt deutlich zu Tage: die Unterwerfung eines grossen Theiles von Germanien: „Was ich gewähren konnte, habe ich gewährt: der Sieg ist errungen. Der Vollbringer des Werkes schied, aber das Werk bleibt" [2]. Dies zu vollenden war seinem Bruder Tiberius vorbehalten.

Ueber die erfolgreichsten Feldzüge des Tiberius in den Jahren 4 u. 5 n. Chr. besitzen wir den eingehenden Bericht eines Augenzeugen, des

1) Diese Ansicht hat Mommsen in der schönen Abhandlung, die germanischen Kriege des Augustus in grossen Zügen entwickelt (vgl. Röm. Gesch V S. 211 fg.). Damit stimmen die Erwägungen von Horkel, Geschichtsschreiber der deutschen Urzeit überein S. 315. Abraham hat dieselben ohne Grund bestritten a. a. O. S. 7.

2) Aus dem Klagelied auf den Tod des Drusus v. 237.

Velleius Paterculus, der als Stabsoffizier den Tiberius begleitet hat. Dieser Bericht ist zwar in dem Tone der Bewunderung gehalten, aber bietet doch eine Fülle von bestimmten Thatsachen, dass man um so weniger an ihrer Richtigkeit zweifeln darf, als sie durch anderweitig Bekanntes bestätigt werden. Nachdem er den Jubel der Veteranen aus den rhätischen, vindelicischen, pannonischen, germanischen und armenischen Feldzügen geschildert hat, verzeichnet er eine Kette der glänzendsten Erfolge, die um so schwerer wogen, als sie mit den denkbar geringsten Opfern erkauft waren. Denn Tiberius pflegte nur den Knoten mit dem Schwerte zu zerhauen, den die Kunst der Verhandlung nicht zu lösen vermochte.

Im Ganzen genommen bewegen sich die Feldzüge des Tiberius von castra Vetera aus auf den Bahnen, die Drusus eingeschlagen: das äusserste Ziel, das er auf dem ersteren von jenem Punkte aus erreichte, war die Weser, auf dem zweiten gelangte Tiberius bis zur Elbe. Die im Münsterlande wohnenden Brukterer, einst von Drusus auf der Ems bewältigt, unterliegen von neuem, nachdem vorher die Chamaven und Chattuarier, die hier in die Geschichte eintreten, die römische Herrschaft anerkannt hatten[1]). Jetzt war der Weg gesichert, der zu den Cheruskern führte. Vor den grossen Streitkräften, die Tiberius entfaltete, zu denen die Kontingente der Friesen hinzukamen, und gleichzeitig in der Seite gefasst von einer starken Flotte, welche die früher gemachten Erfahrungen verwerthen konnte, verstanden sich die Cherusker, bei denen es seit den Tagen des Drusus eine römische Partei gab, zu einem Bündnisse mit den Römern, auf das zum guten Theile die Erfolge der nächsten Jahre zurückzuführen sind. Als Vermittler hatte er sich der Person des Segestes bedient, der mit Bezug auf diesen Vorgang Germanicus gegenüber seine ununterbrochene Freundschaft mit den Römern betonte und sich selbst als passenden Vermittler für das Volk der Germanen bezeichnet. Der Häuptling wurde noch tiefer in das römische Interesse gezogen; sein Sohn Segimund wurde für das Priesteramt am Altare des Augustus[2]) in Aussicht ge-

1) Deppe S. 4 will für „faciat ruari" fracti Angrivari lesen, was nicht glaublich ist. Er setzt dieselben zwischen Osning und Süntel.

2) Th. Bergk, a. a. O. S. 140. Bergk vermuthet mit gewohntem Scharfsinn, dass der erste Priester am Altar des Augustus ein Ubier war: „gerade so wie in Lyon der erste Flamen aus dem Canton der Aeduer erwählt wurde: denn wie in Gallien die Aeduer, so waren in Germanien die Ubier von Anfang an die gefügigsten Werkzeuge der Fremdherrschaft".

nommen, um in dem Sohne den Vater zu ehren und die Berechtigung der rechtsrheinischen Stämme anzuerkennen. Damals war auch Arminius trotz seines jugendlichen Alters — er war erst 22 Jahre alt — mit einem kleinen Commando betraut und so dessen Vater, der einflussreiche Segimer, verpflichtet. Dem Beispiele der Cherusker folgten die Ampsivarier. Einer ihrer Häuptlinge, Boiocal, ward nach Tacitus bei der Erhebung der Cherusker im J. 9 wegen seiner römischen Gesinnung verdächtig und gefesselt[1]).

So gelangte Tiberius ohne Widerstand über die Weser hinaus. Einen wesentlichen Antheil an diesen Erfolgen wird C. Sentius Saturninus, der schon unter Drusus ein Commando gehabt hatte, von Velleius zugeschrieben. Erst im Dezember wurde das Winterlager bezogen[2]). Zum erstenmal blieben, so weit unsere Kunde reicht, die Legionen im Innern von Germanien. Es war nicht allein die Milde des Winters, die es ermöglichte: das Land galt für beruhigt. Während das Heer an den Quellen der Vilia lagerte, eilte Tiberius über die schneebedeckten Alpen nach Italien.

Dies Winterlager wurde noch neuerdings von Knoke in der Nähe der Lippequelle bei Paderborn gesucht. Es scheint mir aber ausgemacht, dass es innerhalb der jetzt nachgewiesenen Grenzwehren, die Tiberius errichtet hat, gesucht werden muss.

Nach der ausdrücklichen Angabe des Tacitus (1, 150) durchschneidet Germanicus im J. 15 den Caesischen Wald und die von Tiberius angelegte Grenzwehr und schlug an dieser selbst sein Lager auf. Diese Anlagen waren im J. 10 schon vorhanden, da Tiberius die rechtsrheinischen Grenzwälle wiederherstellt[3]), um durch Verheerung des Landes an den Germanen für die Ereignisse des Vorjahres Rache zu nehmen. Schon Th. Bergk[4]) hat die Anlegung desselben auf den Feldzug des Tiberius vom J. 4 zurückgeführt. Innerhalb derselben

1) Velleius 2, 118 Tac. ann. 2, 7, 10.

2) Velleius 2, 105: Anni eius aestiva usque in mensem Decembrem perducta, immanis emolumentum fecere victoriae. Deppe, die Feldzüge des Tiberius, übersetzt „Das Sommerlager dieses Jahres bis in den Monat Dezember gehalten, machte den Schluss eines ungeheuren Sieges!" Deppe sucht nun dies aus einer falschen Uebersetzung entstandene Sommerlager am Südostende des Tönsberges bei Oerlinghausen: es sei identisch mit dem Sommerlager des Varus. So ist man unermüdlich, in das Fass der Danaiden zu schöpfen!

3) Vell. 2, 120: aperit limites.

4) Zur rhein. Geschichte und Topographie S. 23 A. 2.

habe vom J. 4 auf 5 und regelmässig bis zum J. 9 ein Theil des Heeres überwintert. Nach den Untersuchungen des Generals v. Veith[1]) sind die Wälle des Tiberius in ihren mächtigen Profilen zwischen der unteren Lippe und der oberen Aa, zwischen Borken, Haltern und Dülmen, noch deutlich erkennbar. In der Nähe liegt die Quelle der Aa, die sehr wohl, wie das in der Nähe gelegene Velen schliessen lässt, mit der Vilia, bezw. Julia des Velleius identisch sein kann. Dort hat also, an einem strategisch und taktisch wichtig gelegenen Terrainabschnitt das Heer des Tiberius im J. 4 überwintert. „Nur dort in der Nähe des Rheins war die schwierige Verpflegung zu sichern." Denn im Süden durch die 20 bis 30 m breite, 2 m tiefe Lippe, nördlich von Borken über Gemen und Velen durch die Niederung der Aa geschützt, decken ihn im Osten die sumpfigen Moorbäche und Brüche, welche bei Velen, Haus Dülmen und Haltern sich an die Niederungen der Aa, Stever und Lippe anschliessen. Der Nachweis dieser Grenzwehr lässt die Erfolge des Tiberius in einem noch günstigeren Lichte erscheinen, als der Bericht des Velleius. Der Feldzug des folgenden Sommers brachte neue Triumphe. Die Langobarden und Chauken wurden unterworfen. — Das Heer gelangt an die Elbe, wo es auf die Flotte traf, die ohne Unfall die Seefahrt zurückgelegt hatte. Von der Elbmündung aus ward eine Entdeckungsfahrt unternommen, die die römischen Schiffe zu den dänischen Inseln und zum Eingange des Sundes führte, „wohin weder zu Lande noch zu Wasser ein Römer vor dieser Zeit gekommen". Die Cimbern, Chauken, Semnonen und andere Stämme dieses Theiles von Germanien, sagt Augustus im Ancyranischen Denkmal, „baten durch Gesandte um meine und des römischen Volkes Freundschaft".

Es ist ausserordentlich lehrreich, mit diesen lautsprechenden Thatsachen den Wortlaut der Dionischen Darstellung zusammen zu halten:

„Zu dieser Zeit stand, wie mehrere andere Feldherren, so auch Tiberius gegen die Germanen zu Felde. Er drang zuerst bis an die Weser, dann auch bis an die Elbe vor; jedoch ward damals eben nichts bemerkenswerthes vollführt, obwohl nicht Augustus allein, sondern auch Tiberius dieser Thaten wegen Imperator genannt ward, und Gaius Sentius, der Präfekt von Germanien, die Triumphalehren erhielt. Denn nicht einmal nur, sondern zweimal schlossen die Germanen aus

1) Bonner Jahrbuch 1884, S. 1 ff.

Furcht mit ihnen Bündnisse. Der Grund aber, obwohl sie den ersten Vertrag bald gebrochen hatten, ihnen dennoch wiederum Frieden zu gewähren, war, dass bei den Dalmatern und Pannoniern ein bedeutender Aufstand losbrach, der eine nachdrückliche Ahndung erforderte."

Die Dürftigkeit dieses Berichtes haben schon J. Horkel[1] und noch eingehender L. Abraham hervorgehoben. Letzterer weist treffend darauf hin, dass Dio zwei Friedensschlüsse verwirrt, von denen der eine mit den norddeutschen Völkern, der andere mit Marbod abgeschlossen wurde. „Dio sieht die beiden mit den Römern Verhandelnden für dieselben an, hat also von den damals in Deutschland bestehenden Verhältnissen keine Anschauung." Da liest man kein Wort von Marbod und seiner Reichsgründung, kein Wort von dem grossen Unternehmen der Flotte, kein Wort von der Anlegung der Grenzwehr.

Es ist in der That so, er ist entweder äusserst flüchtig verfahren, oder hat eine sehr schlechte Darstellung der germanischen Kriege benutzt. Mit dem denkbar ungünstigsten Eindruck wird man in die Prüfung der Berichte über die Teutoburger Schlacht eintreten.

III.
Die Varusschlacht.

Seit Jahrhunderten ist die Forschung unermüdlich beschäftigt, den Verlauf der grossen Begebenheiten festzustellen, welche zur Abwehr der römischen Herrschaft geführt haben und die Schlachtfelder nachzuweisen, auf denen unsere Ahnen ihre Unabhängigkeit erkämpften. Die einschlagende Litteratur ist schier unübersehbar geworden. Die Lösung dieser Aufgabe hatte eben einen besonderen Reiz, einmal weil der Schauplatz der kriegerischen Unternehmungen sich auf einen verhältnissmässig kleinen Raum beschränkt, andererseits weil dieselben für die älteste Geschichte unseres Volkes von der grössten Bedeutung sind. Die Forschung hatte aber mit einer grossen Schwierigkeit zu kämpfen. Die aus dem Alterthum überkommenen Terrainbeschreibungen

[1]) Die Geschichtschreiber der deutschen Urzeit S. 315: „Was Dio bewogen haben kann, von den erfolgreichen Jahren mit einer Kürze zu sprechen, die man auch dem zweierlei umfassenden Geschichtschreiber kaum verzeihen mag, ist schwer zu ersehen."

und Schlachtenberichte sind höchst mangelhaft. Die Geschichtsschreiber betrachteten nämlich, mit wenigen Ausnahmen, ihre Aufgabe als ein opus oratorium und legen es dementsprechend darauf an, durch glänzende Darstellung den Leser zu fesseln, wobei sie an nichts weniger dachten, als an genaue örtliche Ermittlungen. Die Menge widersprechender Lösungsversuche der einschlagenden Fragen liess sogar die Frage berechtigt erscheinen, ob die aufgewandte Arbeitszeit in richtigem Verhältniss zum Werthe der Ergebnisse stehe, ob nicht den meisten Räthseln gegenüber ein Verzicht auf deren Lösung gerathen sei.

Wie es aber neuerdings Th. Mommsen mit Hülfe urkundlicher Funde, wenn nicht alles täuscht, gelungen ist, die Oertlichkeit nachzuweisen [1]), in der die schliessliche Katastrophe des Heeres eintrat, so wird sich durch eine scharfe Prüfung der Ueberlieferung eine besser begründete Ansicht von dem Verlaufe derselben gewinnen lassen. Denn bei der Durchsicht der zahlreichen, jüngst erschienenen Abhandlungen, die sich mit der Varusschlacht beschäftigen, macht sich der Mangel einer sorgfältigen und methodischen Sichtung der gesammten Ueberlieferung über die germanische Urzeit, wie sie schon in Horkels trefflicher Zusammenstellung vorliegt, besonders fühlbar. Man bedauert fast die Fülle von Scharfsinn und Fleiss, die auf die Lösung einschlagender Fragen verwandt wird, ohne dass das Verhältniss, in dem die Quellenberichte zu einander stehen, des näheren untersucht worden ist.

Wenn wir nun diesen Versuch im folgenden wagen, so sind wir uns der Schwierigkeiten, welche mit demselben verbunden sind, wohl bewusst. Das Ergebniss dieser Prüfung wird die Richtigkeit der von L. von Ranke vertretenen Ansicht bestätigten, dass die bei Velleius, Tacitus und Florus vorliegenden Mittheilungen aus einer guten Quelle geflossen sind. Diese ältere Ueberlieferung steht wiederum im Gegensatze zu Cassius Dio 56, 18 fg., der den Varus von seinem Lager an der Weser zur Unterdrückung eines Aufruhrs, dessen Ausbruch ihm gemeldet wurde, tiefer in das Land vorrücken und in einer unwegsamen Landschaft unter anhaltenden Regengüssen den Angriffen der Germanen erliegen lässt.

Ranke [2]) legt Dio's Erzählung einen grossartigen Charakter bei, bedauert aber, dass dieselbe mit einem Umstande schliesse, dessen Un-

---

1) Vgl. den Excurs unten S. 51.

2) Weltgeschichte III, 1 S. 26 fg. Vgl. die Analecten, III, 2, 273 fg.

richtigkeit ausser Zweifel steht. Wie Varus sollen sich alle Befehlshaber seines Heeres selbst getödtet haben — ein Ereigniss, das auf keinen Fall die der Zeit nahe stehenden Autoren verschwiegen hätten. „Ihnen zufolge ist das römische Lager in seinem ruhigen Bestand in einem Augenblick angegriffen worden, in welchem Varus auf seinem Tribunal zu Gericht sass; die militärischen Vorkehrungen hatte er so sehr vernachlässigt, dass die eindringenden Germanen keinen Widerstand fanden, die Truppen, die sich zu widersetzen versuchten, niedermachten und dann einen vollkommenen Sieg errangen. Nur die Reitercohorten konnten entkommen."

„Die beiden Berichte," fährt Ranke fort, „sind grundverschieden und ich wage keinen Versuch, sie zu einem Ganzen zu gestalten. Darf ich eine Meinung über die Differenz aussprechen, so würde sie dahingehen, dass der letzterwähnte Bericht in der Hauptsache wahrheitsgetreu ist. Es ist wahrscheinlich derselbe, welcher an Tiberius erstattet wurde und hierbei zur Kunde des Velleius kam. Im Allgemeinen stimmt er auch mit der Schilderung überein, welche Tacitus von dem Wiederauffinden des Lagers in etwas späterer Zeit gegeben hat; man glaubte damals dieses selbst in seiner ursprünglichen Gestalt und in den Vorkehrungen, die zur weiteren Vertheidigung getroffen wurden, zu erkennen. Von dem Bericht Dio's sollte ich meinen, dass er ein partielles Ereigniss, welches bei dem Durchzug einer Abtheilung römischer Truppen durch die germanischen Urwälder vorkam, richtig schildert — nur insofern irrig, dass er die Anwesenheit des Varus bei derselben voraussetzt und die partielle Niederlage für eine allgemeine erklärt. Sollte sich Varus wirklich, um einen Aufruhr in einer entfernten Landschaft zu bekämpfen, mit seinem ganzen Heere in Bewegung gesetzt haben und zwar mit dem ungeheuren Tross, der ihm zugeschrieben wird"[1])?

---

1) In den Analecten wird betont, dass der Bericht des Dio sich mit der Nachricht, die Tacitus von der Auffindung des Lagers gibt, nur schwer vereinigen lasse; hier wird nochmals hervorgehoben, dass mit seinem Lager, seinem ganzen Gepäck in unwegsame Gegenden sich locken zu lassen, trotz der socordia, die man ihm Schuld gibt, die äusserste Verwegenheit war. Die Nachricht, dass sich alle Offiziere umbrachten, widerspreche besonders Velleius, der erzählt, dass sich der Präfect Ceionius ergeben, der Legat des Varus Numonius Vala geflohen sei. Dio's Schilderung sei unvereinbar mit den andern Berichten: sie beziehe sich wahrscheinlich auf die Unfälle einer besonderen Heeresabtheilung, bei der man irrthümlich die Anwesenheit des Varus voraussetzte. Vielleicht stamme er

Ranke hat die von ihm dargelegte Ansicht, die für die richtige Auffassung eines der wichtigsten Vorgänge der deutschen Urgeschichte von entscheidender Bedeutung ist, nicht weiter begründet. Darum war es leicht, dieselbe durch den Hinweis auf den rhetorischen Charakter des Florus zu widerlegen[1]). Eine eingehendere Prüfung der angeregten Frage wird zu dem Ergebniss führen, dass der Bericht des Florus über das bellum Germanicum des Augustus auf originale, d. h. demselben gleichzeitige Ueberlieferung zurückgeht. Einer späteren Darstellung bleibt es vorbehalten, die anscheinend unvereinbaren Nachrichten zu einem Gesammtbilde zu gestalten.

Wir knüpfen an die Beobachtung Horkel's[2]), dass aus deutlichen Spuren zu erkennen sei, wie Florus sich an einen Schriftsteller der Augusteischen Zeit anschloss, andererseits an Rankes Bemerkung an, dass eben diese Nachrichten sich mit den Notizen des Velleius und Tacitus leicht vereinigen lassen.

Eine Spur des dem erzählten Ereignisse gleichzeitigen Berichterstatters hat sich in der Nachricht des Florus erhalten, dass Varus dem Vorgange des Aemilius Paulus folgte, der den Tag von Cannae nicht überleben wollte. Dem Scharfsinn Zangemeisters[3]) ist es kürzlich gelungen, das Datum der Teutoburger Schlacht ganz unabhängig von Florus zu ermitteln. Nach dem Zeugniss des Velleius 2,

von Asprenas, der mit zwei Legionen am Rheine stand und der später beschuldigt wurde, die Besitzthümer der Gefallenen sich angeeignet zu haben.

1) Mommsen, Römische Geschichte V S. 41 Anm.: „Der Bericht des Florus beruht keineswegs auf ursprünglich andern Quellen, sondern lediglich auf dem dramatischen Zusammenrücken der Motive, wie es allen Historikern dieses Schlages eigen ist. Die friedliche Rechtspflege des Varus und die Erstürmung des Lagers kennt die bessere Ueberlieferung beide auch und in ihrem ursprünglichen Zusammenhang; die lächerliche Schilderung, dass, während Varus auf dem Gerichtsstuhl sitzt und der Herold die Parteien vorladet, die Germanen zu allen Thoren in das Lager einbrechen, ist nicht Ueberlieferung, sondern aus dieser verfertigtes Tableau. Dass dieses ausser mit der gesunden Vernunft auch mit Tacitus' Schilderung der drei Marschlager in unlösbarem Widerspruch steht, leuchtet ein.“ Knoke a. a. O. S. 113 ist damit einverstanden, sucht aber die Mittheilung des Florus also zu retten, dass er ihn von dem zuletzt auf dem Teutoburger Schlachtfeld errichteten Lager sprechen lässt. Der Ausdruck „während er sie vor seinen Richterstuhl rief“, soll von dem allgemeinen Charakter der Thätigkeit des Varus im Lande der Deutschen zu verstehen sein!!

2) Horkel, Die Geschichtsschreiber der deutschen Urzeit S. 338.

3) Westdeutsche Zeitschrift 1887, S. 239.

117 gelangte die Nachricht von der Niederlage in Germanien fünf Tage nach Beendigung des pannonisch-dalmatischen Krieges bei Tiberius an[1]). In den Antiatischen Fasten wird unter dem 3. August der Sieg des Tiberius in Illyricum notirt, also traf die Nachricht etwa am 8. August ein. Dies Ergebniss ist mit Dio 56, 17, dass die Unglücksbotschaft nach Rom gelangte, als die Beschlüsse betreffend die Feier des illyrischen Sieges eben gefasst waren, im besten Einklang. Beides führt auf die Thatsache, dass die Varusschlacht in den ersten Tagen des August geschlagen wurde. Wenn nun Florus das Datum, das den übrigen Berichten unbekannt ist, in seiner Quelle verzeichnet fand, so hat diese doch gewiss allen Anspruch auf Glaubwürdigkeit. Schon Beroaldus hatte angenommen, dass der Vergleich 2, 30: Varus perdicastra eodem quo Cannensem diem Paulus et fato est et animo secutus die Identität des Datums für beide Niederlagen, des 2. August, voraussetzt. Zangemeister betont mit Recht, dass der Ausdruck nicht gerade zu dieser Annahme nöthigt, dass dieselbe aber, wenn einmal erwiesen worden, dass die Varusschlacht in den Anfang des Monats fällt, nach den Grundsätzen einer gesunden Methode nicht von der Hand gewiesen werden kann. Er vermuthet weiter, dass in den Worten, aus denen die beste Lesung in B per dicastra[2]) verderbt ist, ein Hinweis auf die ins Auge gefasste Beziehung lag. Die Conjektur perdita castra muthe dem Schriftsteller einen stark hinkenden Vergleich zu, da Paulus nicht nur starb, ehe das Lager verloren war, sondern es war auch der Verlust der zwei Lager bei Cannae für die Niederlage selbst bedeutungslos und wird von Florus 1, 12 gar nicht erwähnt. Mit Rücksicht auf die Florus geläufigen Ausrufe möchte Zangemeister am liebsten pro dies atra! emendiren. Es ist eben eine Eigenheit des rhetorischen Stils sich in Staunen und Verwunderung aufzulösen[3]). Aber noch näher liegt es pro dira astra! zu lesen, eine Deutung, die sowohl der

---

1) Noch Horkel S. 351 setzt den Beginn der Schlacht auf den 11. Sept. Die Germanen hätten mit Vorliebe die Zeit des Neumonds zum Schlagen bestimmt.

2) Zangemeister a. a. O. S. 242 Anm. 27 zeigt, dass in dem perdicastra des Bambergensis die Ueberlieferung reiner erhalten ist als in perditas res des Nazarianus.

3) Derartige Floskeln hat L. Spengel, „Ueber die Geschichtsbücher des Florus", Abh. d. Bayerische Akademie der Wissenschaften 1860 (XI. Bd. S. 327) zusammengestellt.

Ueberlieferung des Textes als auch dem Glauben des Florus an die Wahrzeichen, durch welche den Menschen die Zukunft kundgethan oder der Zorn der Götter offenbart wird, durchaus entspricht[1]). Der Autor lässt sich ja keine Phrase entgehen, wodurch er auf das Gemüth des Lesers Eindruck zu machen glaubt. Dieser Ausruf *hat aber eine ganz besondere Bedeutung, weil er auf einem Zeugniss beruht, welches den Monatstag der Schlacht kannte.*

Es soll gewiss nicht geleugnet werden, dass Florus in der Erzählung der Begebenheiten manchmal ungenau und sorglos ist, dass er Ueberraschendes absichtlich hervorsucht und steigert, um das Gemüth seines Lesers zu erschüttern. Die Herausgeber haben genug der historischen Verstösse aufgezeichnet. Aber man muss doch davon Fälle unterscheiden, wo er positive Thatsachen mittheilt, die aus verlorenen Quellen herrühren und bei anscheinender Verkehrtheit für eine gewisse Zeit ihre Richtigkeit gehabt haben können. Im Verlaufe der Untersuchung haben sich seine Nachrichten über die Züge des Drusus als werthvoll herausgestellt. Besonders bemerkenswerth schien es, dass er allein Kenntniss hat von dem mit Beutestücken aus dem Marcomannenfeldzuge geschmückten Siegesdenkmal, von dem Bunde der Cherusker, Sueben und Sigambrer, von der Anlegung der Castelle am Rheine und der Brücken bei *Borma* und *Caesoriacum*. Mag man nun mit J. *Pohl* hier die ältesten Namen von Bonn und Mainz finden oder mit Th. *Bergk* Ubiorum ara lesen und Caesoriacum auf Vetera castra beziehen, auf jeden Fall haben wir es mit *älteren Namen zu thun, die jedenfalls vor dem Bataverkriege durch andere Benennungen verdrängt wurden.*

Unmittelbar in die letzten Jahre des Augustus führt die Stelle am Schluss des Kapitels über den genannten Krieg, die schon *Lipsius* und *Horkel* a. a. O. in ihrer ganzen Bedeutung richtig erkannt haben: „*Feldzeichen und zwei Adler sind noch jetzt im Besitz der Barbaren*; den dritten riss der Fahnenträger, bevor er in die Hände der Feinde gerieth, von der Stange und versteckte ihn unter seinen Gürtel: so verbarg er sich in dem blutigen Sumpfe“[2]).

---

1) Als Objekt zu secutus est ist aus dem Vorhergehenden legiones zu ergänzen. Uebrigens kann auch per dira astra bedeuten auf dem Wege „grässlicher Sterne“. Dieses ist bekanntlich der technische Ausdruck für unheilverkündende Wahrzeichen (vgl. dirae alites).

2) Signa et aquilas adhuc duas barbari possident, tertiam signifer evolsit mersamque intra baltei sui latebras gerens in cruenta palude sic latuit.

Es ist von vorne herein [illegible], dass der [illegible] nicht ausschliesst, dass auch der dritte Adler später aufgefunden wurde und in die Hände der Römer kam.

Von den verlorenen Adlern hat nach Tacitus L. Stertinius im J. [illegible] den [illegible] der XIX. Legion im Kampfe gegen die Brukterer zurückgewonnen. Der zweite wurde unter besonders auffälligen Umständen im Gebiete der Marsen gefunden [illegible]. [illegible] Germanicus erfahren hatte, dass in einem Haine der Adler einer der Legionen des Varus vergraben sei [illegible] und [illegible] einen [illegible] starken [illegible] [illegible] [illegible] eine Mannschaft [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] dieselben umgehen und den [illegible] [illegible]. [illegible] Den dritten Adler [illegible] nach [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in den Händen der Germanen war [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Die Erbeutung der [illegible] [illegible] war ein Ereigniss, dem Tiberius die grösste [illegible] [illegible] [illegible] auch die Münzen [illegible] [illegible]. Die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] desselben [illegible] [illegible]. Es ist gewiss, dass die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] von den [illegible] [illegible] [illegible] worden sind. Denn Velleius [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] — [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Velleius und Florus [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Darstellung des Tacitus [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Augustus und Tiberius [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] germanischen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

Quellen zur Verfügung standen, nicht ein aus der Augustischen Zeit herrührender Bericht vorgelegen haben? Seinen Stoff hat er vorwiegend aus Livius entnommen, wie denn auch sein Buch geradezu als „epitome de T. Livio bellorum omnium" bezeichnet wird. Wo dieser ihn im Stiche liess, griff er ohne Frage zu einem Autor, der den darzustellenden Ereignissen näher stand und nicht zu einem Berichte aus später Zeit. Es wäre gewiss interessant zu wissen, woher das inhaltreiche „bellum Germanicum" und andere Nachrichten, für die er der einzige Gewährsmann ist, herrühren. Wie wenig Florus geneigt ist, seine Vorlagen willkürlich abzuändern, zeigt die Stelle 1, 16, 6. Wo er Campanien beschreibt, werden auch Herculaneum und Pompeji aufgeführt, als wenn er den Ausbruch des Vesuvs vom J. 79 nicht gekannt hätte. Welche Rücksicht soll aber vollends den Autor bestimmt haben, die Mittheilungen, dass Segestes den bevorstehenden Angriff ankündigte, dass die pietas seiner Soldaten den Varus eines ehrlichen Begräbnisses würdigte, dass die Leichen der Sachwalter verstümmelt wurden, zu erfinden? Ebensowenig kann die Nachricht, auf die es hier besonders ankommt, dass Varus im Lager angegriffen worden, als er zu Gerichte sass, erfunden sein.

Wenn man nun den Versuch machen wollte, Ursprung und Verlauf der grossen Erhebung zu begreifen, so würde man ohne Velleius und Tacitus übel berathen sein. Sie bilden in ihrer Uebereinstimmung mit Florus nicht nur eine Stütze dieser Ueberlieferung, sondern machen die denkbar werthvollste Ergänzung derselben aus.

Bei Tacitus rühmt sich Segestes vor Germanicus seiner Verdienste um Rom. Er habe den Arminius bei Varus, der damals das Heer befehligte, angeklagt. Als ihn des Feldherrn Saumseligkeit auf weiteres vertröstete, habe er, weil bei den Gesetzen kein Schutz zu finden war, verlangt, man solle ihn selbst, Arminius und die übrigen Mitverschworenen binden. „Zeuge ist mir jene Nacht — o wäre es meine letzte gewesen. Was weiter erfolgte, ist eher zu beweinen als zu vertheidigen." Ich bin weit entfernt daran zu glauben, dass Segestes diese Worte wirklich gesprochen hat, aber der Inhalt stimmt genau mit der Erzählung überein von dem Zerwürfnisse zwischen Arminius und Segestes[1]). Dieser hatte sowohl oft-

1) 1, 55 (vom J. 15 n. Chr.): Arminius turbator Germaniae, Segestes parari rebellionem saepe alias et supremo convivio, post quod in arma itum, aperuit suasitque Varo, ut se et Arminium et ceteros proceres vinciret. nihil ausuram plebem principibus amotis, atque ipsi tempus fore, quo crimina et innoxios dis-

mals bei anderer Gelegenheit dem Varus eröffnet, dass eine Empörung angezettelt sei, und noch bei dem letzten Gastmahle, nach welchem es zum Kampfe kam; daher rieth er dem Varus, ihn, Arminius und die übrigen Vornehmen zu fesseln. Die Masse werde nichts wagen, wenn die Häuptlinge entfernt seien; er selbst werde also Zeit gewinnen, Verbrechen und Unschuld zu unterscheiden. Durch Varus' [illegible] durch das Schicksal und die Wucht des Arminius [illegible]. Damit ist noch zu verbinden, was Tacitus den Marbod sagen lässt, dass er [illegible] fremden Ruhm sich zu eigen mache, da er drei unbeschäftigte (vacuas) Legionen und ihren Führer, der vom Betruge keine Ahnung hatte, treulos getäuscht habe[1].

Aus diesen Mittheilungen ist, wie aus Florus [illegible] mit Bestimmtheit zu entnehmen: 1) dass die Verschwörung von langer Hand vorbereitet war, da Segestes wiederholt davon Anzeige machte; 2) dass der Angriff auf einen Ort, d. h. ein Lager gerichtet wurde, wo Varus sich in Ruhe aufhielt; denn noch am Abend vor dem Tage, an dem es zum Kampfe kam, haben die Häuptlinge der Germanen im Feldherrnzelt des Varus gespeist und Segestes diesem den bevorstehenden Ausbruch des Aufstandes angekündigt; 3) dass die Schuld an dem Unglück nächst dem Schicksal der Sorglosigkeit des Varus zuzuschreiben ist. Mit diesen Punkten befindet sich Velleius in voller Uebereinstimmung: 1) Arminius weiht erst wenige, bald mehrere Genossen in seine Pläne ein. [illegible] wird eine Zeit zum Losschlagen bestimmt [illegible]. 2) Der unerwartete Ueberfall im Lager wird als dem Leser bekannt vorausgesetzt. Denn die Pläne der Verschworenen wurden von Segestes enthüllt, aber „nach der ersten Anzeige blieb zu einer zweiten schon keine Zeit mehr" (nec [illegible] post [illegible]). Der Ausdruck [illegible] — [illegible] erklärt sich von dem Verlassen

---

[illegible] Sed Varus [illegible] Segestes quamquam [illegible] [illegible]

Ann. II 46: [illegible] Arminium [illegible] nescium alienam gloriam [illegible] fraudis ignarum perfidia [illegible] cum coniunx, cum filius [illegible] servitium adhuc tolerent [illegible] Langemeister a. a. O. [illegible] leicht zu überwältigen. Er verweist [illegible] Tac. [illegible] die Legionen im Lager mehr als auf dem Marsche.

des Lagers[1]; ebenso die an das Ende des Varus anknüpfende Erzählung des Verhaltens der beiden Lagerpäfekten. 3) Wie Tacitus betont Velleius auf's Nachdrücklichste die Tücke des Geschickes, „das sich der menschlichen Ueberlegung in den Weg stellte und des Varus geistiges Auge blendete. Denn wohl geschieht es so, dass die Gottheit, wenn sie jemandes Loos wenden will, dessen Gedanken irre führt und bewirkt, was das jammervollste ist, dass was ihn trifft, ihn mit Recht getroffen zu haben scheint und das Unglück zur Schuld wird.“ So ward das tapferste aller Heere . . . durch die Mattherzigkeit des Anführers, die Treulosigkeit der Feinde, die Ungunst des Geschickes in das Verderben geführt[2] (marcore ducis, perfidia hostis, iniquitate fortunae circumventus, cum ne pugnandi quidem aut egrediendi occasio iis in quantum voluerant, data esset immunis). Es ist für diese ältere Ueberlieferung charakteristisch, dass sie die Saumseligkeit des Varus (socordia, securitas) und das Schicksal (fatum) für das Unheil verantwortlich macht, während die Erzählung des Dio den Feldherrn die äusserste Verwegenheit an den Tag legen lässt.

Man beachte auch die frappante Uebereinstimmung von Nebenumständen: Nach Florus ist der Legat noch im Augenblick des Angriffs mit der Schlichtung von Rechtshändeln beschäftigt, Velleius lässt die Germanen ihm eine ganze Reihe von ersonnenen Rechtshändeln vorspiegeln. Nach Florus haben die Germanen den Leichnam des Varus wieder ausgegraben und verstümmelt; Velleius überliefert, dass sie den halbverbrannten Körper in wilder Wuth zerfleischten (Vari corpus semiustum hostilis laceraverat feritas).

Ich theile vollkommen die Werthschätzung, die der Bericht des Velleius bei einem so bedeutenden Kenner der Ueberlieferung, wie Horkel war, gefunden hat. Der römische Offizier, der das grosse Unglück, von dem das tapferste aller Heere betroffen worden, beweinte, hat kein einziges Wort, das den Befreier Deutschlands zu beschimpfen versuchte. Er weiss richtig die Lage der Dinge zu beurtheilen. Kein leidenschaftlicher Fluch unterbricht die Klage, kein Schmähwort auf

1) Vgl. den Commentar von Kritz: milites Romani, cum in rebus tam desperatis vel pugnare postularent vel egredi i. e. egressum tentare et perrumpere neutrius rei potestatem ab imperito et vecorde duce acceperunt. qui nonnulli etiam, qui indignitate rei incensi et animo, antiquae virtutis memoria abrepti sponte hostem aggredi ausi erant, gravi poena castigati sunt. Wollten die Soldaten den Varus zum Schlagen zwingen, so lange es noch Zeit war?

2) Velleius 118—119.

die grosse That, die ein Volk befreite. Ich nehme keinen Anstand zu wiederholen, was Horkel sagte: „Da ist es ungerecht, von einem feindseligen Berichte zu reden, der überall den Stempel der Lüge trage". Kurz, es sind Velleius, Tacitus und Florus in bester Uebereinstimmung.

Wenn diese Berichte also für ursprünglich zu gelten haben, so ist damit noch lange nicht die Frage gelöst, in welchem Verhältniss die Nachrichten des Dio zu dieser ursprünglichen Ueberlieferung stehen. Von der römischen Geschichte des Dio, der unter der Dynastie des Septimius Severus schrieb, sind bekanntlich l. XXXVI bis LX 29 erhalten, von Buch LV an vielfach verstümmelt. Es ist oben dargethan worden, wie lückenhaft und verkehrt, mit einem Worte, wie geringwerthig die Feldzugsberichte bei Dio sind. Es ist längst bemerkt, dass in dem Abschnitte über die Varusschlacht ein Blatt ausgefallen ist, über dessen Grösse man nur Vermuthungen aussprechen kann. Wo bei Dio der Zusammenhang abbricht, setzt Zonoras, der aus einem vollständigen Exemplare seine Nachrichten schöpft, seine Erzählung ein, die uns über die Belagerung von Aliso und den Durchbruch der Besatzung dieses Castells unterrichtet[1]).

Der Bericht des Dio scheint sich aus heterogenen Bestandtheilen zusammen zu setzen. Der Anfang desselben enthält nichts Unglaubliches und ist mit der besseren Ueberlieferung in Uebereinstimmung. Die Verschwörung ist auf's Sorgfältigste vorbereitet. Von den Eingeweihten wird Varus an die Weser in's Land der Cherusker gelockt. Er lässt sich in Sicherheit einwiegen. Seine Heeresmacht hält er nicht zusammen. Er schwächt dieselbe durch Detachirungen. Die Führer der Verschworenen — genannt sind Arminius und Segimer — erscheinen stets in der Umgebung des Varus und oft an seiner Tafel. In Uebereinstimmung mit Velleius sehen wir ihn warnende Stimmen nicht beachten. Von hier aus ist dann alles mit Velleius und Florus im Widerspruch. Nach diesen gehen die Germanen zum Angriff über, nachdem Tags vorher Segestes bei einem Gastmahle denselben als bevorstehend angekündigt hatte, bei Dio empören sich, während seine Freunde ihn warnen, der Verabredung gemäss entfernter wohnende Stämme.

Mit einer an Tollkühnheit grenzenden Verwegenheit setzen die Römer sich in Bewegung, um die Erhebung zu unterdrücken. Der-

1) 56, 18—20, Zonaras 10, 37, Dio 22—24.

selbe Varus, der noch eben die Warner der Verleumdung geziehen hatte, bricht mit seinem ganzen Heere auf, um eine entfernt wohnende Völkerschaft zu züchtigen. Die Häuptlinge geleiten ihn eine Strecke, bleiben dann zurück unter dem Vorwande, Bundesgenossen zu werben und binnen Kurzem zu ihm zu stossen. Die Hülfsmacht, die an einem bestimmten Platze bereit stand, wird herbeigezogen und die bei ihnen befindlichen Soldaten, die sie früher erbeten hatten, werden niedergemacht. Dann gehen sie dem Varus, der schon mitten in den Waldungen steckte, zu Leibe. Wie ist denn mit diesem Hergange die Nachricht des Tacitus, mit dem Velleius im Wesentlichen übereinstimmt, vereinbar, dass am Abende bei einem Gastmahle Segestes die Häuptlinge zu fesseln rieth, dass zu einer zweiten Anzeige keine Zeit mehr blieb, da am folgenden Tage die Waffen entschieden! Dio setzt ausdrücklich voraus, dass der Aufruhr längst ausgebrochen war, als der Angriff auf Varus erfolgte, der mit Wagen und Unbewaffneten auf dem Marsche sich befindet. Es war eine Situation, convivia zu halten nicht angethan. Auch fehlten, wenn wirklich mitten in Wald und Sumpf ein Gastmahl veranstaltet wurde, die Germanen. Sie waren ja zurückgeblieben und hatten die Streitkräfte an sich gezogen und die römischen Posten überfallen. Die Schilderung ist arm an Thatsachen, aber im höchsten Grade rhetorisch, bewegt sie sich in den lebhaftesten Sätzen. In dichten Waldungen voll riesiger Stämme, wo der Boden von Wurzeln und Baumstümpfen unwegsam ist, von den Elementen unterstützt, setzen den Römern die Germanen zu.

Von Arminius, der nach Velleius bei dem Angriff eine entscheidende Rolle spielte, ist bei alledem keine Rede. Die elementaren Gewalten haben den Platz eingenommen, der ihm gebührt.

Wir wissen aus Velleius von der schmachvollen Flucht der römischen Reiterei unter Numonius Vala. Dio thut mehr als diesen entscheidenden Umstand verschweigen. Am dritten Marschtage versuchen Fussvolk und Reiterei zusammen, sich auf den Feind zu werfen (*ὅπως ἀθρόοι ἱππεῖς τε ὁμοῦ καὶ ὁπλῖται ἐπιτρέπωσιν αὐτοῖς*). Auch nachdem Varus am vierten Tage gefallen, ist die Reiterei noch anwesend. „Fliehen konnte keiner, hätte er auch noch so gerne gewollt. So wurde alles ohne Scheu niedergehauen, Männer und Rosse (*ἐκόπτετο οὖν ἀδεῶς πᾶς καὶ ἀνὴρ καὶ ἵππος . .*).

Mit Ranke betonen wir dann nochmals, dass bei Dio Varus und die angesehensten Offiziere sich den Tod geben („sie vollbrachten eine furchtbare aber nothwendige That“), was dem Zeugnisse

des Velleius widerspricht, nach welchem der Lagerpräfekt Ceionius sich ergibt, Numonius Vala flieht. Auch Florus berichtet lediglich den Tod des Varus. Nach Seneca ep. 47, 10 wurden zahlreiche Männer der vornehmsten Geburt gefangen (Variana clade multos splendidissime natos senatorium per militam auspicantes gradum, fortuna depressit: alium ex illis pastorem, alium custodem casae fecit).

Endlich ist die ganze Schilderung in unlösbarem Widerspruch mit der Angabe des Tacitus von der Auffindung der Lager des Varus (Annal. 1, 61). Germanicus stösst im J. 15 zuerst auf ein ordnungsmässig geschlagenes Lager (prima Vari castra lato ambitu et dimensis principiis trium legionum manus ostentabant), dann auf ein kleineres, das ungenügend befestigt war (semiruto vallo, humili fossa accisae iam reliquiae consedisse intellegebantur), endlich fand er auf freiem Felde die bleichenden Gebeine an der Stätte der letzten Katastrophe. Das erste Lager schlugen sie nach Dio 56, 21, nachdem sie einen passenden Platz gefunden hatten, soweit es auf einem dichtbewaldeten Berge überhaupt möglich war[1].

Dadurch ist sowohl „der grosse Umfang, wie die Absteckung der Prinzipien", überhaupt ein ordnungsmässiges Schlagen ausgeschlossen. Tacitus sagt es sehr deutlich, dass die Legionen erst nach dem Verlassen des ersten Lagers gelitten hatten (accisae intellegebantur). Nach Dio fallen auf den ersten Marschtag die furchtbarsten Verluste; weil sie keine Ordnung hielten, sondern Bewaffnete und Waffenlose vermischt umherzogen, hatten sie, den Angreifenden an Zahl nicht gewachsen, stark zu leiden, ohne ihrerseits Vergeltung üben zu können. Die Verluste am zweiten Marschtage sind geringer, weil sie das Gepäck im ersten Lager zurückgelassen hatten und sie geschlossener marschirten als am Tage vorher. Die zweite Rast wurde auf einem offenen Felde gehalten (*ἐς ψιλόν τι χωρίον προχωρῆσαι*). Von dort aufgebrochen (*ἐντεῦθεν δὲ ἄραντες ἐς ὕλας αὖθις ἐσέπεσον*) gelangen die Römer in Waldungen, wo ihnen hart zugesetzt wird. Dann heisst es im Texte *τότε γὰρ ἡμέρα πορευομένοις σφίσιν ἐγένετο.* Die von Mommsen S. 60 gebilligte Korrektur von Reiske *τρίτη γάρ* will den Text in Einklang mit Tacitus bringen. Jedenfalls beginnt wieder ein neuer Marschtag, wie Dindorf schon gesehen hat, der *τετάρτη τε* schrieb. An diesem Tage machten ihnen Regengüsse und Sturm

1) *Χωρίου τινὸς ἐπιτηδείου, ὥς γε ἐν ὄρει ὑλώδει ἐνεδέχετο λαβόμενοι.*

unmöglich vorzurücken, festen Fuss zu fassen und die Waffen zu gebrauchen. Da sind sie der Ueberzahl unterlegen.

Dann beginnt die Lücke im Texte des Dio, in welcher die Belagerung der festen Plätze erzählt wurde. Die Erkenntniss der Mangelhaftigkeit einer Ueberlieferung, die den Verlauf der grossen Katastrophe genügend zu erklären schien, ist in hohem Grade schmerzlich. Wieviel von einer besseren Ueberlieferung verloren ist, lässt die Erzählung Suetons von der vorsichtigen Kriegführung des Tiberius im J. 10 und 11 n. Chr. ahnen. Er habe am Ufer stehend die Ladung jedes einzelnen Wagens untersucht, damit ja nichts, als was erlaubt und nothwendig wäre, hinübergeführt würde. Seine Befehle, die für den folgenden Tag sowohl als wenn Eile noththue, habe er schriftlich mit der Aufforderung ertheilt: wem etwas unklar wäre, der solle es sich lediglich von ihm und von keinem andern erklären lassen, zu jeder Stunde, auch bei Nacht. Wir haben über die Varusschlacht leider nur lückenhafte Berichte. Darum gelangen wir nie zu vollem Verständniss des Taciteischen Wortes: „fato periit et vi Armini."

Somit sind wir zu der Frage gelangt, ob sich wenigstens ein Theil der von Dio vertretenen Ueberlieferung retten lässt. Ranke, dem zuerst der Gedanke gekommen, dieselbe zu verwerfen, hatte sich schliesslich überzeugt, dass Dio nirgends erdichtet, sondern nur was er vorfand, ohne kritische Erörterung aufnimmt. Er sah keine andere Auskunft als die Vermuthung, dass sich sein Bericht auf die Unfälle einer besondern Heeresabtheilung beziehe, bei der irrthümlich die Anwesenheit des Varus vorangesetzt werde, dass diese partielle Niederlage als eine allgemeine aufgefasst worden sei. Ja, er wagt die Vermuthung, dass der Bericht von Asprenas stamme, der mit zwei Legionen am Rheine stand und später beschuldigt worden ist, sich die Besitzthümer der Gefallenen widerrechtlich angeeignet zu haben. Um sich von diesem Vorwurf zu reinigen, hätte er einen Bericht, wie den von Dio aufgenommenen, nach Rom geschickt. Auch dieser Bericht konnte aber nicht ganz erdichtet sein. Der Fehler bestand nur eben darin, dass der partielle Unfall mit der Eroberung des Lagers identificirt wurde[1]). Ich weiss in der That mit dieser Erklärung Ranke's, die dem verdienten Legaten die Abfassung eines gefälschten Berichtes zuschreibt, nichts anzufangen. Es liegt aber eine andere Vermuthung nahe, welche

1) Weltgeschichte III 2, Analecta S. 276.

die Möglichkeit gibt, wenigstens einen Theil der Erzählung Dios zu halten.

Das Sommerlager des Varus wird von Mommsen und Zangemeister[1]) in die Gegend zwischen Hameln und Minden verlegt. Aus diesem Lager aufgebrochen, sei Varus auf das Winterlager (Vetera castra) zu marschirt. Auf diesem Rückmarsch hatte er die Aufständischen zur Ruhe bringen wollen. Aber wenn wirklich der 2. August das Datum der Varus-Katastrophe war, so ist diese Meinung ausgeschlossen und mit Zangemeister anzunehmen, dass es sich um einen blossen Wechsel des Sommerlagers handelte. Von der Weser sei Varus in westlicher Richtung gezogen, um dort für die zweite Hälfte des Sommers ein Lager zu beziehen und dabei zugleich die dortigen Unruhen niederzuschlagen.

In der That müsste das Verbleiben in einem Lager während des ganzen Sommers auffallen, da das ihm unterstehende Gebiet von grosser Ausdehnung war. Dass Varus jetzt nicht etwa nach Aliso zog, wo er in direkter Verbindung mit dem Rhein geblieben wäre, sondern nach der Ems — dafür habe die Schlauheit des Arminius gesorgt[2]).

Man könnte nun aber einen Schritt weiter gehen und annehmen, dass der Wechsel des Sommerlagers wirklich vollzogen war, dass sich der Feldherr bemühte, durch Verhandlungen vor seinem Tribunal die vorgeblichen Unruhen zu schlichten, dass in diesem Lager er und seine unbeschäftigten, nichts ahnenden Legionen angegriffen worden. Varus vermochte nicht, seine Position zu vertheidigen. Aus den Wällen des Lagers herausgesprengt, gerieth das Heer in die Wälder und Sümpfe[3]). Es kann sich also, was man bei Dio liest, oder doch ähnliches zuge-

---

1) Zangemeister a. a. O. S. 239.

2) Velleius 2, 105: amnis mox nostra clade nobilis transitus Visurgis ist verdorben. Nach Jacob ist zu emendiren: recepti Cherusci (gentis eius Arminius, mox nostra clade nobilis). transitus Visurgis. Zangemeister a. a. O. S. 244.

3) Unter welchen Umständen Varus das Lager verlassen hat, entzieht sich unserer Kenntniss. Es ist nicht unmöglich, dass er sich herauslocken liess, wie im Herbste des J. 54 Sabinus und Cotta mit 15 Legionen herausgelockt, überfallen und vollständig niedergemacht waren. Darauf könnte der von Velleius gebrauchte Ausdruck „deditio“ führen. Strabo l. VII p. 291: *οἱ Χερουσκοι καὶ οἱ τούτοις ὑπήκοοι, παρ' οἷς τρία τάγματα Ῥωμαίων μετὰ τοῦ στρατηγοῦ Οὐάρου Κουιντιλλίου παρασπονδηθέντα ἀπώλετο ἐξ ἐνέδρας*, p. 292: *ἐν τῇ πρὸς Οὔαρον Κουιντίλλιον παρασπονδήσει* redet von Vertragsbruch.

tragen haben. Aber dieser hat jedenfalls einen lückenhaften, mehr rhetorisch als sachlich gehaltenen Bericht benutzt. Man weiss ja, wie sich die alten Geschichtsschreiber gleich den Dichtern grosse Freiheiten in den Darstellungen von Thatsachen erlaubten und vor Entstellungen nicht zurückschreckten, wenn es galt, auf das Gemüth des Lesers Eindruck zu machen. Charakteristisch für die Erzählung bei Dio ist das Verschweigen eines für die Römer schmählichen Umstandes, der Flucht der Reiterei, während sie einen jene besonders ehrenden Vorgang, den Selbstmord der Offiziere erfindet und den grössten Antheil an dem Untergange des Heeres auf die Ungunst der Elemente zurückführt. Arminius wird gelegentlich neben Segimer genannt; bei dem Ueberfalle selbst spielt er gar keine Rolle, während er den alten Gewährsmännern das Triebrad der Action ist. Um alles zusammenzufassen, es zeigt sich in dieser Partie der Geschichte des Dio, dass seine Darstellung lückenhaft und unrichtig ist. Sie wird aus einer später durch die Volkssage getrübten Quelle stammen.

Bei dieser Auffassung fällt auch die Schwierigkeit, die die Stelle des Tacitus, die von der Wiederauffindung der Lager des Varus handelt, den Erklärern bereitete[1]).

1) „Prima Vari castra lato ambitu et dimensis principiis trium legionum manus ostentabant; dein semiruto vallo, humili fossa accisae iam reliquiae consedisse intellegebantur. Medio campi albentia ossa“. Die Schilderung folgt hier nach Nipperdey's Bemerkung mit Recht dem Zuge des Varus, auch wenn Germanicus die Punkte in umgekehrter Richtung gesehen hätte. Er findet es eben wahrscheinlich, dass Germanicus über das erste Lager des Varus hinausgerückt war, um dann die Lager nach der Folge der Ereignisse zu beschauen. So sah er zuerst das ordnungsmässig hergestellte Sommerlager, das von Arminius zuerst angegriffen wurde, dann ein kleineres ungenügend geschlagenes, endlich auf freiem Felde das eigentliche Todtenfeld. Der Einwand Mommsen's a. a. O. S. 11 A., dass augenscheinlich zwischen dem Aufbruch aus dem Sommerlager und dem ersten Angriff der Germanen eine Anzahl im Frieden zurückgelegter Tagesmärsche liegt, fällt ja weg, wenn sich der Kampf im offenen Felde fortsetzte, nachdem Varus das Sommerlager nicht mehr halten konnte. Auch die Ausdrucksweise ist korrekt, wenn Tacitus eine Sache erzählt, die jedem Gebildeten seiner Zeit bekannt, bei der also jedes Missverständniss ausgeschlossen war. Auch hier bleibt noch manche Frage ungelöst, gelöste Fragen geben Anlass neue aufzuwerfen. Aber die Thatsache ist unumstösslich sicher, dass eine ältere Ueberlieferung im Widerspruche mit wesentlichen Theilen des Berichtes bei Dio steht. Was bleibt da übrig, als anzunehmen, dass der Schriftsteller des 3. Jahrhunderts in allen Partien der germanisch-römischen Kriege eine schlechte Quelle benutzt oder gute und schlechte Quellen verarbeitet hat?

Eine verschiedene Auffassung lässt die Angabe des Velleius über die Stellung des L. Asprenas zu. Unzweifelhaft hatte Varus den Oberbefehl in beiden Germanien und Asprenas war, wie Velleius richtig sagt, sein Legat. Auch ist es sicher, dass Vetera unter inferiora castra zu verstehen ist. Wenn aber Asprenas mit seinen Truppen in Mainz[1]) stand, was bedurfte es der Versicherung, dass er seine beiden Legionen unberührt von der Katastrophe bewahrt habe? Anders verhält es sich, wenn er in dem festen, von Tiberius im J. 4 v. Chr. angelegten Lager an der Lippe gestanden, das treffend als das obere bezeichnet werden konnte. In diesem Falle hat es auch einen Sinn, sowohl dass er die Flüchtigen rettete, als dass er noch frühzeitig nach Vetera rückte und die wankende Treue der linksrheinischen Stämme befestigte.

Die Besatzung von Aliso hat sich einige Zeit gegen alle Angriffe der Germanen gehalten, bis sich L. Caedicius den Rückweg zu den Seinigen mit dem Schwerte bahnte[2]). Knoke hat neuerdings S. 305 behauptet, dass Aliso überhaupt nicht in die Hände der Germanen gefallen sei, und beruft sich auf Zonaras, der sagt, dass die Feinde sich aller festen Plätze bis auf einen bemächtigten. Dies kann aber den Sinn haben, dass unmittelbar nach der Schlacht alle Plätze bis auf Aliso, das später fiel, verloren gingen. Es kann auch wieder einer der zahlreichen Verkehrtheiten sein, die ihm nachgewiesen worden sind. Denn anzunehmen, dass sich unter der Bedeckung weniger Soldaten nur die Frauen und Kinder gerettet hätten, ist in unlösbarem Widerspruch mit Velleius 2, 120, der auch in diesem Punkte als Zeitgenosse für uns massgebend sein muss.

Die Räumung des festen Platzes scheint in den Anfang des folgenden Jahres zu fallen. Nach Zonaras hören die Belagerer noch, „dass die Römer den Rhein besetzten und Tiberius mit einem mäch-

1) Nach Mommsen, Röm. Gesch. V, S. 30 Anm. 1 könne Velleius nur an Mainz gedacht haben. Die Frage ist nicht unwichtig, weil sie für die Lösung einer andern in Betracht kommt, der Theilung des germanischen Commandos in ein ober- und ein untergermanisches Commando.

2) Frontin strateg. 2, 9, 4. 3, 15, 4. 4, 7, 8 erzählt, dass die, welche aus der Niederlage entkommen waren und belagert wurden, die Gefangenen um die Kornscheuern herumführten und dann mit abgeschnittenen Händen laufen liessen, damit die Belagerer von den ungeheuren Vorräthen im Platze Kenntniss erhielten. Auch das Wort des Arminius Tac. ann. 2, 15: hos esse Romanos Variani exercitus fugacissimos nöthigt zu der Annahme, dass viele entronnen waren.

tigen Heere anrückt". Dies geschah nach Velleius, der den Feldzug von diesem und dem folgenden Jahre ausdrücklich erwähnt, im J. 10. Dio kennt nur den Feldzug vom J. 11, ist also auch in diesem Punkte schlecht unterrichtet oder hat einen lückenhaften Bericht benutzt. Da Asprenas der ausgebrochenen Besatzung entgegeneilt, so muss er noch unter Tiberius in Deutschland commandirt haben. Er hatte es wohl verdient, dass er zwei Jahre später Proconsul von Afrika wurde.

Es wird nun, falls die Gelehrten sich über den Werth der von uns vertheidigten Ueberlieferung einigen, die Aufgabe einer besonnenen Lokalforschung sein, auf Grund der von Mommsen ermittelten Oertlichkeit der Katastrophe das Lager zu bestimmen, in dem Varus einen Theil des Sommers des J. 9. mit dem grössten Theile seines Heeres weilte, das Lager, in dem Arminius den nichts ahnenden Feldherrn angriff.

Excurs über die Oertlichkeit der Varusschlacht.

Th. Mommsen, der die zuerst in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften in Berlin veröffentlichte Studie „Die Oertlichkeit der Varusschlacht" später in etwas erweiterter Gestalt allgemeiner zugänglich gemacht hat, findet die militärische Situation, welche zum Untergange der Armee des Varus führte, vollständig klar. Varus befand sich mit seinem Heere, das etwa 20,000 Mann zählte, im Sommerlager, etwa zwischen Hameln und Minden[1]). Als die schlechte Jahreszeit nahte, rückte er, um an den Rhein zu gelangen, auf das heutige Osnabrück zu. Von der bewaffneten Erhebung eines Gaues benachrichtigt, entschloss er sich zu einem Umwege. Als dann die Insurgenten unerwartet erschienen, kehrte das Heer entweder um (!) oder setzte den Marsch in der Richtung auf Aliso oder einen andern Punkt der Lippelinie fort, verfolgt vom Feinde, bis es eingekeilt zwischen Bergen und Mooren von der Katastrophe ereilt ward. Aus der Ueberlieferung bei Tac. I, 60[2]), die mit gewohnter Schärfe fixirt und gewürdigt wird, geht nur soviel mit Bestimmtheit hervor, dass das Schlachtfeld in dem weiten Gebiete östlich von der Ems, nördlich von der Lippe zu suchen ist. Die Bezeichnung saltus fordert eine Gebirgs-

1) Nach Dio 56, 18: *προήγαγον αὐτὸν πόρρω που ἀπὸ τοῦ Ῥήνου ἔς τε τὴν Χερουσκίδα καὶ πρὸς τὸν Οὐίσουργον.*

2) Die Worte des Tacitus finden sich in der Schilderung des Feldzuges

gegend und damit seien die von der Weser westlich streichenden Höhenzüge, der Osning, der das ebene Münsterland nördlich begrenzt, oder das nördlich von Osnabrück von Minden nach Bramsche, an der Hase streichende Süntel- oder Wiehengebirge gemeint. Diese Beobachtung ist ebenso richtig als die andere, dass es namentlich die Moore (paludes) waren, die den Marsch der Römer aufhielten.

Die Lokalisirung desselben wird durch merkwürdige Münzfunde ermöglicht. Schon seit Jahrhunderten sind in der Gegend des Venner Moores, in und um Barenau zahlreiche Gold-, Silber- und Kupfermünzen zum Vorschein gekommen. In Barenau befindet sich eine Sammlung, welche ausser 12 Kupfermünzen verschiedener Kaiser, 213 Silbermünzen enthält, von denen 181 Denare der späteren Republik und der Augustischen Zeit sind. Diese Stücke sind nicht nur guterhalten, sondern machen auch den Eindruck, als wären sie alle gleichzeitig in den letzten Jahren des Augustus in die Erde gekommen. Eine kleinere Partie der Barenauer Sammlung, 32 Denare des Neronischen Fusses, beginnend mit Pius und hinabreichend bis in das vierte Jahrhundert, zeigt ungleiche, meist starke Vernutzung, und die Annahme, dass sie gleichzeitig in Umlauf gewesen und zusammen in die Erde gekommen sind, ist durchaus ausgeschlossen. Goldmünzen der früheren Kaiserzeit werden in dem rechtsrheinischen Germanien äusserst selten gefunden. Weiter ist es eine ausserordentliche Thatsache, dass die Gesammtmasse der Silbermünzen des Venner Moors zu $^6/_7$ dem Courantgelde der späteren Augustischen Periode angehört. Mommsen versichert uns, dass es kaum eine Stelle ausserhalb der Grenzen des römischen Imperiums gibt, welche die in der späteren Hälfte der Regierung des Augustus kouranten Sorten, nicht als einheitlichen Schatz, sondern verstreut in gleicher Menge lieferte. Aus einem Münzschatze können die Barenauer Stücke nicht herrühren wegen ihres vereinzelten Vorkommens und der Verschiedenheit der Metalle, ebenso wenig von einer Handelsstätte wegen der zeitlichen Geschlossenheit. Kurz, verglichen mit den sonst in dieser Gegend gemachten Funden, stehen die aus dem Venner Moore stammenden Münzen Augustischer Zeit als eine Singularität da. Darauf kommt alles an. Von selbst ergibt sich für den Historiker der Schluss, dass wir es mit einem Nachlasse der

---

des Germanicus vom J. 15: ductum inde agmen ad ultimos Bructerorum, quantumque Amisiam et Lupiam amnes inter vastatum, haud procul Teutoburgiensi saltu, in quo reliquiae Vari legionumque insepultae dicebantur.

im genannten Moore vernichteten Armee des Varus zu thun haben. Als Sparpfennige führten Offiziere und Soldaten Gold und Silber, nur wenig Kupfer im Gürtel bei sich. Da die Katastrophe sich über ein weites Terrain erstreckt habe, so wird mancher Römer umgekommen sein, ohne dass seine Leiche vom Feinde gefunden wurde, zumal wenn er sich in den Mooren versteckt hatte. Es wird im Einzelnen zu zeigen versucht, dass auf die gefundene Oertlichkeit die Berichte der Alten über die Varusschlacht passen, welche auf eine Stelle hinweisen, wo Berg und Moor vereinigt sind, dass ferner die Oertlichkeit auch den natürlichen Communikationsverhältnissen entspricht. Der Teutoburgiensis saltus sei also nicht der nördlich die Münstersche Ebene begrenzende Osning, wie bis jetzt angenommen wurde, sondern die parallel damit nördlich sich erstreckende Gebirgskette, welche bei der porta Westfalica beginnend, unter verschiedenen Namen (Wiehengebirge, Süntel) bis zur Hase reicht. Mommsens Beweisführung hat nicht wenige Gegner gefunden. Nach P. Höfer[1]) liegt das Venner Moor auf der Rückquerlinie des Germanicus, der daselbst im J. 16 dem Arminius eine entscheidende Schlacht lieferte.

Nach Fr. Knoke a. a. O. wurde im J. 15 auf der Barenau zwischen Germanicus und den Cheruskern gekämpft. Caecina habe nach dieser Schlacht den Weg nördlich vom grossen Moore genommen und so fänden die Münzfunde ihre Erklärung. Zu den zahlreichen Vermuthungen über „die Oertlichkeit der Varusschlacht" wird von diesem ein neuer Ansatz hinzugefügt: „In und neben dem Habichtswalde (südw. von Osnabrück) in dem Thalkessel nördlich von Leeden wird die letzte Katastrophe der römischen Legionen unter Varus stattgefunden haben."

Endlich hat H. Veltmann[2]) in wenig sachlicher Polemik gegen Mommsen darzuthun versucht, dass in Barenau eine systematische Münzsammlung bestanden habe, welche Sigmund de Bar vor etwa 200 Jahren, wohl durch einen zufälligen Fund veranlasst, anlegte, die aber im Laufe der Zeit, sei es durch ihn selbst oder seinen Nachfolger vervollständigt worden ist[3]).

1) Der Feldzug des Germanicus im J. 16 (vgl. die Widerlegung bei Mommsen S. 13).

2) Funde von Römermünzen im freien Germanien. Osnabrück 1886. — Neubourg, Die Oertlichkeit der Varusschlacht und anderes ist herzlich unbedeutend (vgl. Zangemeister a. a. O. S. 246).

3) Die Münzfunde von Barenau sind von J. Menadier, „Der numisma-

Die Frage ist mit musterhafter Gründlichkeit und Sorgfalt von K. Zangemeister in der Westdeutschen Zeitschrift 1887 III und IV von neuem geprüft worden. Nachdem sich ergeben hat, dass Veltmanns Aufstellungen auf mangelhafter Sachkenntniss beruhen, zum Theil willkürlich und unmethodisch sind, wird sich die Forschung dabei zu beruhigen haben, dass auf dem Barenauer Terrain die schliessliche Katastrophe erfolgte.

---

tische Nachlass der Varianischen Legionen" v. Sallet, Zeitschr. für Numismatik 13, 89—112 von Neuem geprüft worden und werden auch von diesem Fachmanne für redende Ueberreste der Varusschlacht angesehen. Derselben Ansicht folgt auch H. Schiller, Jahresbericht über römische Geschichte 1885 S. 260.

Bonn, im Januar 1888. J. Asbach.

4. Eine in Köln gefundene römische Terra-cotta-Büste.

Hierzu Tafel III.

Bei der Stadterweiterung von Köln wurde im Sommer 1885 vor dem Hahnenthor an der Aachener Strasse, etwa in der Mitte zwischen der alten und neuen Umwallung, beim Fundamentiren eines neuen Hauses eine römische Büste von Terra-cotta in Lebensgrösse gefunden. Dieselbe lag nach Mittheilung des jetzigen Besitzers, des Herrn Regierungsbaumeisters Forst, als Füllmaterial unter einem römischen Estrich. Vielleicht war sie weggeworfen, weil sie zerbrochen war. Es war aber nur das Piedestal der Büste abgebrochen, welches jetzt durch ein neues ersetzt worden ist. Auch fehlt die rechte Ohrmuschel und eine Haarlocke über der linken. Im Uebrigen ist sie wohl erhalten und von sprechendem Ausdruck, sie muss nach einem Modell aus guter Zeit hergestellt sein und kann den besten Portraitbüsten des Alterthums zugezählt werden. Auf dem Kopfe sieht man kleine Abschürfungen, die grösste auf der Unterlippe, die bei der Aufgrabung entstanden sind. Die Oberfläche des Thones sieht auf der rechten Seite des Kopfes etwas verwittert und abgebröckelt aus. Das Feld, auf dem der Fund gemacht ist, lag neben der Strasse so tief, dass die Ausschachtung eines Kellers nicht nöthig war. Es wurden desshalb nur für die Mauern des Hauses Pfeiler fundamentirt und an einer solchen Stelle lag zwei Meter tief im Boden die Büste, mit einem Theile des Gesichtes, der noch durch eine röthlichere Farbe sich auszeichnet, frei in der Erde. Die andern Theile des Kopfes waren mit einer handbreiten Kruste von altem Mörtel bedeckt, den abzulösen Herrn Forst durch Eintauchen der Büste in heisses Wasser mit einiger Mühe gelang. Der Thon der Büste ist im Innern etwas grobkörnig, die Oberfläche derselben hat aber einen Ueberzug von fein geschlemmtem Thone, wie man deutlich an den Seitenwänden der Brustplatte sieht. Dass die Büste in einer Form gemacht ist, erkennt man auf dem Scheitel und am Hinterkopfe an den Spuren der Nähte der Formstücke. Kopf und Hals der Büste sind hohl, doch waren die Wandungen des Halses

über einen Zoll dick. Das Bruststück ist nicht hinten hohl wie an unsern Büsten, sondern mit Thon voll gestrichen. Unter einem zweiten Pfeiler desselben Hauses wurde ein bronzener Apis und eine unbekleidete männliche Statuette von schönster Arbeit gefunden. Zu beiden Seiten der Aachener Strasse sind von jeher römische Gräber und andere römische Alterthümer gefunden worden. An der Aechtheit des seltenen Fundes zu zweifeln, dazu fehlt jede Veranlassung. Die Annahme eines Betruges ist schon dadurch ausgeschlossen, dass Herr Forst die Büste, welche ihm von den drei Findern an's Haus gebracht wurde, für ein mässiges Trinkgeld erwarb. Auch Professor R. Kekulé hierselbst hält die Büste für ächt.

Die Auffindung dieser Büste ist in doppelter Beziehung merkwürdig. Sie ist der einzige Fund dieser Art im Rheinland, der zu unserer Kenntniss gekommen ist. Auch aus Italien ist keine Porträtbüste in Lebensgrösse aus gebranntem Thon bekannt. Sodann stellt die Büste eine Persönlichkeit des Alterthums dar, die zu den bekanntesten gehört haben muss, wie man aus der Häufigkeit ihres Vorkommens schliessen darf; aber wiewohl man schon vor 300 Jahren dieses Bildniss kannte, wissen wir heute noch nicht mit Sicherheit anzugeben, wen es vorstellt. Fulvius Ursinus veröffentlichte 1598 schon eine solche Büste aus der Sammlung des Cardinals del Monte als Seneca, die bereits im Catalog dieser Sammlung von 1577 so bezeichnet war, weil der alte, abgemagerte und krank aussehende Kopf auf diesen berühmtesten Philosophen Roms zu passen schien. Bestätigt wurde diese Ansicht, als Johann Faber im Jahre 1606 eine Denkmünze, einen wegen der eigenthümlichen, erhobenen Umrandung sogenannten Contorneaten aus der Sammlung des Cardinals Maffei veröffentlichte, auf der dasselbe Bild sich findet mit der Inschrift Seneca[1]). Diese Münze ist verloren gegangen. Es sei hier bemerkt, dass man auch die alten Bildnisse des Terenz erst erkannte, nachdem eine Münze mit demselben und mit dem Namen des Dichters gefunden war. Diese Contorneaten sind erst unter den spätern römischen Kaisern nach Constantin dem Grossen geschlagen, es finden sich aber oft die Bildnisse von Personen darauf, die früher gelebt haben. Winckelmann kannte 6 Büsten des vermeintlichen Seneca, 1745 wurde die schönste dieser Art in Bronze zu Herculanum gefunden[2]). Er bewunderte die Schönheit derselben, wollte aber von

1) Imag. illustr. viror. Nr. 131, p. 74.

2) Bronzi d' Ercol. T. I, tav. 35, 36. Vgl. Visconti, Icon. rom. I, Tav. XIV, 1. 2.

derselben als Seneca nichts wissen, aus Gründen, die Visconti[1]) zu widerlegen suchte. Winckelmann[2]) setzt den Charakter des Seneca über Gebühr herab, wenn er sagt, von diesem Manne, der in schlechter Achtung stand, könnten die Bildnisse nicht so vervielfältigt sein, dass sich von keinem andern berühmten Manne des Alterthums so viele fänden. Es sei auch nicht zu glauben, dass der erleuchtete Kaiser Hadrianus eines so unwürdigen Philosophen Bildniss in seiner Villa aufgestellt habe, wo vor weniger Zeit ein Stück eines solchen Kopfes von grosser Kunst ausgegraben worden sei. Winckelmann fährt fort: „Ich bin also der Meinung, dass besagte Köpfe das Bildniss eines älteren, berühmteren und würdigeren Mannes sind. Es ist hier nicht der Ort für moralische Klagen, ich kann mich aber nicht enthalten, wenn ich so viele Köpfe dieses verlarvten Philosophen sehe, den Verlust der Bildnisse von Männern, die der Menschheit Ehre gemacht haben, eines Epaminondas, eines Leonidas, eines Xenophon u. A. zu bedauern. Jenem aber, dem die Klügsten die Larve der Tugend abgezogen und der in seinen Schriften als ein niedriger Pedant erscheinet, ist es gelungen, in seinen Bildern zugleich mit der Kunst verehrt zu werden. Es hätten sich die Künstler an ihm rächen sollen, da er die Maler sowohl als die Bildhauer von den freien Künsten ausschliesset (Epist. 88)". Alle Welt wird aber wohl über die Schandthat Nero's an seinem Lehrer empört gewesen sein, als er diesen zum Tode verurtheilte und nur als Gnade ihm bewilligte, dass er sich die Todesart selbst wählen solle. Hatte ihn doch Dio Cassius[3]) den berühmtesten römischen Philosophen genannt. Man wirft ihm vor, dass er im Leben eine zweideutige Rolle gespielt habe und dass seine Handlungen dem hohen sittlichen Inhalt der Schriften des geistvollen stoischen Philosophen nicht entsprochen hätten. Aber es mag schwer gewesen sein, einem Herrscher wie Nero gegenüber die Grundsätze der Rechtlichkeit zur Geltung zu bringen ohne Gefahr für das eigne Leben. Lucius Annaeus Seneca war im Jahre 2 oder 3 nach Chr. zu Cordova in Spanien geboren. Schon unter Caligula zeichnete er sich als grosser Redner aus, so dass dieser neidisch auf sein Talent ihn schon zu beseitigen gesucht haben soll. Von Messallina, der ersten Gattin des Claudius Germanicus, wurde er wegen einer Liebschaft mit ihrer jüngern

1) Mus. Pio Clem. III, p. 86.
2) Sämmtliche Werke. Donaueschingen 1825. VI, S. 210.
3) Hist. rom. LIX, 19.

Schwester nach Corsica verbannt, von der zweiten Gattin des Claudius aber, von Agrippina, nach 8 Jahren der Verbannung zurückberufen. Sie machte ihn zum Erzieher ihres Sohnes, des jungen Nero. Seine Schriften sind zahlreich und waren schon im Alterthume hoch geschätzt, es wird ihm auch eine Reihe von Tragödien zugeschrieben. Weil er in die Verschwörung des Piso verwickelt schien, verurtheilte ihn Nero zum Tode, liess ihn aber die Art seines Todes selbst bestimmen. Die Grausamkeit Nero's beklagend, der erst Mutter und Bruder gemordet, nun auch seinen Erzieher und Lehrer hinrichten lasse, liess er sich im Bade die Adern öffnen, da ihm dies aber zu lange währte, nahm er Gift und als auch dieses nicht wirkte, liess er sich in ein heisses Bad bringen, dessen Dämpfe ihn erstickten. Er starb im 63. Jahre seines Lebens [1]). Winckelmann [2]) findet einen Widerspruch zwischen der Schönheit jener Erzbüste von Herculanum und einer Angabe des Plinius, dass die Kunst, in Erz zu arbeiten, unter dem Nero gänzlich gefallen sei. Doch sagt er an einer andern Stelle, der schöne Seneca könnte allein ein Zeugniss wider den Plinius geben, welcher vorgiebt, dass man unter dem Nero nicht mehr verstanden habe, in Erz zu giessen. Gegen jene Behauptung Winckelmann's bemerkt Lessing in seinen Fragmenten zum zweiten Theile des Laokoon, dass er den Plinius etwas sagen lasse, was dieser gar nicht gesagt habe. Plinius sage nämlich keineswegs, dass man unter dem Nero die Kunst in Erz zu giessen nicht mehr verstanden habe, sondern blos, dass man die edlere Composition der Mischung des Kupfers mit Gold und Silber, deren sich die alten Künstler bedient haben, nicht mehr zu machen verstanden und dass Nero vergebens das dazu nöthige Gold und Silber habe hergeben wollen. Den angeblichen Seneca im Bade in der Villa Borghese nennt Winckelmann [3]) ein Gewebe von strickmässigen Adern, er ist in seinen Augen der Kunst des Alterthums kaum würdig zu achten. Die borghesische unbekleidete Statue von dunkelgrauem Marmor hat im Stande sowohl als im Gesichte eine vollkommene Aehnlichkeit mit einer gleichfalls unbekleideten Statue in Lebensgrösse, aber von weissem Marmor in der Villa Pamfili, der wieder eine kleine Figur in der Villa Altieri, welcher der Kopf mangelt, völlig ähnlich ist. Diese sowohl als

1) Tacitus, Annalen XV, 63, 64.

2) a. a. O. II, 157 u. 279.

3) a. a. O. I, 241. Vgl. Sculture del Palazzo della villa Borghese, Roma 1796. I. p. 56, Nr. 10.

jene tragen in der linken Hand einen Korb, wie zwei kleine als Knechte gekleidete Figuren in der Villa Albani. Da nun zu den Füssen der einen von diesen eine komische Larve steht, und folglich diese Figur einen Diener der Komödie vorstellt, so kann man schliessen, dass unsere borghesische sowohl als die pamfilische Statue nebst der Figur der Villa Altieri dergleichen Personen abbilden. Es findet sich ausserdem in der Benennung der borghesischen Statue nicht der mindeste Grund der Wahrscheinlichkeit, wenn man sie mit den vermeinten Köpfen des Seneca vergleicht, denn die Stirn des Kopfes ist völlig kahl wie an der pamfilischen Statue, da hingegen die Köpfe des vorgegebenen Seneca dieselbe mit Haaren bedeckt haben. Was man sich aber auch für einen Grund mag eingebildet haben, so sind der gedachten borghesischen Statue bei der Ergänzung, da die Beine fehlten, die Schenkel hineingesetzt in ein Stück von afrikanischem Marmor, dem die Form einer Wanne gegeben worden, um das Bad anzudeuten, worin sich Seneca die Adern öffnen liess und sein Leben endigte[1]). Auch zeigen die Gesichtszüge dieser Statue nur eine entfernte Aehnlichkeit mit den Köpfen, die als Seneca bezeichnet werden. Visconti sieht in der borghesischen wie in der pamfilischen Figur Fischer. In Bezug auf die Zweifel, welche Winckelmann gegen die als Seneca gedeuteten Büsten geäussert hat, bemerkt Visconti[2]) das Folgende: Nicht von Faber, sondern von Fulvius Ursinus rührt die Meinung her, dass jene Köpfe Bildnisse des Seneca seien, indem er sie mit einer Schaumünze des Cardinals Maffei übereinstimmend fand. Ursinus sei ein so gelehrter Mann und ein so erfahrener Kenner alter Münzen gewesen, dass man an der Richtigkeit seiner Aussage nicht zweifeln dürfe. Er will ferner durchaus nicht zugestehen, dass Seneca während seines Lebens in geringer Achtung gestanden und führt Beweise für das Gegentheil an. Gewöhnlich werde auch der Einwurf gemacht, dass der dünne, die Wangen nur leicht umkleidende Bart gegen das herrschende Costüm zur Zeit des Seneca sei und also den Bildnissen desselben nicht zukommen könne. Aber es sei zu bedenken, dass der Bart an den erwähnten Köpfen ebenso verschieden sei von der Art, wie ihn die alten Griechen trugen, als von der, welche zu den Zeiten der Antonine Mode geworden. Es sei zu erweisen, dass es im letzten Jahrhundert der römischen Republik, sowie im ersten der Kaiserherrschaft bei den

1) a. a. O. VI, S. 213 und VIII, S. 409.
2) Mus. Pio Clem. T. III, p. 21.

jungen Römern Sitte gewesen, ein wenig Bart zu tragen. Dasselbe konnte also wohl auch von einem der Philosophie ergebenen Manne geschehen, dessen Sicherheit es sogar erheischte, äusserlich zu zeigen, er habe dem Stadtleben, den Geschäften und dem Hofe entsagt. F. G. Welcker[1]) urtheilt wie Visconti und fügt hinzu, noch ein anderer Grund liege in der öfteren Wiederholung des Bildes, die gerade bei Seneca (worin Winckelmann geirrt habe) zu erwarten sei. Kann die eigenthümliche Art, das Haar und den Bart zu tragen, nicht vielleicht auch dadurch erklärt werden, dass Seneca ein Spanier war? Die beste Marmorbüste des angeblichen Seneca befand sich in der Villa Medici und ist jetzt in der Galleria del gran Duca[2]) in Florenz, eine andere ist im Palast Corsini in Rom, beide sind ergänzt; eine dritte ist in der Villa Pinciana.

Die Bezeichnung dieser Büsten als die des Seneca wurde sehr zweifelhaft und von vielen aufgegeben, als man im Jahre 1813 in der Villa Mattei zu Rom eine Herme fand mit zwei Köpfen, unter welchen die Namen Socrates und Seneca angebracht waren[3]). Dieselbe befindet sich jetzt im Berliner Museum. Hier ist Seneca ohne Bart und mit kahlem Vorderkopfe dargestellt, es ist der Kopf eines wohlgenährten, von Gesundheit strotzenden Mannes. Seneca wird aber von Tacitus als kränklich geschildert, er war asthmatisch und nährte sich schlecht, er selbst nennt sich im Alter ganz abgezehrt[4]). Von den Namen der Herme ist der eine griechisch, der andere lateinisch. Während Hübner die beiden Aufschriften für unzweifelhaft ächt hält, erklärt Visconti diese Namen als Fälschung oder als Irrthum, sie seien auf die Büste selbst eingemeisselt, statt auf den Rand der Herme, wo sie sich gewöhnlich finden. Die, welche die Bezeichnung der Köpfe der Herme für ächt halten, fragen mit Bernoulli, welcher Andere könnte dem Socrates, dem grössten griechischen Philosophen gegenüber gestellt werden, als Seneca? Hübner vergleicht mit diesem Kopf der Herme einen in der Heimath Seneca's bei Cordova gefundenen Carneol, dessen Bildniss indessen geringe Aehnlichkeit hat. Nicht nur die Nase, die

1) Das akademische Kunstmuseum, Bonn 1851, S. 96.

2) H. Dütschke, Die antiken Marmorbilder der Uffizien. Leipzig 1878, Nr. 530.

3) Bernoulli, Röm. Iconographie. I, Stuttg. 1882, S. 276, Taf. XXIV, vgl. Visconti, Iconogr. rom. I. 1819, p. 410, Tav. XVI, 5.

4) Epist. 78.

freilich an der Herme ergänzt ist, zeigt sich verschieden, sondern auch das spitz vorspringende Kinn[1]).

Hätte man damals den hier beschriebenen Fund der Terra-cotta-Büste in Köln gemacht, so würde man ihn sicherlich zu Gunsten des Seneca verwerthet haben, denn dieselbe Agrippina, die Gattin des Claudius, die Mutter des Nero, die im Jahre 50 nach Chr. Köln gegründet hat, hatte den Seneca aus seiner 8jährigen Verbannung von Corsica zurückgerufen und ihn zum Lehrer ihres Sohnes Nero gemacht. Seneca starb im Jahre 65 nach Christus. Er war bei der Gründung Kölns gewiss auch in dieser Colonie eine der bekanntesten Persönlichkeiten. Die Deutung der Senecabüsten sollte aber bald noch eine andere Wendung nehmen. Im Jahre 1873 machte E. Brizio eine im Magazin des Handelsministeriums in Rom entdeckte, jetzt in dem kleinen Museum des Palatin daselbst befindliche Mamorbüste bekannt[2]), welche dieselbe Person mit einem Epheukranze um's Haupt darstellt. Brizio sucht nun zu erweisen, dass der Epheukranz den lyrischen Dichter verrathe und das Bildniss keinen andern darstellen könne, als den beliebten Dichter Philetas von der Insel Kos, der zu Ende des 4. Jahrh. vor Chr. lebte und auch von den Römern hochgeschätzt war. Properz selbst sagt, dass er ihm nachgestrebt habe und zufrieden sei, wenn seine Verse den philetischen Fluss hätten. Brizio findet, dass die mageren Züge der Büste vortrefflich auf den kränklichen asthmatischen Dichter passen. Er sagt, dass der Epheukranz allein beweise, dass dieser Kopf der eines Dichters sei, alle Archäologen seien aber einig, dass er der eines Griechen, nicht der eines Römers sei. Dilthey habe ihn für den des Kallimachus gehalten.

Der Bronzekopf des Museums in Neapel wurde 1754 in Resina bei Herkulanum gefunden. In demselben Jahre wurden hier noch drei Büsten in Bronze an's Licht gefördert, ein Heraclit, ein Democrit und wahrscheinlich ein Architas von Tarent[3]). Man kann aus der Uebereinstimmung des Stoffes und der Grösse dieser vier Büsten wie aus dem gleichen Grade der künstlerischen Ausführung schliessen, dass sie von derselben Oertlichkeit herstammen. Auch wurden Bronzebilder ptolomeischer Fürsten gefunden. Jene Namen mögen wenig begründet sein, aber die Physiognomien, Bart und Haar zeigen doch, dass diese

1) Archäolog. Zeitung. 1880. S. 20.
2) Annali dell' Instit. Roma 1873, XLV, p. 98, T. d'Agg. L.
3) Ant. d' Ercol., Bronzi I, Tav. XXIX—XXXVI.

Büsten griechische Personen darstellen. Es wurden ferner daselbst die Schriften von Epicur, Hermarchus, Zeno, Demosthenes und anderer Gelehrten vom Ende des 3. und Anfang des 2. Jahrh. vor Chr. ausgegraben. Die fragliche Büste stellt eine Person dar, die mehr durch körperliches Leiden, als durch die Jahre gealtert scheint. Das tief liegende Auge, die gerunzelte Stirne, das grosse Schädelvolum verrathen Intelligenz und anstrengende Studien. Der halbgeöffnete Mund deutet auf schweres Athmen. Die Nachlässigkeit in Haar und Bart bezeichnen einen Menschen, für den das Leben keinen Reiz mehr hat. Als eine solche Persönlichkeit, sagt Brizio, kann man für diese Zeit nur den Dichter Philetas von Kos[1]) bezeichnen. Schon in der Jugend zog er sich wegen Kränklichkeit von dem öffentlichen Leben zurück. Athenaeus theilt uns seine Grabschrift mit, worin er selbst sagt, dass die Studien und die durchwachten Nächte ihn getödtet hätten. Er war als Grammatiker wie als Dichter berühmt und zumal als elegischer Dichter. Als solcher wird er zuerst nach Kallimachus genannt. Seine Mitbürger in Kos ehrten ihn durch Errichtung einer Statue in Bronze. Die Elegieen des Philetas fanden grossen Beifall auch in der römischen Gesellschaft zu einer Zeit, wo man fast allgemein der epikuräischen Lehre ergeben war, und Catull, Tibull, Properz und Ovid dieser Richtung angehörten. Properz zeigte für ihn die grösste Verehrung. Brizio glaubt, dass die Doppelherme in der Villa Albani den Philetas und den Properz darstelle, weil man in diesen Hermen stets Männer zusammengestellt habe, die eine Beziehung zu einander hatten, wie Herodot und Thucydides, Aristophanes und Menander, Sophocles und Euripides. In diesem Sinne macht Hübner darauf aufmerksam, dass beide, Socrates und Seneca sich auch im selbst gewählten Tode gleichen. Brizio führt noch eine ähnliche Herme aus dem Vatican an, die Visconti abbildet[2]). Er ist der Ansicht, dass die vielen Büsten dieses Mannes alle Copien der Statue in Kos seien, wie Krüger es für die Büsten des Euripides wahrscheinlich gemacht habe, dass sie alle von der Statue dieses Dichters im Theater zu Athen herstammen.

Brizio gesteht, dass allein der Umstand, dass die 1873 in Rom entdeckte Büste einen Epheukranz um das Haupt hat, ihn bestimmte, in derselben einen lyrischen Dichter zu sehen. Wenn er dazu bemerkt, dass sie allgemein als das Bild eines Griechen und nicht eines Römers

1) Bach, Philetae Coi reliquiae. Halis Saxon. 1829.

2) Icon. Rom. T. XIV.

angesehen werde, so muss man fragen, worauf sich dieses Urtheil gründe. Die Physiognomie sieht weder römisch noch griechisch aus, der eigenthümliche Bart wird von den griechischen Dichtern zur Zeit des Philetas nicht getragen. Brizio sagt, der Kopf des Dichters sei nicht wie der des Sophocles mit einer Binde umkränzt, sondern mit dem Epheu, dem Symbole des Bacchus, in dessen Kreis die lyrische Dichtkunst gehöre. Diese Unterscheidung kann nicht wohl als eine allgemein gültige angesehen werden. Winckelmann kennt sie nicht, er erwähnt mehrfach den Epheu als ein Abzeichen des Bacchus. Er bemerkt[1], dass die meisten Büsten des indischen Bacchus mit Epheu bekränzt seien; so ist er auch auf einem Relief in gebranntem Thon dargestellt[2]. Meyer führt einen solchen aus dem Capitolinischen Museum an. Auch der Thyrsus war mit Epheu umrankt oder trug an seiner Spitze Epheublätter. Doch erscheint Bacchus auf einem Altar in der Villa Albani gerüstet und wegen seiner Siege in Indien mit dem Lorbeer, der Corona Magna[3], bekränzt. Pauli sagt, dass der Epheu als Hauptschmuck der Dichter und Trinker angesehen worden sei und vor Trunkenheit geschützt habe. Auch die Dichter bringen ihn mit dem Bacchus in Verbindung. So sagt Euripides[4], Bacch. v. 342:

Komm' ich kränze Dir
Das Haupt mit Epheu: feiere Du mit uns den Gott.

und Phöniz. v. 648:

Dem sofort als Kind bereits
Der Epheu, der zum Kranz sich wand,
Mit blüthenreichem, dunkelm Laub
Den Nacken hochbeglückend überschattete.

Auch Plinius[5] berichtet, dass die Thyrsusstäbe mit Epheu geschmückt seien und Alexander, da er als Sieger aus Indien zurückkehrte, sein Haar nach dem Beispiele des Vaters Liber damit bekränzt habe. Des Epheu's mit safrangelbem Samen und mit weniger schwarzen Blättern, der auch der dionysische hiess, bedienten sich die Dichter zu ihren Kränzen. Horaz singt in der Ode I. 1. 29:

---

1) a. a. O. IV. S. 115.
2) a. a. O. VII. S. 435.
3) Winckelmann a. a. O. II, S. 52.
4) Euripides, übers. v. Donner. Heidelberg 1841.
5) Hist. nat. XVI, c. 62.

Mir giebt Epheu,
Der Lohn kundiger Dichterstirn,
Hohen Götterrang.

Virgil[1]) beschreibt einen Becher, wo, mit leichtem Meissel erhöht, der rankende Weinstock rings vom blässlichen Epheu verbreitete Dolden umwindet. Ovid[2]) sagt, der Epheu, das Bacchische Gewinde, zieme den frohen Dichtern, aber nicht ihm. Wiewohl der erfahrene Winckelmann an verschiedenen Stellen[3]) den Epheu als Symbol des Bacchus erwähnt und auch den Kopf des Bacchus als Symbol eines Dichters anführt, so sagt er doch in seinem Versuch einer Allegorie, worin er die Attribute der Götter und die Abzeichen verschiedener Personen in der bildenden Kunst sehr vollständig zusammenstellt, nichts darüber, dass sich die Tragödiendichter mit andern Kränzen als die lyrischen geschmückt hätten. Seneca hätte als Dichter wohl mit dem Epheukranze geschmückt sein können und es ist keineswegs sicher, dass die einem Seneca zugeschriebenen 10 Tragödien nicht dem Philosophen, sondern einem andern Seneca zugeschrieben werden müssen. Nisard und Welcker waren der Ansicht, dass der Philosoph Seneca sie verfasst habe[4]).

Der letzte Schriftsteller über diese Büste ist Comparetti. Derselbe suchte schon 1879 nachzuweisen[5]), dass die Villa bei Herculanum, in welcher diese und so viele andere treffliche Bildnisse und Statuen in Bronze und Marmor gefunden worden sind, der Familie des Calpurnius Piso angehörte und dass der in jener Büste dargestellte kein Anderer als Calpurnius Piso Caesoninus sei, der von Cicero in seinen Reden in Pisonem und pro Publio Sextio so genau geschildert worden sei, dass man ihn in dieser Büste wiedererkennen könne. Comparetti hat dann ausführlicher seine Ansicht in einem grössern Werke über diese Villa[6]), worin die daselbst gefundenen Papyri und Kunstwerke sorgfältig und vollständig aufgezählt sind, auf das Neue zu begründen versucht. Die meisten Schriften der dort aufgefundenen Bibliothek gehören dem griechischen Epikuräer Philodemos an und der Schluss lag nahe, zu glauben, dass hier die Bibliothek des Philodemos selbst und sein eige-

1) Eclog. III, 39.
2) Trist. I, 7, 4.
3) Vgl. a. a. O. IX, S. 44 u. S. 496.
4) Rhein. Mus. II, 3, S. 1447.
5) La Villa dei Pisoni in Ercolano, Napoli 1879.
6) Dom. Comparetti e Giul. de Petra, La Villa Ercolanese Dei Pisoni, Torino 1883.

nes Wohnhaus gefunden sei. Da wir aber wissen, dass Philodemos in ärmlichen Verhältnissen lebte, so kann er unmöglich diese Villa, die den glänzendsten Luxus verräth, besessen haben. Hier wurden 22 grosse und 8 kleine Büsten in Bronze, 13 grosse und 18 kleine Bronzestatuen, sowie 15 Büsten, 6 Statuen und 1 Gruppe in Marmor gefunden. Aber es ist sehr wahrscheinlich, dass dieses Haus das eines reichen Freundes des Philosophen war, bei dem dieser oft Gastfreundschaft genossen haben mag, und der selbst der Lehre des Epikur zugethan gewesen sein wird. Man denkt hier sogleich an den L. Calpurnius Piso Caesoninus, den Schwiegervater des Julius Caesar, den Gegner des Cicero. Aber kein alter Schriftsteller erwähnt eine Villa der Pisonen bei Herculanum und keiner eine Büste des Caesoninus. Mommsen[1]) fragt, wenn die Bibliothek einem Epikuräer zugehört, warum soll es gerade Philodemos sein? Unter den zahlreichen Namen aus Herculanum ist kein einziger Calpurnius und unter den Merkmalen, die Cicero dem Piso gibt, ist keines, das nicht auf jeden ältern, magern, glatzköpfigen Mann passte. Pilosae genae sind nicht bärtige, sondern schlecht rasirte Wangen. Cicero schildert den Caesoninus als traurig, ernst und nachlässig gekleidet, er trug den Bart ohne Sorge, wie in alter Zeit, sein Haar war ungekämmt und struppig, die Stirne umwölkt, die Augenbrauen zusammengezogen. Einiges passt zu den Zügen der Büste, aber nicht Alles. Man kann die dem Kopfe anliegenden Locken, wie auch Mau hervorhebt, nicht als struppiges Haar (capillo horrido) bezeichnen. De Petra hat das verlorene Fragment einer Inschrift an's Licht gezogen, die auf einem wahrscheinlich zu jenem Bilde gehörigen Pfeiler gestanden haben soll. Diese Inschrift hatte nach Mommsen mit der Person der Büste wohl keine Beziehung, sondern enthielt den Namen des Widmenden. Comparetti zählt gegen 30 Büsten dieser Person, die in öffentlichen Sammlungen bekannt sind, auf. Eine solche Verbreitung eines Bildnisses kann man sich eher von einem Philosophen wie Seneca oder einem Dichter wie Philetas als von einem Piso Caesoninus denken. Als einen Grund für seine Deutung führt Comparetti den bekannten Gebrauch der Römer an, die Bildnisse der Familie im Hause aufzustellen. War die Villa wirklich ein Eigenthum der Pisonen, so darf daran erinnert werden, dass diese Familie auch mit Seneca in nahen Beziehungen stand, der

1) Archäol. Zeitung. 1880, S. 32.

2) Bullet. del Inst. 1880, p. 125.

sich ja den Hass des Nero zuzog, weil er in die Verschwörung des Piso verwickelt sein sollte. Die Verurtheilung Seneca's durch Nero, sowie die Massregeln, welche Vespasian und Domitian gegen die Stoiker erliessen, können nicht, wie es von Comparetti geschieht, gegen eine weite Verbreitung der Bildnisse Seneca's geltend gemacht werden. Auf die Inschriften der Doppelherme aus der Villa Mattei, wo ein ganz anderer Kopf als der hier betrachtete als Seneca bezeichnet ist, legt Comparetti keinen Werth und bezieht sich auf eine Stelle des Cicero [1]), wo dieser sagt: „Odi falsas inscriptiones statuarum alienarum." Gegen die Ansicht von Brizio, dass der Epheukranz den lyrischen Dichter bezeichne, spricht sich Comparetti mit Berufung auf alte Schriftsteller aus und behauptet, dass der Epheukranz nicht gegen Seneca, sondern für ihn spreche, weil er nicht nur Philosoph, sondern auch Dichter, und zwar tragischer Dichter gewesen sei. Die römischen Schriftsteller sagten zwar, dass man die Büsten der Dichter mit frischem Epheu bekränzt habe, nicht aber, dass man den Epheukranz auf denselben dargestellt habe. Visconti [2]) hat nur 2 Dichterbüsten mit dem Epheukranze nachweisen können und diese beiden sind die dramatischen Dichter Moschion und Menander. Auch Welcker [3]) kennt deren nicht mehr. Weder Sophocles noch Euripides sind so dargestellt, auch nicht Alceus und Anakreon. Auf den Vasenbildern sind nur die Personen des Dionysischen Kreises mit dem Epheu umkränzt. Auf Helbig's Wandgemälden ist der einzige, Nro. 1455, den der Epheu schmückt, wie man aus der Maske schliessen muss, ein dramatischer Dichter. Horaz [4]) sagt dem Florus, dass er wegen seiner Kenntnisse als Rechtsgelehrter und wegen seiner Gedichte den Epheu verdiene. Was die hohe Achtung betrifft, in der Seneca bei den Römern stand, so weist Comparetti auf Sueton hin, der von ihm sagt, dass ihm zur Zeit des Caligula der grösste Beifall zu Theil geworden sei, auch auf Quintilian X, 1, 126, nach welchem unter Domitian fast allein seine Schriften in den Händen der Jugend gewesen seien. Unter Hadrian und den Antoninen fanden sie die allgemeinste Anerkennung, die bis in das christliche Mittelalter dauerte, ja Hieronymus setzte den Seneca im 4. Jahrhundert in sein Verzeichniss der Heiligen. Man hat

1) Ad Attic. VI, 1.
2) Iconogr. graec. I, p. 104 u. 110.
3) Alte Denkmäler I, 479.
4) Epist. I, 3, v. 25.

es sogar für wahrscheinlich gehalten [1]), dass der Apostel Paulus unter dem Consulat des Seneca im Jahre 58 nach Rom gekommen und mit diesem bekannt geworden sei, doch sind dieser Auffassung erhebliche Zweifel entgegen gesetzt worden [2]). Comparetti hat mehr die Ansicht Brizio's, dass unsere Büste nur einen lyrischen Dichter darstellen könne, mit Glück bekämpft, als für seine Deutung, dass sie das Bildniss des Calpurnius Piso Caesoninus sei, überzeugende Beweise beigebracht. Noch einmal kommt unter den Funden in der Villa bei Herculanum derselbe Kopf mit einem andern als Herme vor, Comparetti bildet dieselbe auf Taf. IV seines Werkes, Fig. 3 ab, sie ist noch zweimal in Rom vorhanden. Visconti sah darin den Seneca und seinen Lehrer Sotion von Alexandrien, Brizio deutet sie als Philetas und Properz. Der zweite Kopf ist ohne Bart und scheint ein Römer zu sein. Comparetti hält ihn für den Sohn des Caesoninus, des wohlbekannten Präfekten der Stadt, der wie sein Vater mit Tiberius befreundet war. Diese beiden Personen haben aber auch nicht die geringste Aehnlichkeit mit einander, die man doch bei Vater und Sohn voraussetzen müsste. Eine Büste mit einer Tänie um das Haupt, die in der Villa Albani gefunden worden und auf derselben Taf. IV, Fig. 6 abgebildet ist, ist in den Zügen des Gesichtes von unserm als Seneca bezeichneten Kopfe so verschieden, dass man es kaum begreifen kann, wie Comparetti und andere Archäologen darin dieselbe Person haben erkennen wollen. Dagegen wird in demselben Werke auf Taf. XXII Fig. 4 eine Marmorbüste abgebildet, die angeblich Zeno darstellen soll, die in dem Bartwuchse um den Mund, zumal in den am Saume der Unterlippe stehenden Haaren und den tiefangesetzten Ohren eine typische Uebereinstimmung mit der Bronzebüste des angeblichen Seneca von Herculanum, mit der von Rom, die den Epheukranz hat, sowie mit der Büste von Köln erkennen lässt, so dass man, wenn auch nicht an dieselbe dargestellte Person, doch an denselben Künstler und an dieselbe Zeit zu denken veranlasst ist. In Herculanum werden wie in Rom zu jener Zeit die bildenden Künstler Griechen gewesen sein, die manchen ihrer Büsten, wiewohl sie Römer darstellten, griechische Haartracht mögen gegeben haben. Auch Comparetti zweifelt nicht, dass griechische Künstler die römischen Bildnisse der Villa von Herculanum gefertigt

1) Joh. Kreyer, L. Annaeus Seneca und seine Beziehung zum Urchristenthum, Berlin 1887.

2) Berliner Philol. Wochenschrift 1888, No. 2 u. 3.

haben. Der Kopf von Rom mit dem Epheukranz, der angebliche Kopf des Zeno auf Comparetti's Taf. XXII Fig. 4 und der Kopf von Köln haben noch eine Eigenthümlichkeit, die als ein Fehler des Künstlers bezeichnet werden kann, nämlich die, dass bei ihnen das Ohr zu tief steht, das Ende des Ohrläppchens steht fast mit dem Munde in gleicher Höhe, und der obere Rand der Ohrmuschel steht in gleicher Höhe mit der Mitte der Nase, während das Ohrläppchen mit der Nasenbrücke und der obere Rand der Ohrmuschel mit den Augenbrauen gleich stehen soll. Die Bronzebüste von Herculanum hat diesen Fehler nicht, wiewohl auch hier das Ohr ein wenig zu tief steht. In hohem Grade findet sich der Fehler wieder an den auf Taf. III Fig. 2 u. 3 desselben Werkes abgebildeten Marmorbüsten von Pompeji, die 1876 und 1879 gefunden sind[1]). Fig. 3 ist wieder der vermeintliche Seneca, in jüngerem Alter dargestellt, er soll zu einem andern als Herme gehören, in dem man den Metrodoros erkennen will. Die in einem andern Hause Pompeji's mit einem Bilde des Epikur gefundene Marmorbüste Fig. 7 ist noch einmal derselbe Seneca, der mit seinem langen Kopfe an das Bild des Kaisers Trajan auf den Münzen erinnert, was desshalb von Interesse ist, weil Trajan auch ein Spanier war.

Die Bonner Universitäts-Bibliothek besitzt unter Nr. 17 einen Abguss der Berliner Herme, unter Nr. 37, Welcker's Katal. 202, einen Abguss einer Senecabüste, die von dem Bronzebildniss von Herculanum verschieden ist, und einen weniger leidenden Ausdruck hat, auch jünger erscheint. Prof. Kekulé hat kürzlich für das akademische Kunstmuseum eine Nachbildung der Bronzebüste von Herculanum in Terracotta angeschafft.

Betrachten wir unsere Terracottabüste als solche. Die ersten Kunstarbeiten des Menschen waren die Herstellung eines schneidenden Werkzeugs, das Malen mit rother Farbe, das Kneten in Thon und das Schnitzen in Holz oder Knochen. Nach urgeschichtlichen Funden ist das Schnitzen älter, als das Bilden in Thon, es erscheint schon in der Rennthierzeit des mittleren Europa an Orten, wo von der Arbeit in Thon noch keine Spur vorhanden ist. Für die Herstellung körperlicher Figuren aber behält Winckelmann[2]) Recht, wenn er sagt: Die bildende Kunst fing mit dem Thone an, dann versuchte sie sich in Holz, Elfenbein, Stein und endlich in Metall. Die

1) Bull. del Instit. 1879, p. 95.

2) Sämmtliche Werke III, S. 87.

alten Sprachen wie das Hebräische, bemerkt er, bezeichnen die Kunstarbeit des Töpfers und des Bildhauers mit demselben Worte. Dass auch Griechen und Römer, ehe sie Statuen aus Marmor und Bronze fertigten, sie aus gebranntem Thon herstellten, dafür haben wir verschiedene Zeugnisse. Pausanias [1]) berichtet, dass er noch in verschiedenen Tempeln Griechenlands Götterstatuen aus Thon gesehen habe. Nach Dicaearchos[2]) stellten die Töpfer in Athen an Festtagen ihre Arbeiten in Thon aus. Welch' hohen künstlerischen Werth kleine Figuren dieser Art besitzen, haben die Funde von Tanagra gezeigt. Wie häufig und vortrefflich solche Werke aus Thon in Griechenland waren, geht auch aus der Mittheilung Strabo's[3]) hervor, dass J. Caesar befohlen habe, man solle aus den Trümmern von Korinth nicht weniger die Werke der Kunst, welche aus Thon gebildet seien, hervorziehen, als die von Erz. Winckelmann führt aus Pompeji vier Statuen von gebrannter Erde an, zwei, etwas unter Lebensgrösse, stellen komische Figuren mit Larven dar, zwei andere, etwas grösser als die Natur, stellen einen Aesculap und eine Hygieia vor. Ferner führt er ein Brustbild der Pallas in Lebensgrösse und die kleine Figur eines Senators Cruscus an. Diese Bilder waren oft mit rother Farbe bemalt. H. von Rohden[4]) führt ausser den genannten Werken aus Thon noch ein im J. 1861 gefundenes Fragment einer Minerva, die vielleicht durch den Ausbruch des Vesuv zertrümmert wurde und die 1873 gefundene Statuette eines sitzenden Mannes an. Alle diese Statuen sind in seinem Werke abgebildet. Er meint, die beiden erhaltenen Statuen des Aesculaptempels dürften nicht in die Augusteische Zeit hinaufgerückt werden. Da der Kopf der männlichen Statue einen entschiedenen Juppitertypus hat, was indessen bei Bildern des Aesculap gewöhnlich ist, so fragt er, ob an Stelle des alten Cultus hier vielleicht die römische Dreiheit: Juppiter, Juno und Minerva dargestellt sei. Diese Götter kommen auf Lampenreliefs in Pompeji oft vereinigt vor. In Bezug auf diese Gottheiten sagten die Fundberichte, die Figuren seien mit Hülfe zweier Formen, einer für die vordere und einer für die hintere Hälfte verfertigt. Auch das Götterbild im späten Isistempel zu Pompeji war von Thon. Erst als die Römer nach Besiegung Antiochus des Grossen durch Lucius Scipio die

1) Graec. Descript. I, c. 3.
2) Opera, III, Col. 834.
3) L, 8, p. 785.
4) Die Terracotten von Pompeji, Stuttgart 1880.

Herren von Asien wurden, zogen in Rom griechische Sitten und asiatische Pracht ein. Nun wurden die Statuen der Götter von griechischen Meistern gearbeitet. Die Werke in gebranntem Thon an den alten Tempeln wurden lächerlich, wie der ältere Cato in einer Rede sagte[1]). M. Fulvius führte in seinem Triumphzuge über die Aetolier 280 Statuen von Erz und 230 von Marmor in Rom auf[2]). Das Material unserer Büste, der gebrannte Thon, deutet nicht etwa auf eine Zeit, in der man in Marmor und Erz noch nicht zu arbeiten verstand, sondern, da die Nahtspuren an ihr beweisen, dass sie über ein Modell geformt ist, so muss aus der Art ihrer Herstellung auf einen fabrikmässigen Vertrieb dieses Bildnisses geschlossen werden. Wenn schon die grosse Zahl der Büsten dieses Mannes dafür spricht, dass sie eine im Alterthum sehr bekannte Person darstellen, so gilt dies noch mehr in Bezug auf eine Büste von Thon, die auf eine zahlreiche Vervielfältigung dieses Bildes hinweist. Die grosse Kunst des auch von Winckelmann bewunderten Kopfes in Erz, die sich auch in dieser Thonbüste ausspricht, deutet auf die Kunstepoche der römischen Republik und ersten Kaiserzeit. In die Zeit der Republik setzt auch Comparetti alle Bildwerke der Villa von Herculanum. Warum sollen sie nicht auch der ersten Kaiserzeit angehören können? Nach den Fundumständen müssen wir auch die Kölner Büste dieser Zeit zuweisen. Schon Ursinus glaubte, dass die verschiedenen Bildnisse des angeblichen Seneca von einem und demselben Modell hergenommen seien. Comparetti glaubt, dieses sei der Kopf von Herculanum gewesen; er sieht bei den Marmorbüsten in der Darstellung der Haare noch die Technik der Bronze.

Die Büste von Köln hat mit dem Bronzekopf von Herculanum eine nicht so grosse Aehnlichkeit als mit dem Marmorkopfe von Rom, der den Epheukranz trägt. Es ist in den Zügen derselbe tief ernste, fast leidende Ausdruck, dieselben Haarlocken bedecken die Stirn und Schläfe, dieselbe Wangenfalte geht vom Nasenflügel abwärts, der Mund ist etwas geöffnet. Doch ist die Nase an der Kölner Büste nur in ihrem oberen knöchernen Theile so vorspringend als an der andern, der untere Theil der Nase geht mehr gerade nach abwärts, als wenn sie im Thon einen Druck erlitten hätte. Das ist eine Verschiedenheit, die auch beim Verstreichen der Formnaht entstanden sein kann. Beim Kopfe von Herculanum ist die mittlere Stirnlocke in zwei Stränge

---

1) Livius L. 34, C. 1.
2) Winckelmann V, S. 288.

getheilt, was bei denen von Rom und Köln nicht der Fall ist. Der Augenball hat bei jenem eine Iris, während er bei den beiden andern Bildwerken voll ist. Der rechte Augenball an unserer Büste zeigt einige Sprünge im Thon, die nicht für einen Irisring gehalten werden dürfen. Alle drei Büsten haben am Saum der Unterlippe kurze Barthaare, wodurch die Lippe breiter erscheint, als sie ist, auch haben alle ein langes Ohrläppchen.

Der Kopf der Kölner Büste ist ein wenig nach vorn gesenkt und etwas nach rechts gewendet. An den Locken des Kopfhaares sieht man Längsrillen, die mehr dafür sprechen, dass das Modell ein Bronzeguss und nicht ein Marmorbild war. Am Kinn sieht man Eindrücke des Retouchirstabes wie an griechischen Bildwerken in Thon. An kleinen römischen Terracottafiguren beobachtet man die Technik, dass die glatten Köpfe durch die Form dargestellt waren und das Haar dann durch den Künstler später darauf gesetzt wurde. Nicht selten löst es sich leicht davon ab. Ob an unserer Thonbüste ähnlich verfahren wurde, ist schwer zu entscheiden. An ihr ist der rechte Stirnhöcker sichtbar und verräth eine gute Stirnbildung. Der Mund ist etwas geöffnet wie beim Reden. Es ist wahrscheinlicher, dass der Künstler diesen Ausdruck dem Kopfe hat geben wollen, als dass damit die Athemnoth eines Kranken, sei es nun Seneca oder Philetas, hat angedeutet werden sollen. Solche Aufgaben hat sich die griechische Kunst zur Zeit ihrer Blüthe wohl nicht gestellt. Der Backenbart ist unter dem Kinn besonders kurz und abweichend von der griechischen Mode, den Bart zu tragen. Die starken Falten des magern Halses bezeichnen das hohe Alter der dargestellten Person. Die Büste ist 47 cm hoch, die grösste Breite des Bruststückes ist 25,5 cm, der Kopf mit der Haarbedeckung ist 188 mm lang, 175 breit und vom obern Rand des Ohrlochs an 138 mm hoch. Das Gesicht ist von der Nasenwurzel zum Kinn 126 mm lang, der Abstand der äussern Ränder der Augenhöhle ist 110 mm. Breite und Höhe des Kopfes sind für den intelligenten Ausdruck desselben sehr günstig. Wiewohl in Bezug auf die Kopfmaasse eine Genauigkeit der Künstler im Alterthum so wenig wie heute erwartet werden kann, so werden sie gute Verhältnisse in dieser Hinsicht doch im Allgemeinen gekannt und berücksichtigt haben. Rechnet man von der Kopflänge für das Haar 8 mm und von der Kopfbreite 20 mm ab, was freilich ziemlich willkürlich ist, so würde man für Länge und Breite 180 und 155 erhalten, was einem Kopfindex von 86. 1 entspricht. Abweichend von dieser brachycephalen

5. Die römische Grabkammer zu Köln unter der Casinostrasse.

Unser Wissen von der Oertlichkeit des altrömischen Köln ist verhältnissmässig unbedeutend, gar vieles schwankend und bestritten. Um so dringender fordert die Wissenschaft, dass wir die thatsächlichen Haltpunkte als solche anerkennen und den zweifelhaften Angaben forschend nachgehen, um aus ihnen, wo möglich, ein Ergebniss zu gewinnen. Beides habe ich in meinem Aufsatze „Der Umfang des ältesten römischen Köln“ versucht, den ich dem Herausgeber der „Westdeutschen Zeitschrift, Direktor Dr. Hettner, anbot, da ich bei den vorhandenen Thatsachen es für vorzeitig hielt, die von ihm gewünschte Topographie der ältesten Stadt zu liefern. Mein Aufsatz wurde von ihm willkommen geheissen; er erschien nach einiger Zeit im vierten Bande der Zeitschrift. Die Art, in welcher Hettner gelegentlich im „Korrespondenzblatt“ V, 72 f. die Richtigkeit meiner Ansicht bestritt, dass der noch in Resten vorhandene, von der römischen Mauer umfasste südlichste Theil nicht zur ältesten Stadt gehört habe, nöthigte mich zu einer Entgegnung. Ueberraschen musste es mich, dass die Aufnahme derselben verweigert wurde, weil das „Korrespondenzblatt“ nicht so viel Raum habe, um diese und die wohl eben so lange Erwiderung geben zu können. Da meine Ansicht ausführlich in jenem Aufsatze dargelegt sei, der Herausgeber ausdrücklich darauf verwiesen habe, so bedürfe es keiner weitern Verhandlung. Sollte ich Recht haben, so werde das die Zeit lehren, wenn man endlich einmal in Köln zur Entscheidung so mancher topographischen Fragen Hacke und Schaufel ergreife. Meine mit solcher Begründung abgewiesene Entgegnung erschien in den Jahrbüchern LXXXII, 152 ff. Dr. Hettner vertheidigte dann seine Verweigerung der Aufnahme daselbst LXXXIII, 226 f., indem er bemerkte, die Entgegnung wiederhole bloss meine Ansicht, neu sei nur ein Gedanke, der auf irriger Auslegung der Braun'schen Beschreibung des Fundes beruhe; denn die Aussenseiten der Mauern seien gar nicht ausgegraben worden. Die Beschreibung gehört nicht Braun, sondern Lersch an; den Irrthum gestehe ich ein, für die

sind aber über die damalige Mode, den Bart zu tragen, nicht hinreichend unterrichtet, um für den einzelnen Fall ein sicheres Urtheil fällen zu können. Winckelmann[1] sagt, bis zum J. 454 der Stadt Rom hatten die Statuen in Rom wie die Bürger lange Haare und lange Bärte. Livius berichtet, dass der Consul M. Livius sich, als er von der Stadt Rom entfernt lebte, den Bart habe wachsen lassen, ihn aber abgenommen habe, als er bewegt wurde, wieder im Rathe zu erscheinen. In jenem Jahre seien Barbiere aus Sicilien nach Rom gekommen. Alexander der Grosse habe nach Plutarch seinen Soldaten den Bart abnehmen lassen, damit sie nicht vom Feinde bei demselben möchten angefasst werden. Stutzbärte waren indessen bei den barbarischen Völkern üblich, unter andern bei den Celten. Livius erzählt noch, dass der ältere Scipio in der ersten Unterredung mit Masinissa in Spanien, im J. 546 der Stadt, sein Haar lang getragen habe, später schor er sich Bart und Haar.

Es mag genügen, die verschiedenen Erklärungen dieser Büste hier neben einander gestellt zu haben; wir sind in der That noch nicht berechtigt, darin mit Sicherheit den Seneca zu erkennen, aber diese Deutung scheint mehr begründet wie jede andere. Hoffen wir, dass einmal ein neuer Fund mit unzweifelhafter Namensschrift uns über den berühmten Mann des Alterthums aufklären wird, der hier dargestellt ist.

H. Schaaffhausen.

---

1) a. a. O. III. S. 514. V. S. 288 und 336. VI. S. 125.

Jahre 1848 schritt man zur Verwerthung des kostbaren Gartens, in welchem das Pfarrhaus lag; es wurde der Bau einer Strasse beschlossen, welche vom Marienplatz zum Casino führen sollte, der jetzigen Casinostrasse, deren Ostseite auf dem westlichen Umgange geplant war, während das Pfarrhaus auf der westlichen liegen sollte. Bei der Ausschachtung zum Baue der Häuser auf der östlichen Seite (2—14) und zur Gründung eines neuen stilmässigen Eingangs stiess man in einer Tiefe von 8 bis 9 Fuss auf „Trümmer römischer Gebäude"; die zerstörten Mauern waren noch in einer Höhe von 4 Fuss 5 Z. erhalten, so dass sie etwa 12 bis 13 Fuss in die Erde hinabreichten.

Dass auch in Köln der Boden seit der Römerzeit sich bedeutend erhöht hat, ist allgemein bekannt. Nöggerath hat Jahrb. XVII, 151 ff. über die Ursachen dieser Erhöhung in allen grösseren Städten, die vielfache Zerstörungen erlitten, ausführlich gehandelt. In Trier hatte sich v. Wilmowsky mit der Beobachtung der verschiedenen Bodenschichten in seiner rastlos gründlichen Weise beschäftigt, worüber ein Aufsatz in dem „Jahresbericht für nützliche Forschungen über die Jahre 1861 und 1862" Aufschluss gibt. Ganz neuerdings hat man in der Mitte von Trier Estrichböden 3,60 m unter der heutigen Strasse gefunden, und Hettner bemerkt dabei ausdrücklich, dass es sich dabei „nicht etwa um Keller handle" (Korrespondenzbl. VI, 220 f.), führt auch den Beweis, dass das Terrain schon während der Römerzeit dort um 1,80 m gewachsen gewesen. Der in Köln beobachteten Erhöhungen ist Jahrb. XLI, 132 gedacht. Wir fügen einiges hinzu. In der Mitte der Römerstadt, in der Glockengasse, wurde bei der Ausschachtung zum Theaterbau ein merkwürdiger Altar in beträchtlicher Tiefe gefunden (Museumskatalog II, 103), ebenso in der Budengasse ein Weihestein des Dis und der Proserpina (I, 24) und in einem Keller derselben Strasse (Nr. 18) ein Frauenkopf (II, 112a), wie denn fast alle römischen Inschriften und Denkmäler beim tiefen Ausschachten und in Kellern entdeckt wurden. Die römische Südmauer hat durchschnittlich eine Fundamenttiefe von 5 m (Merz, Römermauer S. 11). In der Agrippastrasse stiess man erst in gleicher Tiefe auf gewachsenen Boden (v. Veith, „Das römische Köln" S. 18), der in der Bolzengasse erst mit 10,30 m beginnt (Jahrb. LXXVIII, 86). Nach Cohausen (Jahrb. LXXX, 251 f.) gehen die unter dem Rathhaus gefundenen Mauern, wenn auch nicht 42, doch wenigstens 24 bis 25 Fuss tief in die Erde; nach Ennen (Jahrb. XLI, 64) wurde dort ein Bogen in der Tiefe von 22 Fuss blossgelegt. In der Nähe der Marienkirche in dem Hause

Königsstrasse 2 fand Merz (Römermauer 17) die Stadtmauer bis zu 5 m unter der Strasse noch trefflich erhalten. Hiernach wird niemand zweifeln können, dass die 4 Fuss 5 Zoll hohen Reste, welche bis 13 Fuss unter dem Umgange der Marienkirche, der jetzigen Casinostrasse, herabgingen, in der Römerzeit sich ebenso oberhalb der Erde befunden haben wie die zahlreichen Weihe- und Grabsteine, die man zum Theil in sehr bedeutender Tiefe, bis zu 17 Fuss, gefunden hat.

Wenn Hettner in unserm Funde einen Keller sieht, so muss er ihn wohl in die Tiefe versetzen, da wir mit diesem Worte regelmässig den Begriff des Unterirdischen verbinden; wenn dies auch bei dem zu Grunde liegenden cellarium nicht der Fall ist. Und aus welchen Gründen scheinen ihm die Reste auf einen Keller zu deuten? An erster Stelle führt er dafür die „Ausfugung der Nischen" an. Die Beschreibung des Fundes gedenkt solcher Nischen nicht, sondern nur der Wände, die „mit sehr schön gehauenen kleinen Tuffsteinen glatt ausgemauert und verputzt (etwa so wie der Behälter im Garten der Frau von Droste in Bonn) und die Fugen mit römischem Mörtel sehr sorgfältig bestrichen und gebügelt" seien. Wie diese sorgfältig verputzten und gebügelten Wände auf einen Keller deuten sollen, will mir nicht einleuchten. Sollte Hettner etwa den „vermauerten Bogen" meinen, den Braun für eine Wandnische erklärte? Aber auch dies stimmt kaum und daraus auf einen Keller zu schliessen, scheint sehr kühn. Ebenso wenig beweist der zweite Grund für die Annahme eines Kellers, „die Zweitheilung", die nicht einmal erwiesen ist, da die an beiden Enden ihrer Länge abgebrochene Mauer sehr wohl noch länger gewesen und mehr als die offenbar nur theilweis erhaltenen Räume bestrichen haben kann. Auf solche Gründe hin einen Keller anzunehmen ist um so bedenklicher, da die Nothwendigkeit damit verbunden ist, die entschieden auf eine Grabkammer deutenden Gegenstände aus der Kammer weg zu schaffen oder vielmehr später hineinbringen zu lassen, obgleich dieses zu unmöglichen Voraussetzungen nöthigt.

Gehen wir auf den Fund näher ein. Es zeigten sich drei Mauern, deren längste (a) etwa 30 F. weit sich erstreckte; eine andere, 1 F. 4 Z. dicke (b) ging auf diese senkrecht zu, ohne sie aber an dem Punkte, wo sie darauf gestossen sein würde (etwa 10 F. 1 Z. ihrer Länge), zu erreichen; sie war noch etwa 10 F. lang erhalten, endete aber noch etwa 3 Fuss vor der erstern. Am entgegengesetzten Ende stiess auf b eine dritte, a parallele Mauer (c), die etwa 9 F. weit auf-

gedeckt wurde. Diese Mauern deuten auf zwei etwa 13 F. breite, durch eine Zwischenwand getrennte Gemächer, deren Länge nicht bestimmt werden kann, doch läuft a vom Anfange von b noch etwa 20 F. lang fort. In der Mitte des zweiten Raumes fand sich ein a und c parallel laufender „unregelmässig gearbeiteter und vermauerter Bogen"; er war 4 F. 1/2 Z. lang und begann etwa 10 F. von b entfernt, gerade dem Punkte gegenüber, bis zu welchem man c an diesem zweiten Gemache aufgedeckt hatte; seine Höhe betrug 4 F. 3 Z., die Breite 2 F. 1/2 Z., im Lichten des Durchmessers 1 F. 11 Z. Diesem Bogen zunächst lagen „einige Blöcke von Tuff, etwa 4 F. lang, 1 bis 2 F. dick, deren einer mit einer äusserst rohen Arabeske verziert war"; zwischen diesem und einem andern befand sich ein in mehrere Stücke gebrochener Grabstein aus Jurakalk. Dieser Grabstein mit Relief wird in unserm Museum (II, 225) bewahrt (er ist 0,92 m hoch, 0,58 m breit, 0,16 m tief); ebenso der mit vier Arabesken verzierte Block (II, 137), der 0,56 m hoch, 0,1 m lang, 0,29 m tief ist. Auch wurde in diesem Raume (leider wird nicht gesagt wo) der Deckstein eines Grabmals gefunden, der gleichfalls in's Museum gekommen (II, 94); dieser mit Pinienschuppen bedeckte Aufsatz aus Jurakalk ist 1,05 m hoch, 0,61 m oben, 0,95 m unten breit, 0,7 m oben, 0,47 m unten tief. Ausser diesen Bauresten wurden bei der Ausschachtung des westlichen Umgangs noch Theile einer Stuckwand und zwei Mosaikböden gefunden, die gleichfalls in's Museum kamen (II, 188. 213), nur der grössere wohl erhaltene Mosaikboden wurde in der Kirche niedergelegt. Von zwei Steinbruchstücken mit Inschrift (Brambach 2042), die an derselben Stelle gefunden wurden, ist der römische Ursprung zweifelhaft.

Die Aufgrabung hat demnach die Reste zweier, durch eine Zwischenwand getrennten Räume ergeben, die 13 Fuss breit waren, deren Länge ebenso wenig bestimmt ist, wie die Höhe und die Dicke der Aussenwände; in dem einen fanden sich ein Grabstein, der Aufsatz eines Grabdenkmals und ein den Aussenmauern parallel laufender Bogen. Hettner behauptet, der Grabstein, den er als „schweren Block" mit Inschrift bezeichnet, und „das Fragment der Pyramide mit Pinienschuppen" wiesen auf ein grosses Grabmonument hin, das keinesfalls in jener Kammer aufgestellt gewesen; diese Stücke seien später dahin gebracht worden. Ein Beweis wird für keine dieser Behauptungen erbracht, ebenso wenig angedeutet, wie das „Transportiren hierhin" bei der Lage der Sache irgend möglich gewesen. Dass der Grabstein und der Aufsatz des Grabdenkmals zu einem grossen Grabmonument ge-

hört, woran auch Braun dachte, ist nichts weniger als wahrscheinlich. Einen Grabstein von so geringer Höhe und Breite in einer 13 Fuss breiten, wenigstens 20 Fuss langen Kammer zu finden hat nichts Auffallendes, ebenso wenig der Deckstein eines Grabdenkmals; ja wenn der Deckstein sammt dem Denkmal die Höhe von 7 oder 8 Fuss erreicht hätte, würde er in unserer Kammer, deren Höhe wir gar nicht kennen, aber sehr wohl mindestens zu 10 F. annehmen können, wohl aufzustellen gewesen sein. Und warum sollen Blöcke, wie die gefundenen, unmöglich in eine Grabkammer gebracht worden sein? Für 1 bis 2 F. dicke, 4 F. lange Steine gab es in einer Grabkammer mancherlei Verwendung. Solchen Steinen begegnen wir auch sonst häufig. Vgl. den Museumskatalog II, 163.

Wann und wie die Gegenstände in die Kammer geschafft worden, darüber sagt Hettner kein Wort, und er ist auch nach meiner Hindeutung LXXXII, 153 darauf nicht eingegangen. Freilich versetzte man vom 12. Jahrhundert an, wo die Liebe zur Römischen Zeit sich regte, bedeutende Denkmäler in Kirchen, ja man brachte sie auch in Thürme mit dem alten Schutte, der dort abgelagert wurde, wie in die der römischen Stadtbefestigung (Jahrb. XLII, 87. Museumskatalog S. 28), aber selbst im Mittelalter wäre kaum jemand auf den Gedanken gekommen, Denkmäler in solche Trümmer zu retten. Doch vom späteren Mittelalter kann überhaupt gar nicht die Rede sein, da jene Baureste damals längst verschüttet, niemand mehr zugänglich waren. Hätte Hettner den Zustand beachtet, in welchem Köln durch die Verwüstung der Franken, später der Hunnen versetzt worden, so würde er jeden Gedanken an ein „Transportiren“ anderswo gefundener Gegenstände in Trümmer fahren gelassen haben. Ein beredtes Zeugniss, wie es in jenen wilden Zeiten in Köln zugegangen und wie die Zerstörungsstätten verschüttet worden, besitzen wir in den vom Dombaumeister Regierungsrath Voigtel bei Aufgrabung des Domhügels an der nordöstlichen Ecke der Römerstadt gemachten Entdeckungen, worüber die Jahrbücher LIII, 99 ff. ausführlich berichtet haben. Hier fanden sich unter dem 19 Fuss hohen Domhügel die Trümmer eines ältern und eines nach Zerstörung desselben darauf gebauten neuen Hauses, von denen das letztere offenbar verbrannt worden war. Als Fundament eines Theiles des letzteren zeigte sich eine Lage grosser Steine, die sich als zerschlagene Theile von Kunstgebäuden und einem Reiterstandbilde ergaben. Die ganze Stätte der Zerstörung war mit Bau- und Brandschutt bedeckt. Man hatte sie Jahrhunderte lang öde liegen

lassen, nur Schutt und Erde weiter darüber gehäuft, so dass das Domstift die dadurch gebildete Höhe zu einem Kirchhof benutzte, und als man, etwa im achten Jahrhundert, hier ein kirchliches Gebäude errichtete, niemand daran dachte, tief unten lägen die Trümmer der Römerzeit. Der Plattenboden jenes neuen Gebäudes lag 10 F. über dem jüngern römischen Hause, seine Grundmauern reichten bis wenige Fuss über den Bauschutt desselben hinab. Aehnlich verschüttet waren die Römeranlagen unter dem Rathhause, wenn sie auch nicht so lange verödet lagen, sondern früher an dieser so wohl gelegenen Stätte neue Bauten, wohl zu städtischer Benutzung, sich erhoben.

Wenden wir uns zu den Trümmern unter der Casinostrasse, so wird auch hier die ganze Gegend von den wilden Franken, die in der römischen Stadt fürchterlich hausten, zerstört worden sein, weithin ein blosser Trümmerhaufe sich erstreckt haben. Die Stadt war so tief herunter gekommen, dass man an einen Neubau hier gar nicht dachte, sondern alles liegen liess, wie östlich vom Dome. Die der völligen Zerstörung entgangenen Reste waren schon in Folge des Einsturzes der Gebäude mit Schutt gefüllt und rings von solchem umgeben, wie man sie noch bei der Aufdeckung im Jahre 1849 fand. Wie hätte damals jemand auf den Gedanken kommen können, in diese unzugängliche Stätte der Verwüstung mit ungeheurer Anstrengung einen anderswo gefundenen Grabstein und den Deckstein eines Grabmals zu bergen? Wer hätte damals irgend Werth auf solche Dinge gelegt, wer einen so abenteuerlichen Versuch machen können? Ja hätte man sich damals irgend um solche Alterthümer gekümmert, man sich den Eingang in jene Trümmer verschaffen können und wollen, eher würde man dort Vorhandenes herausgeholt als in dieses offene Grab gebracht haben. Freilich fehlt uns über jene Stätte jede Kunde, wir wissen nicht einmal, ob schon damals in der Nähe sich eine christliche Kirche befand, die ganze Urgeschichte der alten Marienkirche ist mit dem ehrwürdigen Purpurmantel der Legende verhüllt. Geschichtlich finden wir das monasterium et claustrum sanctae Mariae erst 965 im letzten Willen Bruno's erwähnt; beide mögen ein paar hundert Jahre älter, schon, wie alle basilicae et fabricae Kölns nach der Aeusserung von Papst Stephan VI., zerstört und jetzt erst wieder aufgebaut worden sein. Als die Marienkirche zu einem monasterium sich erhob, wird sie auch die nächstgelegene noch verödete Stätte, von der hier die Rede ist, in ihren Bereich gezogen haben. Nach Aufhebung des Klosters wurden die dort früher von den Nonnen bewohn-

ten Räume der Welt geöffnet, der Kreuzgang ward zum Umgang und diente als Eingang in die Kirche.

Wir glauben gezeigt zu haben, dass die von Hettner angenommenene spätere „Transportirung" der beiden auf eine Grabkammer deutenden Gegenstände unmöglich sei. Sehen wir nun, ob der sonstige Befund jener Räume zu dem durch jene sich kundgebenden Zwecke stimmt. Da tritt uns nun zunächst jener Bogen entgegen, den Braun für eine Wandnische erklärte, wie sie in römischen Todtenkammern vorzukommen pflegen. Aber eine Wandnische kann man den halbkreisförmigen Bogen nicht nennen, da er nicht an einer Wand steht, wenn man nicht etwa annimmt, hinter derselben habe noch eine Wand gestanden; von Nischen zur Aufnahme von ollae sagt wenigstens die Beschreibung nichts, was freilich nicht zu verwundern, da der Verfasser derselben eine solche Bestimmung des Bogens gar nicht ahnte, und in der undeutlichen Abbildung derselben sind solche nicht zu erkennen. Möglich, dass wirklich an der Stelle der Wand c, die nicht aufgedeckt worden, ein ähnlicher Bogen stand; mit grösserer Wahrscheinlichkeit können wir annehmen, dass weiter an der nicht ausgegrabenen Stelle desselben Gemaches noch ein oder zwei ähnliche Bogen sich anschlossen. Der vorhandene Bogen ist unten abgebrochen und hier könnten Nischen zum Aufstellen von ollae sich befunden haben. Ueber die columbaria vgl. Jahrb. II, 138. Hiernach ist die Beziehung des Bogens auf Nischen zum Aufstellen von ollae freilich unsicher, aber ebenso wenig kann man sagen, welche andere Bestimmung derselbe innerhalb eines Gemaches irgend gehabt haben könne. Ganz anders verhält es sich mit den freistehenden Bogen unter dem Rathhausplatz (Jahrb. XLI, 63 f., LXXXI, 215 f.), die vielleicht als Erdgeschoss dienten.

An einer Stelle des ersten Raumes, 2 F. von a, 8 von b entfernt, wollte man einen gemauerten Wassersarg gefunden haben, den aber Lersch, als er die Trümmerstätte besuchte, nicht mehr vorfand; er war bereits zerstört worden. Sehr glücklich hat Braun (Jahrb. XIX, 64) hierin die Spur eines ausgemauerten Grabes vermuthet. Leider lag dem Leiter des Baues die Verfolgung der Entdeckung fern, und so wurde jedes tiefere Graben versäumt, das hierüber Auskunft verschafft haben würde. Am grössten Theil von Mauer a fand man einen 1 F. hohen, 1 F. $10^1/_2$ Z. breiten Sockel und eine gleiche parallel mit b laufende $2^1/_2$ F. lange Erhöhung zeigte sich an c, 3 F. von b entfernt. Braun bemerkt, eine solche finde sich auch in andern Grabkammern, doch

stehe ihr Zweck nicht fest. Sie sollte wohl auch zur Aufstellung von ollae dienen, wie im Weydener Grab Tuffsteinblöcke umgestülpte Aschenurnen tragen und zwei bauchige Säulenstümpfe wohl demselben Zwecke dienen sollten (Jahrb. II, 136 f.). Zweifelhaft bleibt der Zweck eines 1 F. $1/_2$ Z. breiten, etwa $3/_4$ F. tiefen Einschnittes in a, etwa 1 F. von b entfernt. Hiernach widerspricht nichts, was sich in diesen Räumen vorfindet, der Beziehung auf eine Grabkammer, auf die, wenn man auch den Zweck des Bogens zweifelhaft lässt, Grabinschrift und Grabaufsatz entschieden hindeuten, deren Beseitigung durch die Annahme eines spätern Hereintransportirens wir als unmöglich nachgewiesen zu haben glauben. Hacke und Schaufel können, wohl angewandt, noch manches Räthsel in den Oertlichkeiten des römischen Köln lösen, aber hier gilt es die Möglichkeit eines solchen Transportirens in tief verschüttete Räume zu begründen.

Ist es auch zu bedauern, dass die Ausgrabung nicht weiter geführt worden, wir sind Lersch zu Dank verpflichtet, dass er in jener sturmbewegten Zeit, wo die Politik alle übrigen Bestrebungen verschlang, er selbst schon schwer leidend war, das, was er sah, aufzeichnete, abbilden liess und in demselben Hefte veröffentlichte, das mit seinem Nekrolog schloss. Auch dem damaligen Präsidenten des Vereins, Prof. Braun, der zu Rom mit den dortigen Alterthümern sich gründlich beschäftigt hatte, gebührt die ehrenvolle Anerkennung, dass er wesentlich die richtige Deutung jener Kammer gegeben, die wir uns nicht so leichtmüthig in einen Keller verwandeln lassen.

Freilich streitet die Grabkammer unter der Casinostrasse mit der Annahme, dass die römische Stadt bis zur Südmauer gereicht. Aber auch andere Thatsachen beweisen, dass in jener Zone jenseits der Cäcilienkirche, der Blindgasse und der Pepinstrasse Grabstätten gewesen, was mit der nicht in den Wind zu schlagenden Angabe des alten Wiltheim stimmt, bei Cäcilien sei das römische Südthor der Stadt noch vorhanden. Reste eines Sarkophags (Brambach 366) fanden sich schon Ende der zwanziger Jahre im Umgange der Marienkirche. Derselbe war ohne Zweifel nicht ganz erhalten, sondern man hatte die Stücke beim Aufgraben im Umgange oder in dessen nächster Nähe gefunden. Der Fund war nach Wallraf's Tod gemacht worden und De Noel hatte für die Unterbringung und Zusammenstellung gesorgt. Völlig unglaublich ist, dass man die Stücke weit ab jenseits der Römermauer gefunden und sie in den Umgang gebracht, ja De Noels Katalog gibt geradezu als Fundort an „in dem Kreuzgang der Capitols-

kirche". Die vier Stücke eines anderen Sarkophags, die ich zuerst im Museum (II, 204) als Reste der Vorderseite sämmtlich vereinigt habe, müssen eben dort gefunden sein. Im Katalog von 1839 wurde ein Bruchstück rechts ohne Angabe des Fundorts angeführt, in dem von 1843 alle vier von einander getrennt, aber von dem einen Bruchstück rechts war gesagt, es stamme aus der Capitolskirche, wobei höchst wahrscheinlich eine Verwechslung mit dem Umgange der Kirche zu Grunde liegt. Dieses Bruchstück hatte man dort wohl allein gefunden, die drei andern später bei gelegentlichem Ausschachten. Jedenfalls sind die Bruchstücke als solche einzeln im Umgange oder will man darauf bestehen, in der Kirche ausgegraben, nicht dort in frühester Zeit aufgestellt worden, wozu ihre entstellende Abgebrochenheit kaum veranlassen konnte. Also ein deutlicher Beweis, dass jene Gegend auch zur Bestattung diente. In der nahen Stephanskapelle an der Ecke der Hochpforte (Nr. 241) wurde 1835 beim Abbruche „im Boden" ein rings abgebrochenes Stück einer schönen Inschrift gefunden, die nach dem Schluss zu einem Grabstein gehört haben (II, 176), aber auch die Weiheinschrift eines grösseren Gebäudes gewesen sein könnte. Im Cäcilienhospital, jenseits der von Winheim angeführten urbis antiquae porta versus meridiem fand sich ein römischer Sarg (II, 243) und im Thurme der Peterskirche war sogar hoch oben ein abgebrochener römischer Grabstein eingemauert. Dass innerhalb der römischen Stadt keine Grabsteine gefunden wurden, konnte man nicht anders erwarten; dass aber nur in der bezeichneten Zone der Stadt, diesseits der Südmauer, vier auf ein Grab deutende Denkmäler sich erhalten haben, wäre wirklich ein seltenes Spiel des Zufalls, und scheint geradezu dadurch ausgeschlossen, dass in einem zerstörten römischen Hause diesseits der Südmauer ein Grabstein und ein Theil eines Grabdenkmals tief verschüttet lagen. Diesseits der übrigen Mauerseiten ist keine derartige Spur, während wir sechs derartige Fälle im Süden finden. Hettner meint, die (ausser der Grabkammer) „auf dem betreffenden Südterrain gefundenen Inschriften seien meist als Mauersteine verwandt, nicht auf Gräbern liegend gefunden worden. Aber nur von einer „Inschrift" handelt es sich, und man kann von dieser kaum sagen, dass sie als Mauerstein verwandt worden. Inschriften, die man als Bausteine benutzt, werden zu diesem Zwecke behauen; hier aber ist ein in höchst unregelmässiger Form an allen Seiten abgebrochener Grabstein mit der Schriftseite an einer der höchsten Stellen des Thurmes eingemauert. In den drei übrigen Fällen sind es Stücke von Sarkophagen und ein Sarg, die doch wohl auf ein Begräbniss deuten wer-

den. Aber Hettner verlangt eine Anzahl Gräber, Urnen mit Beigaben. Grabsteine, Sarkophage scheinen ihm nicht für die Stelle zu zeugen, an der sie gefunden worden; dass aber solche in der ganzen übrigen Stadt sich nicht finden, ist doch von schwerwiegender Bedeutung. Und dazu kommen die schon zur Römerzeit verschütteten, aber nicht von ihrer Stelle gewichenen beiden Zeugen der Bestattung. Um der Beweiskraft der Kammer zu entgehen, könnte man freilich diese zur Werkstätte eines lapidarius machen, wenn diese nicht draussen zu arbeiten pflegten, und nicht auch anderes dabei auffiele. Der durch den Einsturz oder durch die Hiebe der Arbeiter beim Ausschachten zerbrochene Grabstein wird oberhalb der im Boden begrabenen Leiche aufgestellt, wenn nicht an die Wand oder an den Bogen angelehnt (Jahrb. XVII, 120) gewesen sein; wohl erst nach der Aufdeckung der Kammer hat man die Stücke zwischen die zwei dort gefundenen Steine gebracht. Manches andere hier vorhandene, besonders die ollae, dürfte in dem ausgeräumten Schutte zerschlagen gelegen haben. Der von dem Gatten und dem Bruder einer Frau geweihte cippus gehört nach Fassung und Ausführung einer sehr späten Zeit an. Welche Folgen unsere durch Thatsachen gestützte Annahme von der geringern Länge des altrömischen Köln auf die äusserst verwickelte Frage über die Zeit der Entstehung der in Resten erhaltenen römischen Mauer hat, bleibt hier unerörtert, wo es nur die Feststellung der Thatsache galt.

Gelegentlich sei hier noch eines von De Noel im Katalog von 1839 erwähnten, bisher nicht veröffentlichten und verkommenen Inschriftstückes gedacht. Dort heisst es:

Steph.-Inschrift.

Q O

RIP· Ǝ · IDE

Sollte Steph. etwa auf die Stephanskapelle als Fundort deuten oder die dortige Strasse „an St. Stephan“ bezeichnen? Das Bruchstück scheint zu einem Weihestein gehört zu haben, worauf et ide(m) führt. Vielleicht gelingt andern eine wahrscheinliche Deutung; denn, besonders bei der völligen Ungewissheit, wie der Stein abgebrochen war, bleibt ein sich leicht anbietendes (aram Iovi conservato)ri posuit immer sehr gewagt. Der Weihende könnte Equonius (Brambach 1848) geheissen, der Schluss etwa et idem signum dedicavit gelautet haben, so dass ein Altar mit einer Bildsäule gemeint wäre.

H. Düntzer.

6. Kleinere Mittheilungen aus dem Provinzialmuseum zu Bonn.

Hierzu 1 Holzschnitt.

26.
Römische Inschriften von Bonn.

Bei den Erdarbeiten für die Fundamentirung des Neubaues des Bäckermeisters Hagen hierselbst an der Ecke des Rosenthales und des Rheindorferwegs stiess man auf die äussere Umfassungsmauer des Bonner Castrums. In der Nähe derselben wurde an der Krone des vorliegenden Wallgrabens eine Reihe von römischen Inschriftsteinen gefunden, welche durch Mörtel mit einander verbunden und zum Theil damit überdeckt als Werksteine für ein, wie es scheint, mittelalterliches Gebäude verwendet worden waren.

Zunächst fand sich ein 1,34 m langer, 59 cm hoher und 36 cm tiefer, sehr schwerer Steinblock von Drachenfelser Trachyt mit der nachstehenden Grabschrift, deren Buchstaben nicht sehr tief eingehauen sind.

D · M
AVRELI · ARVSENI · TVRESI · VET · EX LEG ·
I · M · ET · AVRELI · AVITIANI · FILI · H · H · F · C ·
ET · SIBI SECVNDINIA · AVITA · VI
VA · F · C · ET SVB · ASCIA · D · D

D(is) m(anibus) Aureli(i) Aruseni Turesi vet(erani) ex leg(ione) prima M(inervia) et Aureli(i) Avitiani fili(i) heredes f(aciendum) c(uraverunt) et sibi Secundinia Avita viva f(aciendum) c(uravit) et sub ascia d(edit) d(edicavit).

Die Buchstaben der einzelnen Zeilen sind durchschnittlich 4 cm hoch und alle ziemlich gleich, mit Ausnahme der I, welche meistens etwas über die anderen Buchstaben herausragen.

In *Turesi* der ersten Zeile möchte ich die Heimathsbezeichnung des *Aurelius Arusenus* sehen; denn einen Veteranen mit einem doppelten

Geschlechtsnamen hier anzunehmen, will mir weniger in den Sinn. Freilich einen Ortsnamen, von dem das Adjektivum *Turesus* abgeleitet sein könnte, vermag ich bis jetzt nicht nachzuweisen, es sei denn, dass *Turum*, welches nach der Angabe des Itinerarium des Antoninus in Noricum lag, gemeint sei.

Noch verdient beachtet zu werden, dass der verstorbene Sohn, dem mit dem Vater gemeinsam die Erben den Gedächtnissstein errichtet haben, ein Cognomen führt, welches an das Cognomen der Mutter erinnert. Denn es unterliegt keinem Zweifel, dass die zuletzt auf dem Steine genannte Secundinia Avita, welche sich bei Lebzeiten den Grabstein setzte, die Frau des Veteranen Aurelius Arusenus und die Mutter des Aurelius Avitianus gewesen ist.

Was die am Schluss der Inschrift angewendete Formel *sub ascia d(edit) d(edicavit)* anlangt, so kommt dieselbe auf rheinländischen Inschriften sehr selten, dafür um so häufiger auf Grabsteinen in und um Lyon, daneben auch in der Schweiz und Oberitalien vor. Ueber die Bedeutung derselben gehen die Meinungen der Neueren sehr auseinander und ist bereits seit älterer Zeit eine ziemlich umfangreiche Litteratur erschienen. Diejenige Erklärung, welche heutzutage am meisten Anklang gefunden hat, ist die von Maffei Mus. Veron. S. 165, welche auch Boissieu (Inscr. de Lyon S. 103 ff.) neuerdings zu begründen versucht hat, dass durch diese Formel ein Grabmal als frisch von der Hacke weg, als vorher noch nicht gebraucht bezeichnet werde, während Andere mit Judas (Revue archéol. XV, 1858, S. 369 ff.) darin eine symbolische Beziehung auf den Tod haben finden wollen. Maffei's Ansicht empfiehlt sich zwar sehr durch ihre Einfachheit, allein eine erschöpfende und allseitig befriedigende Erklärung der eigenthümlichen Ausdrucksweise scheint damit noch nicht gefunden zu sein.

Zu dieser allein vollständig erhaltenen Inschrift kommen die nachstehenden drei, leider alle fragmentirten Grabsteine.

Zunächst ein schwerer Block von gelbem Sandstein, an seiner besterhaltenen Stelle oben 87 cm breit, ebenso links vom Beschauer 62 cm hoch, während die rechte Seite unten abgebrochen ist, und 41 cm tief. Auf ihm befindet sich folgende Grabschrift, deren ziemlich regelmässige Buchstaben 6 cm hoch sind:

D
LIBERALINIO VITALIEC
IMMATVRINA GAET
CONIVGI IN CO NPARA
SVBITo DESIDERAT
. . . .

Die Inschrift ist, wie der Augenschein lehrt, unten und an der rechten Seite vom Beschauer unvollständig. Wie viele Buchstaben in jeder Zeile verloren gegangen sind, lässt sich noch glücklicher Weise mit einiger Gewissheit berechnen, da der Ausfall der ersten Zeile feststeht. Denn der Schluss dieser Zeile ist, da der letzte Buchstabe nur ein Q gewesen sein kann, zu ergänzen *eq. leg. I Min.* oder *eq. leg. I M.* Demnach fehlen am Ende jeder Zeile jetzt 4 bis 5 Buchstaben. Das Erhaltene wird demgemäss in folgender Weise wieder herzustellen sein:

D(is) [*m(anibus)*] *Liberalinio Vitali eq(uiti)* [*leg(ionis) primae M(inerviae)*] *Immaturina Galet*[*ana?*] *coniugi inconpara*[*bili*] *subito desiderat*[*o*] . . . .

Der Geschlechtsname der Frau scheint neu zu sein; wenigstens entsinne ich mich bis jetzt nicht, demselben auf Inschriften begegnet zu sein. Dabei bemerke ich ausdrücklich, dass Immaturina und nicht Immaturinia auf dem Steine steht. Ob die vorgeschlagene Ergänzung des Cognomens das Richtige trifft, wage ich nicht zu entscheiden.

Der zweite Grabstein besteht ebenfalls aus gelbem Sandstein und ist an der rechten Seite gemessen 58 cm hoch, 72 cm breit und 42 cm tief. Die Buchstaben der stellenweise stark durch Abscheuern mitgenommenen Inschrift haben eine durchschnittliche Höhe von $4^{1}/_{2}$ cm. Die Inschrift selbst lautet nach meiner mehrfach revidirten Abschrift folgender Massen:

. . . . ʊTOR //////
MILIT·DVPLARIO LEG
I·M·DEC MINIA VERINA//
CONIVGI INCOPARA//////
· · · · · · IVA·F·C//////

Der Wortlaut der Inschrift steht im Allgemeinen fest. Schwierigkeiten bereitet bloss der Schluss der ersten Zeile, welche nach der

gewöhnlichen Fassung der Sepulcralinschriften die Namen des verstorbenen Soldaten der ersten Legion, dessen Gedächtniss der Grabstein gewidmet war, enthalten haben muss. Der Stein zeigt an dieser Stelle eine Vertiefung, welche durch Abschürfung entstanden zu sein scheint. Nach dem vorhandenen Raume können sehr wohl zwei Buchstaben dort gestanden haben. Es ist daher ungewiss, ob die sich sonst darbietende Ergänzung des Namens *Vi*CTOR*i* das Richtige trifft, oder ob *Vi*CTOR*ino* zu lesen ist.

Der hier genannte Soldat der ersten Legion gehörte zu denjenigen, welchen die Begünstigung zu Theil geworden war, eine doppelte Besoldung zu erhalten für geleistete Dienste. Vgl. Varro de l. l. V, 90.

In der vierten Zeile ist durch ein Versehen des Steinmetzen der Buchstabe *n* im Worte *inconparabili* ausgelassen worden. — In der fünften Zeile ist nach dem Vorgange ähnlicher Inschriften *et sibi viva* ohne Zweifel zu ergänzen.

Demnach ist das Ganze folgender Massen zu lesen:

. . . . [*Vi*]*ctor*[*i?*] *militi duplario leg*(*ionis*) *primae M*(*inerviae*) *Decuminia Verina coniugi inco*[*n*]*para*[*bili et sibi vi*]*va f*(*aciundum*) *c*(*uravit*).

Der vierte Grabstein endlich, welcher oben noch Reste von ehemaliger Verzierung aufweist, besteht ebenfalls aus gelbem Sandstein. Auch er ist an allen Seiten verstümmelt. Seine Höhe beträgt jetzt an der linken Seite vom Beschauer, welche am besten erhalten ist, gemessen 57 cm, seine Breite 77 cm und seine Tiefe $44^1/_2$ cm. Namentlich hat die rechte Seite stark gelitten, in Folge dessen am Schluss der einzelnen Zeilen der Inschrift mehrere Buchstaben fehlen. Ebenso ist der Stein auf der Stirnseite oben sehr abgescheuert und verwittert, woran die ausserordentliche Weichheit des Steines, den ausserdem die Feuchtigkeit des Bodens sehr mitgenommen hat, ein gut Theil der Schuld trägt. Die aus vier Zeilen bestehende Inschrift selbst, deren Buchstaben $4^1/_2$ cm hoch sind, lautet nach meiner Abschrift folgender Massen:

HAEDAV V O N//// O V\
BF·L·LEG·I· M· O////// I T O,
STIP· XXIII· GENIALINI
IVSTINA CONIVX/

Die Lesung der ersten Zeile ist an mehreren Stellen nicht ganz sicher. Das auf die beiden ersten Buchstaben, deren Lesung vollkommen

feststeht, folgende Zeichen kann, da es einerseits ziemlich nahe an dem Schenkel des vorhergehenden A steht, andererseits durch einen grösseren Zwischenraum von der senkrechten Hasta des folgenden Buchstabens getrennt ist, entweder nur ein E oder ein L gewesen sein. Für welchen von beiden Buchstaben die grössere Wahrscheinlichkeit spricht, ist um so schwerer zu entscheiden, als gerade diese Stelle ganz besonders verwittert ist und die dort vorhandenen zufälligen Sprünge und Risse im Stein leicht irre zu führen im Stande sind. Der darauf folgende Buchstabe, dessen untere Rundung deutlich erkennbar ist, kann nur ein D sein. Wenn gleich von dem fünften und siebenten Buchstaben bloss Theile noch vorhanden sind, und zwar von A der hintere Schenkel nebst dem oberen Ansatz des Vorderschenkels, von V nur der untere Theil, wo beide Schenkel zusammentreffen, so kann doch über ihre Existenz kein Zweifel aufkommen. Von dem an drittletzter Stelle befindlichen N ist die zweite Hasta jetzt durch eine Lücke im Stein verloren gegangen. Ob diese Lücke auch noch das vor O jedenfalls zur richtigen Namensform unentbehrliche I absorbirt hat oder ob dasselbe mit N zu einem Buchstaben verbunden war, lässt sich bei der Beschaffenheit des Steins gerade an dieser Stelle kaum mit einiger Wahrscheinlichkeit entscheiden. Demgemäss scheint der Geschlechtsname des Verstorbenen *Haedavvonius* gewesen zu sein. Der am Schluss der ersten Zeile stehende Buchstabe V ist höchst wahrscheinlich der Anfangsbuchstabe des Cognomens, das nach Massgabe der Länge der übrigen Zeilen aus höchstens vier bis fünf Buchstaben bestanden haben kann, wie z. B. *Varus*, *Verus*, oder *Umber*, *Ursus* u. s. w.

Hinter OBITO, von dessen B in Folge einer Beschädigung des Steines nur noch schwache Spuren vorhanden sind, fehlt die Angabe des Lebensalters. Da der Verstorbene 23 Dienstjahre zählte, so wird für den Fall, dass er ziemlich früh eingetreten ist, etwa als sein Lebensalter AN. oder ANN. XL mit Rücksicht auf den vorhandenen Raum zu ergänzen sein.

Die ganze Inschrift mag daher beispielsweise folgender Massen gelautet haben:

Haedavvonio V[ero ?] b(ene)f(iciario) l(egati) leg(ionis) primae M(inerviae) obito [an(norum) XL ?], stipendiorum trium et viginti Genialini[a] Iustina coniux [f(aciundum) c(uravit)].

Ausser diesen Grabsteinen, von welchen drei mit Sicherheit, der vierte höchst wahrscheinlich Soldaten der ersten Legio Minervia an-

gehören, sind auch zwei grosse Blöcke zu Tage gefördert worden. Dieselben bestehen beide aus Drachenfelser Trachyt.

Der erste ist 55 cm hoch, 47 cm breit und 79 cm tief, der zweite 51 cm hoch, 67 cm breit und 77 cm tief. Wenn gleich die Grössenverhältnisse beider Steine eher gegen als für ihre Zusammengehörigkeit zu sprechen scheinen, so beweist die Uebereinstimmung der Buchstaben der auf ihnen eingemeisselten Inschriften hinsichtlich ihrer Grösse, ihrer Form und ihres Charakters, dass sie Theile eines und desselben Monumentes sind, dessen Inschrift sich über eine ganze Reihe von Steinen fortgesetzt hat. Die Inschrift des ersten Blockes enthält bloss zwei Worte, deren jedes eine Zeile für sich einnimmt, nämlich

C O S
P O T I

co(n)s(ul) . . . . [*trib(uniciae)*] *pot(estatis) I* . . . .

Die Buchstaben der ersten Zeile sind 12 cm, die der zweiten 11 cm hoch. Der zweite Stein enthält ein einziges Wort nämlich

F E C I T

dessen Buchstaben eine Höhe von 11 cm haben. Wir haben es hier also mit der Inschrift eines grossen Gebäudes zu thun, und da die Steine hart vor der Umfassungsmauer des alten römischen Lagers von Bonn ausgegraben worden sind, so liegt die Vermuthung sehr nahe, dass die Inschrift sich auf die Erbauung resp. Wiederherstellung eines Theiles desselben dereinst bezogen hat. Um so mehr ist es zu bedauern, dass die Ungunst der Verhältnisse diejenigen Quadern einstweilen noch nicht hat finden lassen, welche die näheren Angaben zu dem auf dem ersten Steine erwähnten Consulate und der tribunicia potestas enthielten. Denn durch ihre Kenntniss würde es uns ermöglicht sein, den Namen des Kaisers und zugleich die Zeit des Baues zu erforschen. Jetzt lässt sich nur so viel sagen, dass die Form der Buchstaben nach meinem Dafürhalten auf das zweite Jahrhundert und zwar auf die Zeit der Antonine als die muthmassliche Zeit der Errichtung des Baues hinweist; also auf dieselbe Zeit, welcher auch die ebenfalls aus dem Castrum stammende Ehreninschrift angehört, welche ich in diesen Jahrbüchern Heft LXVII S. 65 ff. veröffentlicht habe.

27.
Grabfund von Köln.

Bei Erdarbeiten, welche in diesem Frühjahr für die Errichtung eines Neubaues an der Luxemburger Strasse in der Neustadt von Köln ausgeführt wurden, stiess man auf mehrere römische Grabstätten. Zunächst fanden sich zwei grosse Särge von Sandstein, welche ausser Knochen gar nichts enthielten. An eine Beraubung in früherer Zeit ist nicht zu denken, weil dieselben noch bei ihrer Blosslegung fest verschlossen waren und mit Gewalt geöffnet werden mussten. In einiger Entfernung von diesen Steinsärgen lagen in der blossen Erde von einander zerstreut die Reste einer kleinen Kassette oder vielmehr die Beschlagstücke derselben von Bronze. Es sind dünne Bronzebleche von gleicher Länge, aber verschiedener Breite. Die Aussenseite sämmtlicher Plättchen ist durch eine Reihe sehr fein eingedrehter Kreise in der Mitte und ausserdem an dem nicht zur Bekleidung der Ecken des Kästchens unmittelbar dienenden Ende der Breitseite mit Ornamenten in durchbrochener Arbeit geschmückt. Die zwei kleineren Plättchen, welche je 63 mm lang und 40 mm breit sind, sind an einer Langseite und an einer Breitseite umgebogen, dagegen die beiden grösseren 48 mm breiten, und ebenfalls 63 mm langen Plättchen bloss an der Breitseite umgebogen. Dazu kommt noch ein in gleicher Weise verziertes Plättchen von 80 mm Länge und 38 mm Breite, welches in der Mitte einen beweglichen Ring als Handhabe zum Aufheben des Deckels der Kassette hat und ein ebenso langes, 63 mm breites Schlossblech, in welchem ein unseren heutigen Schlüsseln ähnelnder kleiner, $4^1/_2$ cm langer Drehschlüssel mit hohlem Schafte[1]) und mit dem Barte parallel gerichteten Ringe steckte.

Innerhalb des kleinen Raumes, welcher durch die vorhin beschriebenen zerstreut liegenden Theile des Kassettenbeschlages begrenzt wurde, wurden zuvörderst vier geschlossene Armspangen aufgelesen, deren Durchmesser zwischen 59 und 61 mm variirt. Drei derselben bestehen aus einem sehr dünnen, schmalen, kantigen Bronzestabe, dessen Aussenseite ein Wellenlinienornament zeigt; der vierte dagegen von 57 mm Durchmesser hat einen ganz flachen, 1 mm breiten und 2 mm starken,

---

1) Vgl. von Cohausen in seinem lehrreichen Aufsatz „Die Schlösser und Schlüssel der Römer" in den Annalen des Vereins f. Nass. Alterth. u. Gesch. Bd. XIII, 1874, S. 146.

unverzierten Stab. Diese im Verein mit dem ebenfalls in ihrer Nähe liegenden Armband von Gagat mit nach innen geradem, nach aussen hin gewölbtem starken Stabe lassen über die Bestimmung des Kästchens zum Toilettenkasten keinen Zweifel aufkommen. Ausserdem fanden sich noch im Bereiche jener oben beschriebenen Beschlagstücke ein zierliches, $13^3/_4$ cm langes Löffelchen von Bronze, dessen jetzt fragmentirter Stiel sich allmählich verstärkt und an den vermittelst eines kleinen Kniees die ovale Schaale angesetzt ist; ein gut erhaltener, $14^3/_4$ cm langer Bronzestilus, der oben mit einem wie ein Daumennagel aussehenden Glätter versehen ist; sowie ein $4^1/_2$ cm langer, oben in ein kleines starkes Querstäbchen endigender Stift oder Nagel von Bronze, der mit einem Geräth verbunden gewesen zu sein scheint.

Von Glassachen fand sich nur eine kleine, 7 cm hohe, hart unter dem Rande leicht eingeschnürte Kuppe von weissem Glas mit schöner Irisirung.

Endlich lag dabei eine $10^1/_2$ cm hohe fragmentirte Figur von weissem Kalkstein. Dieselbe stellt einen auf einer viereckigen Basis hockenden nackten Mann mit vorgelegtem, nach dem Körper gezogenem rechtem Beine dar. Auf dem Knie des auf den Boden aufgesetzten linken Beines ruht die linke Hand, während die rechte Hand einen jetzt durch Verwitterung undeutlich gewordenen Gegenstand vor sich hin hält und an die Brust drückt. Der rechte Arm unterhalb der Achsel bis unterhalb des Ellenbogens fehlt jetzt, ebenso der Hals und der Kopf. Die ganze Figur zeigt, mit Ausnahme des auffallend langen Leibes gute Körperverhältnisse. Sie scheint ehedem auf einem Geräthe oder Gefässdeckel als Verzierung angebracht gewesen zu sein. Denn an drei Ecken der Basis — die vierte Ecke ist lädirt — finden sich wagerechte Löcher eingebohrt zur Aufnahme von Zapfen.

Was dem Grabinhalte aber eine erhöhte Bedeutung verleiht, ist der Umstand, dass mitten unter den zwischen den Kassettenresten liegenden Gegenständen eine Münze und neben denselben das Fragment eines römischen Grabsteins von Jurakalk zu Tage gefördert wurde. Beide geben einen Anhalt für die Zeit, welcher das Grab zuzutheilen ist. Die Münze ist ein Mittelerz des Kaisers Antoninus Pius, welches weniger durch langen Gebrauch als vielmehr durch starke Oxydation gelitten zu haben scheint. Auf dem Avers befindet sich der belorbeerte Kopf des Kaisers n. r. mit der Umschrift [ANT]ONINVS AVG PIVS PP IMP. Auf dem sehr mitgenommenen Revers ist eine nach rechts schreitende weibliche Figur mit einem Speer in der erhobenen

Rechten zwischen den Buchstaben S. C dargestellt. Von der Umschrift ist nur noch . . . . . . COS IIII erkennbar. Das Grab selbst wird desshalb der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts zuzuschreiben sein. Diese Altersbestimmung erhält einigermassen eine Bestätigung durch den Charakter der Buchstaben der dabei gefundenen Inschrift. Denn diese weisen hinsichtlich ihrer Form und Güte ebenfalls auf die oben angegebene Zeit hin. Leider ist der Grabstein, den wir nach den Fundumständen in enge Beziehung zu dem Grabfunde bringen müssen, nur zur Hälfte erhalten. Denn die ganze linke Hälfte des Steines vom Beschauer aus sowie die obere Parthie fehlen jetzt. Das erhaltene Bruchstück ist jetzt an der rechten Kante gemessen 50 cm hoch und unten 38 cm breit. Die Inschrift lautet folgender Massen:

I N V S
BI · FECT
I N I A E
\E · OBITAE
ARISSIMÆ

.... *inus* .... [*si*]*bi fecit* [*et*] .... *iniae* ..... *ae obitae* .... [*c*]*arissimae*.
Wie die einzelen Namen zu ergänzen sein werden, kann nur mit Sicherheit durch Auffindung des fehlenden Restes der Inschrift selbst entschieden werden. Nur das steht fest, dass sie das Grabmal einer Frau zierte. Leider erfahren wir weder nähere Details über die Persönlichkeit des Errichters des Denkmals noch der Verstorbenen, deren Andenken dasselbe gewidmet war, noch in welchen verwandtschaftlichen Beziehungen beide Personen zu einander gestanden haben. Aber eine Kenntniss, welche wir aus den erhaltenen Inschriftresten schöpfen, ist doch von Belang. Der Umstand nämlich, dass die in dem Grabe beerdigte dem weiblichen Geschlecht angehört hat, ist ein neuer Beleg für die Wahrscheinlichkeit der früher von uns ausgesprochenen Vermuthung, dass wir es in den vorgefundenen Beschlagstücken von Bronzeblech und den übrigen Gegenständen mit dem Toilettekasten einer römischen Dame zu thun haben, welcher derselben nebst dem Inhalte von ihren Angehörigen mit ins Grab gegeben worden ist.

Zum Schluss bemerke ich noch, dass der ganze Inhalt des vorher beschriebenen Grabfundes in den Besitz des hiesigen Provinzialmuseums übergegangen ist.

28.
Verzierter Metallbuckel.

Unser Verein besitzt in seiner Sammlung von römischen Alterthümern unter Anderem auch ein reich ornamentirtes Schmuckstück, welches der untenstehende Holzschnitt[1]) in seiner natürlichen Grösse veranschaulicht. Sein Fundort ist zwar nicht näher bekannt. Indessen ist es aus mehr als einem Grunde wahrscheinlich, dass dasselbe entweder in Köln selbst oder doch in seiner nächsten Umgebung gefunden worden ist. Denn es stammt aus einer Privatsammlung, welche durchgehends aus kölnischen Fundstücken gebildet worden ist. Es ist ein Metallbuckel von $5^1/_2$ cm Durchmesser, der jedenfalls bestimmt



war, auf Leder befestigt zu werden. Dies beweisen die an den vier auf der Rückseite des Buckels befindlichen Oesen mittelst kleiner Haken befestigten Metallstreifen, an deren Innenseiten noch die kleinen Stifte zum Einstecken an einigen Stellen herausragen. Der ganze Buckel sowie die Metallstreifen sind mit sehr dünnem Silberblech überzogen, in welches Verzierungen eingeschnitten sind, was ihm ein besonderes Interesse verleiht und daher seine Veröffentlichung in diesen Jahrbüchern nicht überflüssig erscheinen lassen mag. Das Ueberziehen von Stoffen aller Art mit Gold- und Silberblechen ist zwar von den ältesten Zeiten her in der antiken Kunst viel geübt worden, allein solche mit ornamentirten Silberplättchen bekleideten Gegenstände

1) Ich bemerke, dass einzelne beschädigte Stellen des Originals in der Abbildung vom Zeichner ergänzt sind.

zählen in unseren Rheinlanden doch zu den selteneren Vorkommnissen[1]). Der Buckel zeigt zunächst eine von einem breiten umfallenden Rande eingeschlossene schalenartige Vertiefung, aus deren Mitte sich ein ganz gleicher kleinerer Buckel mit einem Bronzeknöpfchen erhebt. Den abfallenden Theil des breiten Randes sowie das vertiefte Feld ziert ein fein empfundenes Rankenwerk mit länglichen schmalen Blättchen und runden Beeren. Zwischen diese mischt sich in dem vertieften Felde in bestimmten Abständen ein grösseres gezacktes Blatt, während Rand und Feld durch einen mit einem Wellenlinienornament verzierten Leisten getrennt werden. Der in der Mitte befindliche kleinere Buckel ist in seinem ebenfalls vertieften Felde durch vier in Gestalt eines griechischen Kreuzes von der Mitte nach dem Scheitel des Randes hinauflaufende Streifen abgetheilt, der Rand selbst durch kleine Blättchen verziert. Dasselbe Motiv der Ornamentirung mit Früchten und Blättern, nur in anderer Gruppirung, tritt auch auf den zur Befestigung dienenden Bronzestreifen uns entgegen. Sämmtliche Verzierungen sind, wie ich schon oben bemerkt habe, in die Silberplattirung eingeschnitten, und sichern durch ihre treffliche Ausführung in Zeichnung und Technik dem Ganzen eine schöne Wirkung.

1) Vgl. Lersch, Apollon der Heilspender. Bonner Winckelmannsprogramm. 1847, S. 4 ff.

Bonn. Josef Klein.

7. Römisches aus Rheinhessen.

Der von der Eisenbahnlinie Mainz-Alzey-Kaiserslautern durchschnittene Thalkessel im Kreise Mainz, an dessen Eingange Klein-Winternheim liegt, dessen Nordwestrand durch die Ortschaften Ober-Olm, Essenheim, Stadecken bezeichnet ist und in den bei Nieder-Olm die Selz, die alte Salusia, eintritt, hat sich von jeher als eine reiche Fundstätte römischer Alterthümer erwiesen. Insbesondere hat Klein-Winternheim und seine Umgebung eine Menge bedeutsamer Funde geliefert, unter denen einige Steindenkmale an Werth hervorragen. So besitzt das Mainzer Museum aus dem genannten rheinhessischen Dorfe einen in zwei Stücke gespaltenen interessanten Votivstein, dessen Inhalt noch nicht vollständig klar ist (Becker, Katal. der Mainzer Inschr. 105; Brambach, Corp. inscr. Rhen. 925), ferner den für die Kenntniss der Tracht und Bewaffnung des römischen Legionärs hochwichtigen, prachtvollen Grabcippus des P. Flavoleius Cordus von der Legio XIV gemina, der den Verstorbenen im vollen Schmuck der Waffenrüstung darstellt (Becker 167, Brambach 923, Lindenschmit, Alterthümer I, IX, 4), ausserdem den in fränkischer Zeit zum Grabsarge ausgehöhlten Cippus eines römischen Reiters (Becker 227, Brambach 926), als dessen Deckel der eben erwähnte Grabstein diente, und den Sarkophag der Augustalinia Afra, der Gattin des Hauptmanns Primanius Primulus von der 22. Legion (Becker 237, Brambach 922). Ausserdem sind eine grosse Anzahl kleinerer Alterthümer aus Klein-Winternheim in den Besitz unseres Museums gelangt. Eine kleine, in Goldblech getriebene Frauenbüste, die Herr Dr. J. Prestel in Mainz erworben hat, stammt gleichfalls aus Klein-Winternheim (Korrespbl. d. Westd. Zeitschrift, III, 136). In Klein-Winternheim selbst befindet sich noch ein römischer Sarkophag, nämlich der der Marcellinia Marcella, der Gattin des Decurio Julius Paternius von der indianischen Schwadron (so genannt nach ihrem Begründer, dem Treverer Julius Indus). Der Sarkophag stand früher im Pfarrhofe und ist jetzt als Brunnentrog vor einem Laufbrunnen in

der Mitte des Dorfes aufgestellt. Die Inschrift ist besonders darum merkwürdig, weil sie das einzige erhaltene Zeugniss der ala Indiana in der Mainzer Gegend ist (eine früher vorhandene Mainzer Inschrift dieses Truppentheils ist verloren gegangen); auch bedarf der Text, obwohl schon mehrfach veröffentlicht, einer sorgfältigen Nachprüfung, die an Ort und Stelle nicht mit genügender Sicherheit erfolgen kann; darum hat der „Verein zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer" in Mainz wegen der Erwerbung des Sarkophages Schritte gethan, und dieser wird in Bälde der Steinurkundensammlung unseres Museums einverleibt sein. Nach diesen Funden scheint es, dass in der genannten Thalgegend die in Mainz garnisonirenden römischen Offiziere sich behagliche Landsitze einzurichten pflegten.

Der ganze Thalkessel von Klein-Winternheim sammt seinen Rändern muss in römischer Zeit unter einer lebhaften und auch in den Ansprüchen an die Bequemlichkeit und den äusseren Schmuck des Lebens hochgesteigerten Kultur gelegen haben. Ueberall treten dem Auge an den Gewanngrenzen weissschimmernde Haufen aufgeschichteter Kalkbruchsteine entgegen, untermischt mit gut gerichteten Mauersteinen und keilförmig geschnittenen Pflastersteinen mit gewölbter Oberfläche. Auch Quader fehlen nicht. Zu solchen Haufen hat der Landmann die Steine zusammengelesen, auf die die Rodhacke bei der Bereitung des Weinbergs oder die Pflugschar beim Ackern stiess. Gewöhnlich wurden die Steine nur bis zu solcher Tiefe ausgebrochen, als sie der Bearbeitung des Bodens hinderlich waren. Wo aber grössere Quader oder Treppensteine sich fanden, die die Mühe des Ausbrechens und des Transportes lohnten, ward das römische Mauerwerk als Steinbruch benutzt. So stecken in vielen ländlichen Gebäuden jener Gegend römische Werkstücke; manche Keller- und Haustreppe besteht aus römischem Material; mancher Brunnentrog hat ehemals eine römische Leiche geborgen. Dabei sind alle Felder mit römischen Trümmerstücken übersäet; Gefässscherben gewöhnlicher rother, gelber, schwarzer Thonwaare, Stücke feinerer, verzierter Waare aus samischer Erde, Flach- und Hohlziegel, bauchige Stücke und Henkel dickwandiger Amphoren und Dolien sind über die Aecker und Weinberge in Massen verstreut. Zahllos sind die römischen Münzen, die sogenannten „Heidenköpfchen", sehr zahlreich die Gewandspangen, die dort aufgelesen worden sind und noch fortwährend sich finden. Vielfach erfährt man aus dem Munde von Landleuten, dass da und dort ein altes Kellergewölbe, ein aus Platten zusammengestellter Wasserkanal angetroffen worden sei.

Auch will ich nicht versäumen, der im Volksmunde verbreiteten Sage zu gedenken, dass zwischen Oppenheim und Ober-Olm die „drei goldenen Sauköpfe" (nach anderer Ueberlieferung ist es nur einer) begraben liegen.

In der geschilderten Gegend Rheinhessens ist es besonders eine Flur, die im Jahre 1884 die Aufmerksamkeit der Fachwissenschaft auf sich gelenkt hat. Es ist der südöstliche Rand des Kessels, wenig unterhalb des Kammes des Höhenrückens. Die ganze Flur führt den Namen „das Loh"; wo sie sich nach Norden abdacht, schliessen sich die Fluren „Füllkeller" und „Heidenkeller" an. Der Name „Loh" weist auf frühere Bewaldung hin. Auch ist es undenkbar, dass eine so rege Besiedelung in dieser Gegend einst möglich gewesen sein sollte, wenn nicht in der wasserarmen Kalkformation durch Waldwuchs die Feuchtigkeit erhalten worden wäre. Nur an beiden Enden der Abdachung im Nord-Osten, wie im Südwesten, treten Quellen zu Tage, deren Nymphen ich mit meinen Ausgrabungsgenossen für das in den heissen Frühlingstagen des Jahres 1886 köstlich erfrischende Nass, das sie uns aus ihrer Urne gespendet, hiermit meinen Dank „laetus lubens merito" darbringe. Die Flur „Loh" gehört zur Gemarkung Ober-Olm, die hier in spitzem Winkel scharf zwischen die Gemarkungen Klein-Winternheim und Ebersheim einschneidet. Die Grundbesitzer sind meist Bewohner von Klein-Winternheim. Wegen der Wasserarmuth, der Durchsetzung des Bodens mit alten Mauertrümmern, der grossen Entfernung von den Ortschaften und der Schwierigkeit des Landbaues bei der steilen Absenkung hat das Gelände auf dem „Loh" geringen Werth. Der Abhang des „Loh" zeigt eine in schmalen, langen riemenartigen Grundstücken terrassenförmig ansteigende Kultur, entsprechend den Lagerungen des Kalkbodens. Die äusseren Ränder dieser Kalkterrassen liegen hoch; darum sind die einzelnen Grundstücke durch mehr oder minder steile Böschungen getrennt.

Auf dem „Loh" stiess ein Landwirth aus Klein-Winternheim, als er einen seit längerer Zeit brach liegenden Acker zum Weinberg roden wollte, auf römisches Mauerwerk. Dies veranlasste ihn, tiefer zu graben und das Mauerwerk bis auf die Fundamente grossentheils auszubrechen. Dabei fand er starke Brandschichten und an der südlichen Langgrenze seines Ackers ganz hervorragende, höchst merkwürdige Funde. Das wichtigste Stück ist eine Metallvotivtafel aus vernickelter Bronze (oder aus Weissbronze), die ehemals silberplattirt war; an einem der seitlichen Ohren haftet noch die Silberlamelle. Die Tafel ist 0,1 m hoch, 0,184 m

breit und 0,003 m dick. Die überaus merkwürdige Inschrift besagt, dass A. Fabricius Veiento, zum drittenmale Konsul, Mitglied des heiligen Fünfzehner-Kollegiums, Mitglied der augustalischen, flavialischen und titialischen Bruderschaft, und seine Gattin Attica der Göttin Nemetona ein Weihgeschenk gestiftet haben. Wir haben hier ein Mitglied der höchsten Aristokratie des kaiserlichen Roms vor uns, einen in den bürgerlichen und priesterlichen Würden bis zu den obersten Stufen erhobenen Mann, den Freund mehrerer Kaiser, der besonders dem Kaiser Nerva nahe stand, einen Mann, dessen die zeitgenössischen römischen Dichter und Prosaiker öfters gedenken. Dieser stiftet bei seiner Anwesenheit in Obergermanien der Nemetona infolge eines Gelübdes ein Weihgeschenk. Da die Nemetona auf einer römischen Inschrift aus der Gegend von Altripp mit dem Mars zusammen genannt wird, dürfen wir sie für eine germanische Gottheit des Krieges halten. Aus den auf unserer Votivtafel aufgezählten Priesterwürden des Stifters geht hervor, dass die Widmung zu Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. erfolgt sein muss. Als den genaueren Zeitpunkt dieser Stiftung hat Mommsen in einem Briefe an mich das Jahr 97 n. Chr. wahrscheinlich gemacht, in dem A. Fabricius Veiento als Mitglied der feierlichen Senatsgesandtschaft an den Rhein gekommen sein muss, um dem Statthalter von Obergermanien, Trajan, seine Adoption durch den Kaiser und die Erhebung zum Mitregenten zu überbringen, eine Ehrensendung, mit der auch die für jene Zeit ungewöhnliche Verleihung des dritten Konsulats zusammenhängen wird. Demnach wäre unsere Tafel bei Gelegenheit eines welthistorischen Ereignisses gewidmet. Denn was die Erhebung des Trajan zum Mitregenten und bald auch zum Kaiser für den Bestand des römischen Reiches und somit auch der ganzen alten Kultur bedeutet, ist allbekannt.

Das Wesen der Nemetona als einer germanischen Kriegsgottheit wird bestätigt durch die ganz ungewöhnlichen Funde, die der Ackersmann von Klein-Winternheim mit der beschriebenen Votivtafel zusammen antraf: es sind höchst sonderbare Waffenstücke, Lanzenklingen in Schilfblatt- und Rautenform von ganz ausserordentlicher Grösse, aber ohne Schliff und deswegen und wegen ihrer wahrhaft ungeheuerlichen Grösse zu kriegsmässigem Gebrauche untauglich. Ihre Erklärung steht noch nicht fest. Einige halten sie für römische Artilleriegeschosse; aber, abgesehen von dem Mangel eines Schneidenschliffes, konnten sie schon wegen der Gewichtsvertheilung (dünne Tülle bei sehr breitem Blatt) als solche nicht verwandt

werden. Andere erklären sie als Aushängestücke einer Schwertfegerwerkstätte. Ich halte sie für Weihgeschenke, für Anathemata, einmal wegen des Inhaltes der mit ihnen gemeinsam gefundenen Votivtafel und ferner wegen der Art, wie die Tafel befestigt gewesen sein muss. Sie hat nämlich in der Mitte der beiden Langseiten, nahe am Rande, zwei Löcher zum Aufheften. Demnach war sie nicht an einer Wand oder Fläche befestigt; sonst wären die Löcher in den Ecken angebracht. Die Lage der beiden Durchbohrungen erklärt sich nur durch die Annahme, dass die Votivtafel an einem dünnen Schafte angeschlagen war, und zwar, wie ich glaube, an dem Schafte einer der mächtigen Lanzenklingen. Das ganze Anathem müssen wir uns alsdann als in einen Sockel eingelassen oder schwebend aufgehängt denken, und der Ort, wo die Weihgeschenke aufgestellt waren, muss ein in der Mainzer Gegend liegendes Heiligthum gewesen sein, in dem Nemetona, vielleicht mit Mars zusammen, verehrt wurde. Ob dies Heiligthum an der Fundstelle gestanden, ist fraglich, ja nach dem Ergebniss der weiter unten zu schildernden Ausgrabungen unwahrscheinlich; vielleicht sind die Fundstücke dorthin verschleppt worden (die Inschrift habe ich im Korrespbl. der westd. Zeitschr. III 92 veröffentlicht; im Herbst 1885 habe ich sie der archäol. Sektion der deutschen Philologenversammlung in Giessen vorgelegt, vergl. Verhandl. der 38. Philologenversammlung, Leipzig, Teubner, 1886, S. 209 f.; Mommsens Brief ist im Korrespbl. der westd. Zeitschr. III, 117 abgedruckt).

Ausser den eben erwähnten merkwürdigen Waffen ward ein mächtiges konisch verjüngtes Rohr aus starkem Eisenblech, das vielleicht einst als Sprachrohr gedient hat, und eine technisch bemerkenswerthe Gladiusklinge mit starker, vierkantiger Verstärkung, sogenannter Doublirung, an der Spitze gefunden.

Angesichts der Bedeutung dieser Funde und da ausserdem mancherlei, allerdings unsichere Berichte von gut erhaltenem, in geringer Tiefe geborgenem Mauerwerk, von Gewölben und einem brunnen- oder thurmartigen Rundbau im Volksmunde umliefen, hielt es der Verein „zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer“ zu Mainz für seine Pflicht, an der Fundstelle Aufgrabungen zu machen und womöglich Grundrisse und Bedeutung der dort in Resten vorhandenen römischen Bauwerke festzustellen.

Zu dem Zwecke ward das betreffende Grundstück von dem Vereine gepachtet; die Ausgrabung aber musste bis zum Frühjahre 1886 ver-

schoben werden. Man hatte anfänglich gehofft, die Kosten aus Vereinsmitteln bestreiten zu können. Es stellte sich jedoch heraus, dass die dem Vereine zur Verfügung stehenden ordentlichen Mittel im Jahre 1885 zur Deckung der laufenden Ausgaben für die Vermehrung und Unterhaltung der Sammlung und für die übrigen Vereinserfordernisse kaum ausreichten; auf der andern Seite glaubte man, für eine Ausgrabung, deren Umfang und Dauer sich im Voraus nicht übersehen liess, eine grössere Summe bereitstellen zu müssen. Um diese zu beschaffen, griff man zu einem Mittel, das in Mainz zum ersten Male, aber mit überraschendem Erfolg, angewandt ward und das sich allen Vereinen und Instituten, die in ähnlicher Lage sind, angelegentlich empfehlen lässt: es wurden eine Anzahl von Mitbürgern um eine einmalige Gabe für die Zwecke des Museums angesprochen, und, obgleich nur ein ganz kleiner Kreis von Herren begrüsst wurde, war in einigen Tagen eine stattliche Summe gezeichnet. Dazu stellte die Verwaltung der hessischen Ludwigsbahn dem Vereine drei Freikarten zur Verfügung. So wurden Mitte April 1886 die Arbeiten begonnen und zwölf Tage hindurch mit sechs und sieben in Erdarbeiten erfahrenen Leuten fortgesetzt. Da kein freies Terrain zur Abfuhr der ausgehobenen Erde vorhanden war und wegen des Mangels an fahrbaren Wegen auf dem schwierigen Gelände die Abfuhr höchst mühsam gewesen wäre, wurde das Grundstück in einzelnen Quergräben bis auf den gewachsenen Boden durcharbeitet, jeder Graben sorgfältig eingemessen und aufgenommen; wo sich Funde zeigten, die Erde durch das Sieb geworfen; wo sich Pflasterungen zeigten, wurden diese offen gehalten; aufgefundenes Fundamentalmauerwerk ward mit Trockenmauern umbaut; im übrigen aber die Erde jedes nächsten Grabens in die Höhlung des vorhergehenden geworfen.

Mit grossen Hoffnungen wurden, im Hinblicke auf die an der Fundstätte vorher erhobenen Alterthümer, die Arbeiten begonnen. Der Verlauf aber entsprach nicht den gehegten Erwartungen, ein Ergebniss übrigens, auf das der Fachmann in allen den Fällen gefasst sein muss, wo es sich nicht um die Aufdeckung eines Gräberfeldes, sondern um die Untersuchung früherer Wohnstätten handelt.

Nachdem die ersten Gräben offen gelegt, ergab sich sofort, dass auf der Ausgrabungsstelle einstmals eine römische Ansiedelung bestanden hat, dass diese aber durch Brand und Verwüstung auf das Gründlichste zerstört worden ist. Die gewöhnlichen Reste menschlicher Besiedelung: Topfscherben der verschiedensten Art, Stücke der

Bedachung, Mauertrümmer, kleines Geräth und Reste von solchem in verschiedenen Metallen, auch Fragmente von Waffen, einige kleine Lanzenklingen, wohl von Jagdgeräth herstammend, Knochen von Hausthieren und Wildbret, Gewandfibeln, Perlen in Glas und Fritte, Nadeln aus Bein, Münzen, Aschenmassen, fanden sich, ohne dass aus diesen Funden ein besonderes Ergebniss oder ein Schluss auf die Bedeutung und den Charakter der Ansiedelung auf dem „Loh" gewonnen worden wäre. Deutlicher sprachen einige schwere Eisenbeschläge, die offenbar Ackergeräthschaften angehörten. Noch deutlichere Aufschlüsse gewähren die, allerdings spärlichen, Fundamentreste, die, in Verbindung mit der Gesammterscheinung des Fundes und einzelnen Beobachtungen, ein Bild von dem Charakter der einstigen Anlage gewähren. Hier ist zunächst eine durch mehrere der von uns ausgehobenen Gräben sich hinziehende Lage dicht aneinander liegender, mehr oder minder flacher, unbehauener Kalkbruchsteine zu erwähnen. Anfangs dachte man an das Statumen einer Römerstrasse; allein ein Blick auf die Terrainverhältnisse belehrte, dass gerade an dieser Stelle eine Strasse unmöglich geführt worden sein kann; auch zeigte sich diese Steindeckung in beinahe quadratischer Erstreckung scharf abgegrenzt. Wir haben offenbar die holprige Pflasterung eines alten Bauernhofes vor uns. Nach Westen war dieser Hof durch einen Spitzgraben abgeschlossen, jenseits dessen inmitten bis auf den Grund ausgebrochener Fundamente, deren Zug noch einzelne starke Bruchsteine bezeichneten, Funde auftraten, wie sie sonst auf dem ganzen Felde nicht zu Tage getreten waren. Es sind dies Stücke von Plättchen aus gelbem italienischem Marmor (Giallo antico) und aus grünem orientalischem Serpentin, die Reste einer kostbaren Wandverkleidung oder Fussbodentäfelung. Ausserdem fand sich dort eine der seltenen und werthvollen breiten eisernen Dolchklingen in Schilfblattform mit verstärkender Mittelrippe, ferner eine verbogene und in zwei Stücke zerbrochene Gladiusklinge. Dazu wurden zwei trefflich gearbeitete Haarpfeile gefunden: einer aus Silber, eine kleine Amazonenbüste als Knopf tragend; einer aus Bronze mit facettirtem Knopfe. Auch einige Buchstaben und Stücke von solchen aus Bronzeblech mit feinen Stiftlöchern fanden sich. Diese Funde weisen unzweifelhaft darauf hin, dass hier ein Haus mit reicher Ausstattung gestanden haben muss.

Anderer Art sind die Funde, die sich östlich von der erwähnten Pflasterung ergaben: hier traten mächtige Schichten brandgeschwärzter Erde und dichte Brocken von Holzasche hervor. Was hier von Pflaster-

steinen und Scherben gefunden ward, zeigt die Spuren eines heftigen Brandes. Dabei lagen Eisennägel in grosser Zahl, gegen 1000 Stück; theils starke Bolzen zum Verbinden des Pfostenwerks, theils Lattnägel, theils kleinere Nägel mit einseitigem Kopfe zum Aufheften von Schieferleien auf die Sparren; dazu fanden sich zahllose Stücke von Schieferplatten, viele mit Löchern für die Nägel, manche den Nagel noch in der Durchbohrung tragend. Auch ein grosser Kalkquader fand sich, an dem weder Mörtelspuren noch Klammerlöcher vorhanden waren: offenbar diente er als Sockelstein eines Holzpfeilers. Alle diese Erscheinungen geben dem aufmerksamen Beobachter die Gewissheit, dass hier ein schuppenartiges Gebäude stand, dessen Dach auf Holzpfosten ruhte und mit Schiefer gedeckt war (auch bei den Resten leichter Mannschaftsbaracken in einigen Limeskastellen ist Schieferdachung nachgewiesen worden).

Am östlichen Ende dieses Abschnittes begannen die Funde schwerer Dachziegel, sowohl flacher Falzziegel (tegulae), wie gewölbter Hohlziegel (imbrices). Zugleich trat Fundamentmauerwerk auf, das rechtwinklig zulief und aus Bruchsteinen bestand, die in schlechtem Mörtelverbande lagen. Der ganze Grundriss konnte nicht mehr festgestellt werden, da nach der östlichen Abdachung zu das Mauerwerk, da es flacher unter dem Terrain lag, ausgebrochen war. Es ist kein Zweifel, dass hier ein von Mauern umschlossenes Gebäude stand, das mit Ziegeln gedeckt war. Wenn auch, wegen des in früherer Zeit erfolgten Ausbruches, die östliche Abschlussmauer nicht erhalten war, so zeigte sich doch auch nach dieser Seite hin eine Begrenzung, nämlich ein Spitzgraben von derselben Art, wie wir ihn als Abschluss des westlichen Gebäudes gefunden hatten. Jedenfalls dienten diese Gräben dazu, das Fundament wasserfrei zu halten, die Dachtraufe aufzunehmen, überhaupt, um das Meteorwasser abzuführen. Jenseits des Spitzgrabens zeigten sich, abgesehen von den auf der Oberfläche zerstreuten Scherben, keine Spuren menschlicher Besiedelung, so viele Versuchsschächte wir auch gruben.

Dagegen darf nicht unerwähnt bleiben, dass an mehreren Stellen unter der römischen Schicht sich Topfscherben von ausserordentlich roher Arbeit fanden; sie waren sehr porös, schlecht gebrannt, stark mit Quarzsand durchsetzt und ohne Hülfe der Töpferscheibe geformt. Wir dürfen daraus auf eine der römischen voraufgehende germanische Ansiedelung schliessen.

Trotz dieser im ganzen spärlichen Reste lässt sich doch durch

ein Aneinanderfügen sämmtlicher Fundergebnisse ein Bild davon gewinnen, was jene römische Ansiedelung bedeutet haben und wie sie im Grossen und Ganzen angeordnet gewesen sein mag. Es war eine der vielen Villen, wie sie zur Römerzeit in den Landen am Rhein, an der Mosel und am Neckar das Gelände, zumal die Höhen, schmückten, und zwar eines der einfacheren Landhäuser. Am Westende des durchforschten Grundstückes stand, wie die reicheren Funde, zumal die Reste einer Marmor- und Serpentintäfelung beweisen, das Herrenhaus, nicht in der Pracht grossartiger Architektur strahlend, aber behaglich und mit Geschmack ausgestattet. Die Traufe des Daches lief in Spitzgräben, die die Wasserabfuhr besorgten. An dieses Wohngebäude stiess nach Osten ein mit rohen Kalkbruchsteinen holprig gepflasterter Hof, den östlich das Wirthschaftsgebäude begrenzte. Dieses öffnete sich nach dem Hofe zu als ein auf Holzpfeilern ruhender Schuppen, der mit leichter Schieferdachung versehen war, während das in seinen Fundamentresten erhaltene Wirthschafts- und Stallgebäude im Osten, an das der Schuppen sich anlehnte, von Mauern umschlossen und mit Ziegeln gedeckt war. Auch dieses Gebäude schloss ein Spitzgraben ab.

Wie sich in den Rahmen dieses Bildes die im Eingange erwähnte Votivtafel des A. Fabricius Veiento und die merkwürdigen Votivwaffen einfügen, ist schwer zu sagen. Sie wurden an der Stelle gefunden, wo die südöstliche Ecke des von uns als Wirthschaftsgebäude bezeichneten Baues gelegen haben muss. Wir müssen bei der oben geäusserten Vermuthung bleiben, dass sie dahin verschleppt worden sind.

Was die Zeit anlangt, während der die aufgedeckte römische Ansiedelung auf dem „Loh" bei Klein-Winternheim geblüht haben muss, so geben darüber die Münzen Aufschluss, die in den Brandschichten gefunden worden sind, gegen 30 an der Zahl. Soweit sie bestimmbar sind, erstrecken sie sich über die ganze römische Kaiserzeit von der augustischen Epoche bis zur konstantinischen Spätzeit. Danach darf angenommen werden, dass die Ansiedelung bereits mit dem ersten dauernden Auftreten der Römer am Rheine begründet ward und durch den ganzen Verlauf der Römerherrschaft hindurch bestand, bis sie in nachkonstantinischer Zeit bei dem Ansturme der Germanen in Trümmer sank.

Schon vorher muss, wie keramische Reste beweisen, eine germanische Wohnstätte auf dem „Loh" geblüht haben. Ihr folgte die römische Besiedelung, die über drei Jahrhunderte lang die ganze

Gegend mit einer reichen Kultur geschmückt hat. Der Zustand aber, in welchem die Reste dieser römischen Bewohnung unsern Augen sich darboten, bestätigt auf's Neue die bereits so oft gemachte Beobachtung, dass auf die Zeiten der Römerherrschaft am Rheine, die eine dichte, wohlgeordnete Besiedelung des Landes, eine nach allen Richtungen der menschlichen Thätigkeit hochgesteigerte Kultur ins Leben gerufen hatte, eine Zeit entsetzlicher Verödung folgte. Der Anblick der bis in die Fundamente der Gebäude sich erstreckenden Zerstörung, der Brandschichten mit ihren zahllosen, oft winzig kleinen Trümmerstücken von Geräthen aus Glas, Metall, Thon; die in Fetzen zerschlagene kostbare Wandbekleidung aus Marmor und Serpentin, die Fragmente der Ziegel- und Schieferdachung, in klägliche Stücke zerhauen: Alles bekundet, dass die Herrschaft der Römer am Rheine in Graus und Trümmern geendigt hat. Und seitdem sind jene Höhen Rheinhessens, die zu Römerzeiten mit behaglich eingerichteten Wohnungen übersäet waren, unbewohnt geblieben bis auf den heutigen Tag.

Mag auch unsere Ausgrabung auf dem „Loh" bei Klein-Winternheim die hochgespannten Erwartungen, mit denen wir beim Beginne der Arbeit die Spaten in das Erdreich gesenkt, nicht erfüllt haben, so hat sie doch ein kulturgeschichtlich bemerkenswerthes Ergebniss geliefert, nämlich die Erkenntniss, dass ein jetzt unbewohnter Fleck in früheren Zeiten die Wohnstätte gebildeter und der Annehmlichkeit behaglicher Lebenseinrichtungen sich erfreuender Menschen gewesen ist. Eine Stelle unserer prähistorischen Karte, die bis jetzt leer und unbeschrieben war, können wir durch die Einzeichnung einer altgermanischen und einer römischen Ansiedelung ausfüllen.

Mainz. Dr. Jakob Keller.

---

2. Ein Bischofsgrab des XII. Jahrh. im Wormser Dom.

Hierzu Tafel IV—VI.

Grabfunde bilden eine der wichtigsten Quellen zur Geschichte in ihren mannigfachen Verzweigungen. Bestattungswesen, Tracht und Geräthe erfahren dadurch die verlässigste Beleuchtung, und was im raschen Wechsel des Lebens längst verschlissen worden, spricht aus modernden Resten noch hinreichend deutlich. Darum kann die Eröffnung von älteren Grabstätten nicht sorglich genug vorgenommen und deren Befund wissenschaftlich behandelt werden. Einer frevlen Neugier, wie sie leider hier und da sich geltend macht, ist unter allen Umständen zu steuern. Bei ernster und würdiger Vornahme der Eröffnung von Grabstätten wird der Pietät nichts vergeben, wohl aber der Wissenschaft im weitesten Sinne genützt.

Unter solchen Voraussetzungen fand am 9. December 1886 die Eröffnung einer Grabstätte[1] im Westchore des Domes zu Worms statt, welche nach der geschichtlichen Angabe die irdischen Reste eines der dortigen Bischöfe enthalten sollte. Die Untersuchung hat einerseits diese Voraussetzung bestätigt, andererseits eine Reihe von wichtigen Ergebnissen zur Folge gehabt, welche unter Beigabe von Abbildungen hier niedergelegt werden sollen.

Im Laufe der baulichen Untersuchungen im Westchore des Wormser Domes, welche sich auch auf die Grundmauern und die im Boden liegenden Reste früherer Bauanlagen erstreckten, stiess man am 26. November 1886 in einer Tiefe von etwa 1½ m unter der heutigen

---

1) Fundberichte seitens der Betheiligten: Darmstädter Zeitung, 13. Dec. 1886, Nr. 345, S. 2083 [Dr. Friedr. Schneider]; Kölnische Volkszeitung, 14. Dec. 1886, Nr. 344, 2. Bl., Feuilleton [Alex. Schnütgen]; Wormser Zeitung, 12. Dec. 1886, Nr. 292, Protokoll vom 10. Dec., veröffentlicht von Propst Fehr. Ferner Alex. Schnütgen in Westdeutsche Zeitschr. Korresp.-Bl. VI, Nr. 1, 1887, 5, Sp. 4 f.

Bodenlage auf eine stark verwitterte Schieferplatte, die einen Steinsarg deckte. Es fand zwar in Gegenwart der Domgeistlichen und einiger Mitglieder des Kirchenvorstandes gleich eine Eröffnung statt: man begnügte sich indess mit der Wahrnehmung, dass es ein Bischofsgrab sei und verschloss, unter Anlage von Siegeln, den Steinsarg wieder, um demnächst eine amtliche, eingehende Untersuchung des Grabinhalts vorzunehmen. Es wurde zu diesem Zweck eine Kommission niedergesetzt, die aus den Herren: Propst Fehr und Georg Altritt als Mitgliedern des Kirchenvorstandes, nebst den Herren: Dr. Köhl, Dr. Weckerling, Friedr. Schön aus Worms, Domvikar (nunmehr Domkapitular) Alex. Schnütgen aus Köln und dem Schreiber dieses als Vertreter der bischöflichen Behörde zu Mainz bestand. Dieselbe unterzog sich am 9. Dezember ihrer Aufgabe und fasste deren Ergebniss in einem amtlichen Aktenstücke zusammen, das unterm 10. Dezember der Oeffentlichkeit übergeben wurde.

Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts war die Stelle des fraglichen Grabes dem Blicke entzogen: eine Aufhöhung des Bodens verdeckte den Stein, welchen Georg Helwich, Prodrom. Annal. Wormat. p. 28 im Jahre 1615 noch sah. Schannat, Histor. episcopat. Wormatiens. 1734, I. p. 362, greift auf dessen Angabe zurück, und weist die Unterstellung ab, dass Bischof Konrad II. in Otterberg begraben worden, und bemerkt, auf Helwich gestützt: [Sepulturam] siquidem Wormatiae adhuc initio saeculi superioris demonstrabat lapis caeruleus, ante aram, S. Laurentii M. in choro citeriore Templi Cathedralis positus, sequenti hac, praegrandibus litteris inscriptus, Epigraphe: CONRADVS · EPS · II· Nach der Oertlichkeit, wie nach dem Hinweis auf den blauen [Schiefer-] Deckstein der Grabstätte durfte mit Grund angenommen werden, dass der darunter gefundene Steinsarg die Reste des Bischofs Konrads II. umschliesse, wenngleich die von den älteren Schriftstellern erwähnte Inschrift nicht mehr sichtbar war. In Folge des Dombrandes 1689 war der Stein durch Feuer schwer beschädigt worden und die Oberfläche gänzlich abgeblättert. Bei der danach vorgenommenen Auffüllung des Bodens beliess man ihn einfach und führte den neuen Belag ohne jede Auszeichnung der Stätte darüber weg: eine Unterlassung, die um so bedauerlicher war, als Bischof Konrad II. ebensowohl um Kaiser und Reich, wie um den Dom und die Stadt Worms sich verdient gemacht hatte.

Konrad entstammte dem alten Herrengeschlechte der Stern-

berg[1]), das sich nach der Burg Sternberg bei Königshofen im Grabfeld nannte und unmittelbar hinter den Grafen aufgeführt wird. Konrad nahm in seiner Stellung am kaiserlichen Hofe an den politischen und kriegerischen Unternehmungen Friedrichs Barbarossa hervorragenden Antheil. Wiederholt folgte er dem Kaiser nach Italien und nahm 1180 auch an der Lateran-Synode in Rom Theil. Unter ihm fanden grosse Bauunternehmungen am Dom durch die Weihe von 1181 ihren Abschluss. Der Stadt Worms endlich erlangte er jene Freiheiten, die auf ehernen Tafeln an der Nordseite des Domes verzeichnet waren. Und der Grabstätte eines solchen Mannes nähert man sich nicht mit gleichgültigen Gefühlen.

Dicht unter der deckenden Schieferplatte fand sich bei der Erhebung ein Steinsarg mit einem schweren Deckstein, der sofort sich als ursprünglich römischer Herkunft erkennen liess: die dachartig ansteigenden Flächen und die hornähnlich ausgebildeten Ecken bezeugten das auf's Bestimmteste. Ueberdies stimmte die rechteckige Form des Deckels nicht zu der trapezartigen Gestalt des Sarges; auch in der Bearbeitung des Deckels zeigt sich ein Unterschied gegen jene der Steinkiste: jener ist mit geradem Schlag ausgestattet, während der Sarg jenen geriefelten Schlag hat, der den frühmittelalterlichen Steinsärgen[2]) gemeinsam ist. An dem Deckel waren die vortretenden Theile der oberen Fläche roh abgearbeitet, wohl weil dieselben bei der Einsenkung in den seichten, aufgeschütteten Boden des Chores sich hinderlich zeigten. Der Sarg gehört in die weitverbreitete Klasse jener Steinkisten, die am Fussende sich verjüngen, deren Wände leicht abgeschrägt und in den Ecken im Innern mit rauhen, leistenartigen Wülsten ausgefüllt sind. Auch die bekannte Abzugsöffnung im Boden fehlte nicht. Dass der Deckel von einem älteren Begräbniss herrührt, ist unzweifelhaft; bezüglich des Sarges selbst spricht die Vermuthung gleichfalls dafür. Es ist zwar nicht in Abrede zu stellen,

1) Vgl. Gensler, Grabfeld, S. 371; Schannat, Clientela Fuldensis [Urk. v. 1228, f. 362 der Prob.]; Regesta Boica XXXVII, p. 187; Jäger, Gesch. d. Frankenlandes. Ueber die verwandtschaftlichen Beziehungen Konrad's zu Bischof Lupold von Worms bez. erw. Erz.-B. von Mainz, vgl. Schenk zu Schweinsberg im Corr.-Bl. 1875, S. 38 ff. Die polit. u. kirchl. Thätigkeit Konrad's kurz bei Schannat, Hist. Episcop. Wormat. I. p. 359 sq.

2) Vgl. v. Quast in Bonner Jahrbb. 1871, L. u. LI, S. 108 u. Taf. V—VII; Friedr. Schneider, Gräberfunde, S. 43.

dass Särge von ganz ähnlicher Form noch bis in's 12. Jahrhundert in der Maingegend gewerbsmässig hergestellt und stromabwärts bis in die nordischen Tieflande verführt wurden. Allein es ist auch ebenso gewiss, dass man im ganzen Mittelalter sehr häufig und unbedenklich den älteren Insassen eines Grabes seinen Platz räumen liess, um einem Nachfolger die gleiche Stätte zuzuweisen. Da eine richtig gestaltete Deckplatte hier fehlte, und man eine solche von einem andern, römischen Begräbniss entnahm und rauh herrichtete, so wird in der That die Vermuthung unterstützt, dass auch die Steinkiste älteren Ursprungs und zu einer neuen Bestattung, hier sogar eines hohen Würdenträgers, herangezogen worden sei[1]).

Der Grab-Inhalt fand sich unberührt. Charakteristische Abzeichen wie Mitra und Stab liessen den Bischof sofort erkennen.

Die Leiche war in herkömmlicher Weise mit dem Angesichte ostwärts gewendet, so dass die Füsse im Osten lagen[2]).

Obwohl der Zerfall der Reste für die Erhebung mancherlei Schwierigkeiten bot, so gewährte doch der ganze Grabinhalt in seiner Unversehrtheit ein sicheres Bild vom Zustand bei der Bestattung selbst. Die Leiche lag, ohne Holzsarg, unmittelbar auf dem Boden. Unter-

---

1) Schnütgen in seiner zweiten Mittheilung, Westdeutsche Zeitschr. a. a. O. S. 5 findet darum, in Uebereinstimmung mit Wormser Anschauungen, die Vermuthung „nicht ausgeschlossen, dass dieser Sarg zuerst die Leiche des berühmten 1025 gestorbenen in *crypta subterranea chori occidentalis* beigesetzten Bischofs Buggo (Burkardus) aufgenommen habe, von der es feststeht, dass sie später erhoben und in einem Schrein niedergelegt wurde, der auf dem Chore aufbewahrt grosse Verehrung genoss.“ Schnütgen lässt übrigens auch unter Umständen die Anfertigung des Steinsarges im 12. Jahrh. zu, wie er a. a. O. gleich näher ausführt.

2) Im ganzen Mittelalter gilt dies als ausnahmslose Regel. Der gleiche Brauch findet sich durchgehends auch bei den germanischen Volksstämmen. Ein Unterschied in der Bestattung von Priestern und Laien bezüglich der Richtung war nicht bekannt, und unsere Begräbnissstätten in Kirchen folgen alle derselben Regel. Erst durch das von Papst Paul V. 1614 neu herausgegebene Römische Ritual wird für das Begräbniss von Priestern eine abweichende Anordnung aufgestellt; dieselben sollen mit dem Haupte dem Altar zugewandt liegen und somit gegen die Gläubigen in umgekehrter Richtung gebettet sein. Dieser Brauch scheint aber erst sehr spät sich nach Deutschland verpflanzt zu haben; wenigstens folgten im Mainzer Dom und wohl in der ganzen alten Erzdiözese bis zum Schluss des 18. Jahrh. alle Grabstätten ohne Unterschied der östlichen Richtung. Vgl. Friedr. Schneider, Gräberfunde, S. 59.

lagen von Leder [1]) oder Seidendecken fanden sich nicht vor [2]); ebenso fehlte jede Spur einer Einbalsamirung oder Ausfüllung der Bauch- und Brusthöhle mit Asche. Bei der hohen Würde des Verstorbenen durfte, wie in ähnlichen Fällen, auch auf die Beigabe einer bleiernen Inschrifttafel vermuthet werden; allein auch diese fehlte. Die Gewänder ordneten sich in natürlicher Lage um den Körper, waren also wohl kaum bei der Bestattung fest um den Körper gebunden [3]).

An der Stelle des gänzlich zerfallenen Schädels fand sich, ohne irgend welche Unterlage, die Mitra, in der Form ganz dem Gebrauche der Zeit entsprechend, in Stoff und Ausstattung verhältnissmässig einfach. Sie war aus einem dünnen, ungemusterten Seidenstoff hergestellt; eine Versteifung, ausser durch die Borten, liess sich nicht wahrnehmen. Eine golddurchwirkte Seidenborte (Taf. VI Fig. 9) von 0,041 Breite, die mit Mäandern in widerkehrender Rautenform gemustert war, zog sich auf der Vorder- und Rückseite über die Mitte und den Kanten entlang; sie war an den oberen Enden zur Herstellung der Spitze eingeschlagen und eingenäht. Ein etwas breiterer (0,053) Bandstreifen von gleicher Musterung säumte die Mitra nach unten ein. Die rückwärts frei herabfallenden Bandstreifen (ligulae) waren aus der schmaleren Borte gewonnen, worauf zum unteren Abschluss ein Abschnitt der breiteren mit einer dichten offenen Seidenfranse aufgeheftet war. (Vgl. Bock, Lit. Gew. II. Taf. XVI. Fig. 1, 2.) Das Gewebe ist in dem Seide-, wie in dem Goldfaden äusserst fein und mit vollendeter Sicherheit hergestellt. Die handwerkliche Beschaffenheit weist auf einen Ursprung hin, wo die Anfertigung solcher Goldwirkereien durch lange Uebung zu hoher Vollendung entwickelt war. In der Zeichnung reihen diese Borten sich jener zahlreichen Klasse von linearen Mustern ein, die mit der regelmässigen Wiederkehr einzelner Figuren (Mäander) während des Frühmittelalters in allen möglichen Spielarten vorkommen (vgl. u. a. Bock, Lit. Gew. III. Taf. V. Fig. 2, 3, 5, 6; I. Taf. III. Fig. 3; II. Taf. XVI. Fig. 1, 2; Taf. XVIII.

---

1) Vgl. Friedr. Schneider, Gräberfunde, S. 21. Substratum cadaveri erat corium nigrum, cui superstratum erat sericum nigri coloris.

2) Ob die lederartigen Reste, welche sich zerbröckelt auf der Leiche fanden, etwa zur Umhüllung der zuletzt hier beigeschlossenen edlen Intestina, vielleicht nur des Herzens, gedient haben, ist nicht näher zu erweisen. Vgl. Alw. Schultz, Höf. Leben, II. S. 404; Otte, Kunst-Archäol. 5. Aufl. I. S. 350.

3) Vgl. Alw. Schultz, a. a. O. S. 404.

Fig. 4) und um die Wende des 12. Jahrhunderts noch allgemein in Gebrauch waren. Ihr Ursprung darf nach Massgabe der verwandten Fälle wohl an einem jener kunsterfahrenen Mittelpunkte in Unteritalien (Tarent) oder Sizilien (Palermo)[1]) vermuthet werden, welche gerade zur Zeit der Hohenstaufen die Uebergangsstätten von der alterprobten Kunstübung des Ostens zu den mittel- und westeuropäischen Ländern bildeten.

Beträchtliche Reste von verfilzten Stofftheilen, die um den Hals sich fanden, liessen sich nicht näher bestimmen; doch liegt die Vermuthung nahe, dass es die Ueberbleibsel des Schultertuches (amictus) waren, welches, nach dem Zustand des gleichmässigen Verfalles zu urtheilen, aus einheitlichem Gewebe bestand und durch festere Schmucktheile nicht ausgezeichnet war. Die Faser der hier vorgefundenen Stofftheile wies auf ein Linnengewebe.

Die Albe, das über dem häuslichen Untergewand zu tragende Ornatstück, liess sich in seiner Ausdehnung bis zu den Füssen verfolgen, wenngleich es bei der feinen Beschaffenheit des (Linnen- oder Flachs-) Gewebes nur eben wie ein Schleier erhalten war, der bei der leisesten Berührung zerfiel. Auch von dem Gürtel (cingulum), der aus Seide gewebt schien, waren nur lose Strähne nachzuweisen. Die priesterliche Stola bestand aus einem 0,06 cm breiten Seidengewebe, und war über der Brust gekreuzt; nach dem heutigen Brauch trägt der Bischof die Stola bekanntlich so, dass die beiden Streifen parallel geordnet werden. Das Gewebe, über dessen etwaige Farbe keinerlei Auskunft zu geben ist, bietet eine höchst merkwürdige Musterung (Taf. VI Abb. 10). Versetzt über einander gereihte Bogenstellungen enthalten in den offenen Flächen anmuthig gezeichnete Vogelgestalten, die mit Rankenwerk und Löwenbildern wechseln. Die ganze Behandlungsweise lässt jenen, auf syro-persische Einflüsse zurückgehenden Zug in der Ornamentik erkennen, der Thier- und Pflanzen-Gebilde mehr spielend in der Webekunst verwandte. Während sonst Webemuster vielfach die architektonische Dekoration erwiesenermassen beeinflussen, liegt hier ein Beispiel vor, wo umgekehrt ein architektonisches Motiv unmittelbar in die Gewebe-Musterung übertragen ward. Auch in diesem Falle dürfte der Ursprung in Süd-Italien[2]) zu suchen sein.

---

1) Vgl. A. Springer, Bilder. 2. Aufl. I. Mittelalt. Kunst in Palermo S. 169.

2) Musterung von unverkennbarer Aehnlichkeit zeigt ein bei Bock,

Der Zeit nach ist es wohl nicht älter als die Lebenstage des Bischofs Konrad selbst.

Von den am linken Arm zu vermuthenden Manipel fehlte jede Spur. Dagegen liessen sich sehr wohl die beiden Untergewänder, die Tunicelle und die Dalmatica, unterscheiden. Erstere, aus feinem Seidengewebe bestehend, trug eine Musterung (Taf. VI Abb. 11 u. 12), die einer hochentwickelten Webetechnik [1]) angehört. Die Zeichnung liess sich auf grosse ringförmige Gebilde zurückführen, die durch überschneidende Ranken unter einander zusammengefasst waren. Das Muster lässt eine gewisse Aehnlichkeit mit jenen Prachtgeweben nicht verkennen, welche zu den Caseln des heil. Erz-B. Willigis von Mainz † 1011 (die eine in der Stephanskirche daselbst, die andere in der Schlosskirche zu Aschaffenburg) verarbeitet sind. Gehören die vorliegenden Stoffe auch gewiss nicht einer so frühen Zeit an, so wirken darin doch unverkennbar ältere Einflüsse der bezeichneten Richtung fort [2]).

Das zweite Untergewand, die Dalmatika, war aus einem weit schwereren Stoff hergestellt. Schnütgen (a. a. O. Sp. 7) schildert ihn also: „Von stärkerer Bindung ist der Seidenstoff, aus dem die Dalmatik gebildet und der strichartig gemustert ist, indem aus einem linearen Kerne zahlreiche Strahlen in immer weiteren regellosen Abständen ausgehen.“ Der Stoff verdient in doppelter Hinsicht besondere Aufmerksamkeit: einmal unterscheidet er sich im Gewebe durchaus von den übrigen Gewändern, indem die Zeichnung in auffallend starker Weise mittels des Einschusses hergestellt ist, und andererseits durch

---

Liturg. Gew. III. Taf. I. Fig. 1 abgebildetes Gewebe, das 1863 als Umhüllung der Reliquien des heil. Servatius zu Maestricht vorgefunden wurde. (Bock, Kunst- u. Reliq.-Schätze zu Maestricht, S. 55, 57.) Der Unterschied besteht darin, dass der Stoff Linnen und die Musterung eingestickt ist, dagegen findet sich die versetzte Bogenstellung mit Thierbildern, Leoparden und Vögeln, nebst Pflanzengebilden in ganz ähnlicher Weise vor. Wenn daselbst das Stück kurzer Hand dem X. Jahrhundert zugeschrieben ward, so fehlen genügende Gründe dafür; die Vermuthung spricht vielmehr für eine beträchtlich spätere, der Entstehung unseres Stoffes nahestehende Zeit.

1) Der sehr zerstörte Zustand des Gewebes gestattete nur eine mangelhafte Wiedergabe. Vgl. u. a. Bock, Liturg. Gew. I. Taf. XVI; II. Taf. IX.

2) Anklänge an die Grundformen und deren Vertheilung finden sich in sarazenischen Geweben, die aber späterer Zeit angehören und sicher an ältere Vorbilder des Ostens anknüpfen. Vgl. Bock, Liturg. Gew. I. Taf. VI.

die fremdartige Bildung des Musters selbst. Es ist nach vieler Mühe gelungen, die eigenartige Erscheinung dieses Stoffes an einem Bruchstück in Naturgrösse (Taf. V Abb. 7) und in einer Uebersichtsskizze (Taf. V Abb. 8) zu zeigen. Soweit der üble Zustand der Reste ein Urtheil verstattet, liegt hier ein Gewebe ähnlicher Art vor, wie solche in jüngster Zeit durch die Funde von Faijum in Aegypten mehrfach bekannt geworden sind und als die Ausläufer klassischer Kultur zu gelten haben. Da nunmehr auch Seidenstoffe unter den ägyptischen Geweben nachgewiesen wurden, so hat der Zusammenhang damit an Wahrscheinlichkeit gewonnen[1]).

Die Casula, das Messgewand, endlich hat die weite glockenförmige Gestalt und ist aus einem schweren geköperten Seidenstoff hergestellt, dem jede Musterung fehlt. Die Ränder waren einfach umgesäumt. Die einzige Auszeichnung bestand in einem über die Mitte der Vorderseite sich herabziehenden, schmalen Streifen, wohl ehedem von unterschiedener (Purpur?) Farbe. Jetzt sind, wie zum Ueberfluss noch bemerkt sei, alle Farben-Töne der Stoffe völlig verschwunden und das für unsere Grabfunde bezeichnende Zunderbraun an ihre Stelle getreten.

Handschuhe, wie auch der bischöfliche Ring waren nicht vorhanden; Arme und Hände lagen ausgestreckt zu Seiten des Körpers. Im rechten Arm ruhte der bischöfliche Stab (Taf. V Abb. 3), aus Holz glatt abgedreht in einer Länge von 1,33 m mit kupferner Hülse und Eisenstachel am unteren Ende, während ein gerundeter Bronzeknauf den Uebergang in die Krümme vermittelt. Die Krümme selbst, wohl ehedem auch von Holz, war gänzlich zerfallen; nur eine metallene Zwinge, welche die gebogenen Stücke zusammen zu halten hatte, und das Schlussstück mit einwärts gebogener Lilie aus vergoldetem Kupfer (Taf. V Abb. 4) wurde vorgefunden. Form und Ausstattung dieses sehr einfachen Hirtenstabes entsprechen durchaus der Zeit[2]). Uebrigens ist es auffallend, dass einestheils so wichtige Pontifical-Abzeichen, wie vorher bemerkt, ganz fehlen, anderntheils die vorhandenen von so ausserordentlich dürftiger Ausstattung waren. Zu diesen letzteren

---

1) Vgl. Essenwein, Spätklassische Seidengewebe im Anz. d. Germ. Nat.-Mus. 1888. II. S. 89, der entschieden Verwahrung dagegen einlegt, jene Gewebe als „koptische" zu bezeichnen, wie man ganz willkürlich gethan hat.

2) Es sei verwiesen auf die allerdings jüngere Darstellung auf dem Grabdenkmal des Erz.-B. Sigfrid III. († 1249) im Dom zu Mainz. Vgl. Habel, Gesch. d. Abtei Eberbach, Taf. III, Fig. 7 u. a.

gehört auch noch der kleine, aus Holz sehr zierlich gefertigte Grabkelch, welcher zu Füssen stand (Taf. V Abb. 5 u. 6). Während das frühere Mittelalter Grabkelche aus Silber (z. B. Adelbert I. von Mainz) und selbst aus Gold (z. B. Poppo von Trier) kennt, begegnen wir hier einer Nachbildung aus weichem Holz, die am Knauf in einander gezapft war. Die Arbeit war an sich mit aller Sorge und Geschicklichkeit hergestellt und bot ein für die Zeit durchaus bezeichnendes Abbild eines Kelches, wie er zu Reisezwecken häufig dienen mochte. Die Patene hatte einen wenig umgebogenen Rand. Auch Schnütgen (a. a. O. Sp. 9) sieht den Fall für sehr merkwürdig und wohl als das älteste Beispiel derart an.

Unterschenkel und Füsse waren in offene, unvernähte Seidenstoffe eingeschlagen; darüber Strümpfe von feiner Maschenstrickerei aus Seidenfaden. Schnütgen (a. a. O. Sp. 8) erkennt sie für eine Arbeit, die „mit der Filochirnadel hergestellt" worden und glaubt, dass Filetarbeiten aus so früher Zeit bisher nicht nachgewiesen seien. Diese Umkleidung der Beine ist mit ganz schmalen Borten verschnürt, welche eine laufende Linienmusterung hatten.

Von hervorragender Ausstattung waren die Schuhe (Taf. IV Abb. 1 u. 2), welche sich denn auch, bei der Widerstandsfähigkeit der Stoffe, so gut erhalten hatten, dass, allerdings nach sorglicher Behandlung, Stoff, Zeichnung und Herstellungsweise zuverlässig bestimmt werden konnten. Der Schuh ist von gefälligem Schnitt, der Gestalt des Fusses entsprechend, vorn spitz und auf einen hohen Reihen, also einen sehr wohlgebildeten Fuss berechnet. Die einfache, weiche Sohle ist „umgewandt" aufgenäht und hat keinen „Absatz" unter der Ferse: es ist also eine (mocassinartige) weiche Fussbekleidung, wie wir sie in der Zeit durchweg bei Ceremonial-Schuhen finden. Der Obertheil besteht aus einem starken Gewebe, über welches vergoldetes Leder von sehr feiner Beschaffenheit gezogen ist. Durch seitliche Einschnitte ist zwischen Zehen und Reihen eine herzförmige Zunge gebildet, in welcher die aufgestickte Verzierung ihren Mittelpunkt hat (Taf. IV Abb. 2). Ein weiterer Einschnitt stellt einen zweiten „Laschen" her, an dem wie an dem ersten schmale Bänder zur Befestigung des Schuhes angebracht waren. Die Verzierung des Schuhes war mit starkem (rothem?) Seidenfaden zopfartig aufgestickt und verbreitete sich ohne Unterbrechung über die ganze Oberfläche. Der Stich ist durch die Unterlage und das Leder durchgeführt. Die Einfassung war mit einer Nadelarbeit in kettenartiger Führung hergestellt. Die Befestigung des

Schuhes schloss oberhalb des Knöchels in einer Schleife ab. In der Form ähnelt unser Schuh jenen des Kaiserornates in Wien, XII. Jahrh. (Bock, Liturg. Gew. II. S. 13; Histoire de Cordonniers par Lacroix, Duchesne et Séré, Paris, 1852. Abb. zu S. 30), denen des Schatzes zu Saint-Denis (E. Lefébure, Broderie et Dentelles, Fig. 27), sowie der bischöflichen Sandale aus dem Grabe des Erz-B. Arnold von Trier, Ende XII. Jahrh. (Abb. bei Bock, a. a. O. II. Taf. 1; dazu S. 14). Damit wäre die Reihe der hier aufgefundenen Gegenstände erschöpft.

War es für die Dom- und Bisthumsgeschichte von hohem Werth, die Grabstätte eines so hervorragenden Würdenträgers der Wormser Kirche kennen zu lernen und deren ungestörten Bestand zu überschauen, so bietet der Fund in kunstgewerblicher Hinsicht in den Stoffresten, wie in kulturgeschichtlicher Hinsicht beachtenswerthe Aufschlüsse. Entstammen doch alle hier vorgefundenen Gewebe süditalischen oder weiter ostwärts gelegenen Erzeugungsstätten, ein Beweis, wie einmal in jener Zeit aller Aufwand, auch der kirchlichen Kreise, sich noch an ferne Kulturmittelpunkte knüpfte, und dass nicht zum wenigsten die Kirche und ihre Würdenträger dazu beitrugen, die Erzeugnisse einer verfeinerten Kunstübung in der Heimath bekannt zu machen und die Anregung zu deren Ersatz durch heimische Erzeugnisse zu geben. Denn wie fein und gediegen auch die Gewandung des Bischofs Konrad war, so stellt sie noch keineswegs Prachtstoffe dar: selbst für die einfacheren Zwecke vermochte die einheimische Kunstfertigkeit noch nicht zu genügen, sondern die hochentwickelte Webekunst der alten Kulturländer musste hierfür eintreten. Hinsichtlich der Bestattungsweise für die Zeit des ausgehenden 12. Jahrhunderts liefert die Erhebung abermals den Beweis, wie gern man zu alten Steinsärgen zurückgriff und in deren Benützung, selbst bei hohen kirchlichen Würdenträgern, ohne viel Bedenken zu Werke ging. Für die geistliche, insbesondere die bischöfliche Bestattungsweise bietet der Befund in den kostbaren Sandalen, in dem Grabkelch, den sonstigen Abzeichen, wie in der Art der Bekleidung und der Behandlung der Beisetzung im Ganzen wichtige Ergebnisse, so dass unter all' diesen Gesichtspunkten für Wissenschaft und Kunst aus dieser Erhebung Nutzen sich ergab.

Mainz. Dr. Friedrich Schneider.

II. Litteratur.

1. Tätowiren, Narbenzeichnen und Körperbemalen von Wilhelm Joest; mit 11 Tafeln, 1 Lichtdruck und 30 Zinkätzungen. Berlin 1887, Verlag von Ascher u. Comp.

Dieser werthvolle Beitrag zur vergleichenden Ethnologie schildert in dem vortrefflich ausgestatteten Werke in umfassender Weise nach fremden und eigenen Beobachtungen einen Gebrauch, der durch seine allgemeine Verbreitung ein hohes wissenschaftliches Interesse hat und gewiss aus dem Bestreben des Menschen, sich zu schmücken, entstanden ist. Diese Absicht findet sich auf jeder Stufe der Cultur. Die merkwürdige Sitte hat mit religiösen Vorstellungen ursprünglich nichts zu thun, wiewohl dies Einige geglaubt haben; doch können sich später solche damit verbinden, wenn der Priester feierlich die Arbeit des Tätowirens verrichtet. Es ist Zeit, noch in letzter Stunde, alle Nachrichten über diesen Gebrauch zu sammeln, der durch den Einfluss der modernen Cultur selbst bei den Wilden der Südsee zu weichen beginnt. Dem Werke von Joest sind als besondere Beiträge ein Aufsatz von O. Finsch, Tätowiren und Ziermalerei in Melanesien, besonders im Osten Neu-Guinea's, und einer von J. S. Kubary, das Tätowiren in Mikronesien, speciell auf den Karolinen, eingefügt. Das Tätowiren ist unzweifelhaft nur die höhere Entwicklung der Sitte, den Körper zu bemalen, welche nicht nur die älteste Befriedigung der menschlichen Eitelkeit ist, sondern sich bis heute in dem Schminken des weiblichen Geschlechts erhalten hat. Cook sagte: Das Tätowiren bei den Wilden der ganzen Welt, von Nordamerika bis zur Südsee in Gebrauch, ist nicht sehr verschieden von dem Bemalen des Körpers, wie es die alten Briten übten. Wie die Spanier und andere Nationen die heutigen Wilden, die sich tätowirten, die Gemalten nannten, so verdankten schon im Alterthum die Picten in Schottland diesem Gebrauch den Namen. Das tahitische Wort tetau kommt von der Wurzel tau, Wunde. Joest zeigt, dass es kein Volk in der Welt gibt, bei dem das Bemalen oder Tätowiren nicht einst Sitte war oder noch ist. Er sagt mit Recht, der Mensch habe sich eher geschminkt als gewaschen. Das Tätowiren und das Narbenzeichnen sind eine unvergängliche Malerei, der das vergängliche Bemalen vorausging. Die Funde von Farbstoffen, zumal des so weit verbreiteten Eisenockers oder Röthels in den ältesten menschlichen Ansiedlungen

lassen diesen Gebrauch schon damals vermuthen. Man fand sie unter Steingeräthen der Martinshöhle, bei Schussenried, in belgischen Höhlen, in der vorgeschichtlichen Ansiedelung zu Andernach, wie neuerdings in der Höhle bei Spy. Wie heute noch Australier die Schädel der Verstorbenen roth färben, to thaten es die alten Italiker und so findet es sich in russischen Kurganen. In Rom wurde, wie Mommsen berichtet, das Bild des Jupiter sowie auch das Antlitz des Königs nach einer uralten Sitte mit Mennige bemalt. Cäsar, Horaz, Properz, Strabo, Tacitus, Herodian berichten es von den alten Völkern Europa's, von den Briten, Belgiern, Germanen, Siluren, Thraciern und Japoden. Herodot erzählt, dass die Aethiopen im persischen Heere, wenn sie in den Streit zogen, eine Hälfte des Körpers weiss, die andere roth malten. Tacitus sagt, dass die Germanen ihre Körper bemalt hätten, um ihren Gegnern einen schrecklichen Eindruck zu machen. Dasselbe behauptet Cäsar von den Briten. Hier wäre das Schmücken also nicht der Zweck gewesen. Die rothe Farbe ist die bevorzugteste schon in der Urzeit des Menschen, aber wohl nicht desshalb, weil man bei rother Bemalung die blutenden Wunden nicht sieht, sondern weil es die auffallendste und schönste aller Farben und als Eisenoxyd die in der Natur verbreitetste ist. Einen anderen Grund als das Bemalen hat das Einreiben des Körpers mit Fett und Erde, um sich gegen die Kälte und gegen die Fliegen zu schützen. Südamerikaner beschmieren sich mit schwarzem Pulver gegen die Sonnenstrahlen. Sogar vom Elephanten und Nilpferd berichtet man, dass sie Schlammbäder nehmen, um sich gegen die Stiche von Insekten zu schützen.

Ein sehr altes und schmerzhaftes Verfahren, bleibende Zeichen auf der Haut hervorzubringen, ist das Narbenschneiden oder -brennen. Die alten Juden schnitten sich in die Hände bei der Klage um einen Todten, Moses verbietet es ausdrücklich, B. III. 19. 28 und 21. 5 und V. 14. 1. Bei Jeremias wird es viermal erwähnt: 16. 6, 41. 5, 47. 5, 48. 37. Die Klagelieder des Jeremias sind älter als das 3. und 5. Buch Mosis. Jeremias verbietet den Gebrauch noch nicht, aber Moses sagt: Ihr sollt kein Mal um eines Todten willen an Eurem Leibe reissen! Heute geschieht es noch auf Neuseeland, den Tonga- und Gesellschafts-Inseln, auch bei den Nordamerikanern. Die Narben sind oft ein Stammeszeichen, auch ein Beweis der Männlichkeit, des Muthes und der Standhaftigkeit. Die Maori und Tahitier thun es auch bei freudigen Ereignissen. Viele tragen mit Stolz ihre Narben, wie unsere Studenten noch den Renommirschmiss. Man verstümmelt sich, um Muth zu zeigen. Die Bewohner von Formosa schlagen sich die Zähne aus, Buschmänner hacken schon den Kindern das 1. Glied des kleinen Fingers ab als Stammeszeichen. Da die Narben auf schwarzer Haut in heller Farbe erscheinen, so sehen wir die dunkelfarbigen Stämme in Australien und Afrika diesen Gebrauch vorzugsweise üben, wäh-

rend die hellfarbigen sich tätowiren. Auf den Gilberts-Inseln werden nach Finsch Narben gebrannt, sie sind meist Erinnerungszeichen an Verstorbene.

Auch für das Tätowiren, welches bei den rohen Wilden mit Dorn und Russ geschieht, bei den vorgeschrittenern Rassen mit Nadeln und Farbenpinsel, haben wir Zeugnisse aus dem Alterthum. Herodot erzählt es von den Thraciern, wo es ein Zeichen der Vornehmheit war. Aristagoras von Milet erhielt einen Boten aus Susa, dem eine geheime Nachricht auf die Kopfhaut tätowirt war; man liess ihn erst reisen, als die Haare die Schrift bedeckten. Xenophon, Cicero, Strabo, Plinius u. a. erwähnen den Gebrauch bei verschiedenen Völkern. Nach Wuttke (Entstehung d. Schrift, Leipzig 1872 S. 92) soll sich Tätowirung auf ägyptischen Malereien von Tep finden und zwar bei hellen Menschen, die in Thierfelle gehüllt sind. Nach Lucian (Vol. III. Ed. Dind. LXXII, 59) trugen die Assyrer Stigmata auf dem Handgelenk oder dem Halse. Bei Moses, III, 19, 28 heisst es, Ihr sollt keine Buchstaben an Euch punktiren. Auch das Schminken ist bei den Juden sehr alt. Eine Tochter des alten Hiob hiess: Augenschminke, die andere Schminkbüchslein. Im II. Buch der Könige 9. 30 wird von Isabel gesagt, dass sie sich die Augen malte. Der erste König von China, Tschaipe soll das Tätowiren von den Aïnos mitgebracht haben. Plinius sagt von Daciern und Sarmaten: corpora sua inscribunt. Herodot erwähnt die Sitte bei den Thraciern, V. 6, und den Agathyrsen, IV, 104. Cicero erwähnt (de off. II, 7, 25) einen Thracier als compunctum notis Thraciis. Pomponius Mela (de situ orbis II 1. § 10) berichtet von den Agathyrsen: ora artusque pingunt sic ut oblui nequeant. Xenophon erzählt Anabas. V, 4, 32, dass die Mossynöken in Kleinasien ihren Kindern den Rücken bemalten, ihnen aber auf die Brust Blumen tätowirten. Der heilige Isidor berichtet den Gebrauch von den Scoten (Etymolog. XIX, 32, 7) und Herodian III, 14 von den Briten. Lartet wollte unter den bearbeiteten Knochen aus der Höhle von Aurignac einen spitzen Pfriem für ein Tätowirwerkzeug halten. Tätowirte sind auf altperuanischen Vasen des Berliner Museums dargestellt, man findet sie nach Reiss und Stübel unter peruanischen Mumien. Das Tätowiren findet sich bei Birmanen und Hindus, Persern, Arabern, Berbern, Kabylen sowie bei allen Südseevölkern, doch ist es hier in starker Abnahme begriffen. Am stärksten und kunstvollsten tätowiren heute die Japaner, wiewohl die Regierung den Gebrauch jetzt verboten hat. Diese Kunst ist hier schon alt, wenn auch Kämpfer sie vor 200 Jahren noch nicht erwähnt. Während in Nukahiva und anderwärts die Vornehmen tätowirt sind, ist es hier das niedere Volk. In Japan sind, wie Baelz ausführt, die bedeckten Theile des Körpers tätowirt, weil die Malerei die Kleidung ersetzen soll, welche bei der Arbeit abgelegt wird, und sie ahmt sie nach in Farbe und Mustern. Die Sitte hat hier mit Rang, Stand und Religion nichts zu thun. In Sibirien tätowirt man sich trotz der Kleidung,

weil man in der Hütte nackt ist. Schon im 14. Jahrh. wird von einem chinesischen Schriftsteller das Tätowiren der Japaner erwähnt. Die Zeichnungen der Tätowirung entsprechen dem Geschmacke der Völker, es sind dieselben, womit sie ihre Geräthe verzieren. Die Tahitier lieben das Palmblatt, die Japaner den Drachen, die Neuseeländer die Spirale, die Indier den Tiger. Die Bella-coula-Indianer an der Westküste Nordamerika's tragen Bilder von Dampfbooten auf den Armen. Dem Premierminister der Königin von Pomare auf Tahiti tätowirten die französischen Matrosen eine Windrose auf einen Körpertheil, der ihnen dazu besonders geeignet schien. Wilde setzen oft statt ihrer Unterschrift einen Schnörkel unter das Schriftstück, der ihre Tätowirung im Gesichte wiedergibt. Die zierlichen und mannigfaltigen Linienmuster der Mikronesier, welche Kubary mittheilt, machen dem Geschmacke der Wilden alle Ehre und können gewissen classischen Ornamenten, z. B. dem Grec, an die Seite gestellt werden. Auf den Inseln Mikronesiens kann die Art der Tätowirung als ein Mittel benutzt werden, die Verwandtschaft der Stämme und die Richtung ihrer Verbreitung zu erkennen. Auf Ponape ist das Tätowiren allgemein, der wird für feige gehalten, der es nicht thut. Nach Lubbock herrscht auf den Fidschi-Inseln der Glaube, dass eine nicht regelrecht tätowirte Frau im anderen Leben nicht glückselig wird, und nach Hall sind diese Zeichen bei den Eskimos Beweise der Frömmigkeit. Es giebt in der Südsee Stämme, wo die Männer und wieder andere, wo die Frauen vorzugsweise tätowirt sind. Weil alle Südseeinsulaner dasselbe Wort für diese Sitte haben, so müssen sie vor ihrer Auswanderung aus einer gemeinsamen Heimath auf dem Festlande Asiens den Gebrauch gekannt haben. Auf den Nukuoro-Inseln wurden sogar alle von nichttätowirten Frauen geborenen Kinder umgebracht. So verschieden sind die Vorstellungen, die sich an diese Sitte anknüpfen. Der Verfasser hätte noch hinzufügen können, dass, wo bei den Südsee-Insulanern der ganze Körper tätowirt ist, dies nie auf einmal, sondern nur nach und nach geschehen kann, indem die Unterbrechung der Athemfunction der Haut auf grösseren Strecken bei frischer Verwundung lebensgefährlich werden kann. Nach Langsdorf erfordert eine solche Arbeit bis zu ihrer Vollendung oft 30—40 Jahre. Das Tätowiren ist in der Südsee im Aussterben begriffen und dient bei den Chinesen als eine Strafe. Joest beklagt vom Standpunkt des Ethnographen den Verlust einer Originalität, welcher uns der drohenden allgemeinen Verflachung um einen Schritt näher gebracht haben wird.

Zum Schlusse stellt der Verfasser die Fälle zusammen, wo heute, wenn auch in beschränktem Sinne, noch tätowirt wird. Wenn heute noch die Soldaten des Sultans von Marokko, die nach Sibirien verbannten Russen, die Galeerensträflinge in Frankreich, oder in England die aus der Armee gestossenen Verbrecher gezeichnet werden, so erinnert er daran, dass scl

Griechen und Römer ihre Sklaven und Verbrecher brandmarkten und nach Vegetius, de re milit. I. 8, II. 5 auch die römischen Rekruten gezeichnet wurden. Auch war es eine altchristliche Sitte, sich den Namen Christi oder ein Kreuz auf den Arm brennen zu lassen. Die Pilger nach Jerusalem brachten bis in die jüngste Zeit ein solches Zeichen mit. Unter Soldaten, Matrosen und Schiffern überhaupt findet man nicht selten Tätowirte, bei letztern vielleicht, um im Falle des Ertrinkens mit Sicherheit erkannt zu werden.

Am Schlusse seines verdienstvollen Werkes, dessen Werth durch ausgezeichnete Abbildungen erhöht ist, sagt der Verfasser. „Mit jedem Tage bricht sich die Ueberzeugung breitere Bahn, dass wir mit unsern modernen Anschauungen und Sitten nur gar wenig denen der lange genug vernachlässigten oder verspotteten Wilden voraus sind. Je mehr unsere Selbstkenntniss zunimmt, desto mehr verengt sich die Kluft, die uns bisher von den Naturmenschen zu trennen schien. Sitten und Gebräuche, die uns barbarisch vorkommen, finden wir bei näherem Zusehen theils in unveränderter, theils in modificirter Form bei uns wieder. Körperbemalen, Narbenzeichnen und Tätowiren sind heute unter allen Schichten der modernen Gesellschaft noch nicht ausgestorben!" Wir sehen allerdings, dass dieser merkwürdige Gebrauch sich durch alle Zeitalter verfolgen lässt, und wir können aus diesem Umstande wohl für gewisse Handlungen und Vorstellungen des Menschen eine Uebereinstimmung auf den verschiedensten Culturstufen annehmen. Wenn aber heute noch ein Soldat oder Matrose oder ein Reisender sich tätowiren lässt, so sinkt er damit noch nicht zurück auf die Stufe des Wilden. In der weiten Kluft zwischen ihm und uns liegt die vieltausendjährige Geschichte der Humanität und Bildung.

Schaaffhausen.

2. Hermann Schiller, Geschichte der römischen Kaiserzeit, zweiter Band. Von Diokletian bis zum Tode Theodosius des Grossen. Gotha. Friedrich Andreas Perthes. 1887.

Der zweite Band dieses Werkes, dessen erster Band in diesen Jahrbüchern LXXVI. S. 206 ff. besprochen ward, führt die Geschichte des römischen Reiches herab bis zu dem Zeitpunkte, in welchem dasselbe in Folge des Todes Theodosius des Grossen am 17. Juni 395 dauernd in zwei Theile zerfiel, in welchem gleichzeitig an Stelle des römischen Staates der christliche in die Geschichte eintrat und durch das Eindringen der Germanen in die Kernprovinzen des Reiches neue Elemente und Ideen die Weltgeschichte zu beherrschen begannen. Den Ausgangspunkt bildet die Erhebung Diokletians am 17. Sept. 284 nach der Schlacht am Margus zum Alleinherrscher. Als Einleitung wird eine knapp gehaltenene Aufführ-

rung der aus dem Alterthume überkommenen Darstellungen einzelner Theile dieser Periode und sonstiger Quellenwerke gegeben, wobei kurz der geschichtliche Werth der einzelnen Arbeiten und die Parteistellung der Verfasser besonders in religiöser Beziehung erläutert wird. Dann folgt eine eingehende, übersichtliche und klare Darstellung der diokletianisch-konstantinischen Verfassung und ihrer Gliederung (Kaiser, Senat, Zivilverwaltung, Finanzverwaltung, Heerwesen, Hofbeamten, Gemeindeverwaltung), welche einmal den Abschluss der langen staatsrechtlichen Entwicklung der Zeit des römischen Principats und andererseits die Grundlage der rechtlichen Anschauungen der Periode der byzantinischen und abendländischen Reiche bildete. Die folgenden Kapitel sind mehr der politischen Geschichte gewidmet, der diokletianischen Tetrarchie und ihrer Entartung, der konstantinischen Dynastie und dem Sieg des Christenthums, der Vernichtung des römischen Westens durch Christenthum und Germanen, während ein Schlusskapitel die Kulturzustände, Litteratur und Kunst des 4. Jahrhunderts, freilich nur kurz charakterisirt [1]). Ein ausführliches und in seinen Angaben zuverlässiges Register beschliesst den Band.

Wie in den übrigen Perthes'schen Handbüchern der alten Geschichte ist auch in diesem Werke das Hauptbestreben gewesen, den augenblicklichen Stand unserer Kenntnisse der behandelten Epoche darzulegen und durch ausführliche Quellenangaben über die einzelnen in Betracht kommenden Punkte dem Specialhistoriker die nöthige Litteratur an die Hand zu geben. Gerade in dieser Beziehung wird es für die weiten Kreise, welche jetzt ihre Kraft der Erforschung der Provinzialgeschichte widmen, von grösstem Werthe sein; es wird ihnen in seinem Texte ein Hülfsmittel an die Hand geben, um zu erkennen, in welche allgemeinen Zeitverhältnisse sich die verschiedenen Lokal-Ereignisse einzuordnen haben, welchen Faktoren sie ihre Entstehung verdankten und in wie weit sie selbst wieder Faktoren von weitergehender Bedeutung werden konnten. Die Anmerkungen ihrerseits werden es leicht machen analoge Erscheinungen in anderen Provinzen zu verfolgen und das nur für einzelne Gegenden gültige von dem für das ganze Reich wichtigen zu sondern. Eingehend sind als Quelle neben den Schriftstellern die Münzen benutzt worden, für welche der Verf. die reiche Sammlung des Grafen Clemens von Westphalen in Ungarisch-Ostra, dem der Band auch gewidmet ist, hat verwerthen können. Besonders bei der Behandlung der kirchlichen Politik Konstantins (S. 204 ff.) haben dieselben zahlreiche interessante Notizen und Anhaltspunkte ergeben. Ueberhaupt

1) Die Aethiopica des Heliodor (S. 464) sind trotz der Schlussworte kaum das Werk des Bischofs von Trikka, sondern vielmehr das eines Heiden und mit Rohde, Griech. Roman S. 424 ff. als ein Produkt der sophistischen Romanschriftstellerei des 3. nachchristlichen Jahrhunderts zu betrachten.

gehört die Schilderung der religiösen Zustände der Epoche zu den interessantesten Partieen des Buches. Die letzte Verfolgung der Christen unter Diocletian, ihre anfängliche Duldung und spätere Begünstigung unter Constantin, die Reaction unter Julian und der endgültige Sieg des Christenthumes unter dessen Nachfolgern werden in objektiver Weise dargestellt. Sehr anschaulich werden die Kämpfe im Kreise des Christenthums selbst geschildert, das Ringen der Donatisten um allgemeine Anerkennung, welche ihnen mit Hülfe der Staatsgewalt verwehrt ward (S. 261 ff.) und besonders der grosse, Jahrzehnte lang dauernde arianische Streit (S. 265 ff.), in welchem sich der Staat auf Seiten des Bischofs Hosius und des glaubenseifrigen jungen Diakons Athanasius stellte, während der Klerus lange zwischen beiden Ansichten hin und her schwankte. In scharfer, sachlicher Weise hebt der Verf. bei der Vorführung der Wechselfälle dieses Kampfes die Vorzüge und die Mängel hervor, welche jeder der beiden Seiten anhafteten und zeigt, wie sich der Kampf zuletzt nothwendiger Weise zu Gunsten des Athanasius entscheiden musste. Auch bei der Schilderung der religiösen Politik Julians hat er es verstanden, sich ebensofern von einer Ueberschätzung wie von einer Verdammung des romantischen Kaisers zu halten und seinen grossen Eigenschaften als Feldherr und Herrscher ebenso gerecht zu werden wie seinem inconsequenten und erfolglosen Auftreten gegen das Christenthum, zu welchem den Kaiser die andauernden blutigen Kämpfe der christlichen Sekten untereinander, die ihm die Durchführung einer allgemeinen Toleranz unmöglich machten, immer von Neuem veranlassten.

Auf diese und andere Einzelpunkte näher einzugehen, ist hier nicht der Ort; hier genügt es auf diese Theile hinzuweisen, welche auch der, der mit dem Verf. nicht in allem und jedem einverstanden ist, mit grösstem Interesse lesen wird. Die Geschichte der Rheinlande speciell hat an zahlreichen Punkten eingehende Berücksichtigung erfahren, aus ihnen ist ja die constantinische Dynastie hervorgegangen, in ihnen hat Julian seine glänzendsten Feldherrntriumphe gefeiert und in ihrem Bereiche finden sich, besonders in Trier und seiner Umgebung, eine Reihe der grossartigsten baulichen Ueberreste der Periode, welche besonders in dem Schlusskapitel in ihrer Bedeutung gewürdigt worden sind. Hier wird auch (S. 469 f.) gezeigt, wie verfehlt die weit verbreitete Ansicht ist, das siegende Christenthum habe aus Hass gegen die Kunst nicht nur keine Kunstwerke zu schaffen vermocht, sondern auch aus Fanatismus das Vorhandene zerstört. Wohl haben einzelne Mönche und von Zeloten aufgereizte Volkshaufen Tempel und Götterbilder vernichtet, im Grossen und Ganzen aber beweisen die Gemälde der Katakomben, die mit christlichen Emblemen versehenen Glasgefässe, die reichen Reliefdarstellungen an den Sarkophagen, dass in den christlichen Kreisen ein ähnliche Freude an der Kunst zu finden war wie

vordem in den heidnischen. Eine Durchsicht der Kirchenschriftsteller zeigt dieselbe Achtung vor dem Schönen; will doch sogar Prudentius die Götterstatuen als köstliche Zierden der Hauptstadt erhalten wissen, wenn sich nur kein Götzendienst an dieselben knüpfe.

Druck und Austattung sind ebenso sorgsam wie im ersten Theile. Druckfehler sind mir nur sehr wenige aufgefallen, störend ist nur S. 474 Z. 10 Amphitheater für Villen. Das Werk wird für Jeden der sich mit der römischen Kaisergeschichte beschäftigt, ein unentbehrlicher, zuverlässiger Rathgeber, für jeden Geschichtsfreund ein interessantes Studium sein.

A. Wiedemann.

3. Dr. W. Harster, Katalog der historischen Abteilung des Museums in Speier, Speier, Gilardone'sche Druckerei. 116 Seiten Oktav mit einer Photographie: „Bronzekopf eines Tritons".

Vom Konservator des historischen Vereins, Prof. Dr. Harster, welcher bisher zugleich 1. Sekretär, ja die Seele des Vereins war, wird hier zur „60jährigen Gedenkfeier des historischen Vereins der Pfalz" ein neuer Katalog geboten. Aus demselben geht ebenso sehr die Reichhaltigkeit des pfälzischen historischen Museums, wie die unermüdliche Sorgfalt und die liebende Hand seines Schilderers hervor. — Der im Jahre 1880 vom Stabsarzt Dr. Mayrhofer verfasste wurde schon nach Verlauf von acht Jahren antiquirt (S. IX), weil seither eine ganze Serie von Sammlungen dem Museum einverleibt ward, so die von Mellinger, Göhring, Weltz, Sick, auch die Ausgrabungen von Leimersheim, Rheinzabern, von Heidelsburg, Obrigheim, Glanmühlbach, Oberstaufenbach u. A. dazu kamen. Es ist kein Zweifel, dass Dank den Männern, welche Herrn Dr. Harster seit Jahren mit unermüdlicher Forschungslust unterstüzt haben, das Speierer Museum zur Zeit einen hervoragenden Rang unter den rheinischen, ja den deutschen Sammlungen einnimmt.

Die Anordnung des Stoffes ist im Katalog gemäss der Aufstellung der Sammlung eine chorographische, und zwar ohne Schaden für die archäologische Behandlung des reichen Stoffes, nachdem die Anordnung der Sammlung im Realgymnasium in 9 Räumen im Ganzen eine chronologische ist. Dieselbe ist besonders von Dr. Harster so durchgeführt worden.

Der 1. Raum enthält neben ausländischen Alterthümern den Apollo von Speier, die Bronzen aus den Sammlungen von Heidenreich und Mellinger (Rheinzabern!), ferner die bekannten Falsifikate von Rheinzabern, eine Reihe werthvoller römischer Bronzen, endlich die einzigen römischen Formschüsseln. Die übrigen Fundstücke aus den Sammlungen von Heydenreich und Mellinger birgt der zweite Saal.

Der 3. Raum bildet das Sitzungszimmer des Vereinsausschusses. Der 4. Saal enthält die Münzen des Museums etc.; im 5. Saal ist die Perron'sche Urnensammlung, sowie Funde aus der Steinzeit der Pfalz und prähistorische Bronzen aufgestellt. Berühmt sind darunter die Funde von Rodenbach, Dürkheim (Goldschmuck und Dreifuss). Die letzten Glasschränke enthalten die reichen fränkischen Grabfunde von Obrigheim und andere Fundstücke dieser nachchristlichen Periode von Gersheim, Kirchheim a. Eck, Grossniedesheim etc. Im 6. Raum sind Gobelins, Portraits, Wappen, Bavarica und Spirensia untergebracht.

Aehnliches birgt Raum 7: Bilder von Bischöfen, Ansichten des Domes, Manuscripte u. s. w. — Im 8. Raum sind ein Modell der Retscherkirche, und mittelalterliche Fundstücke aus der Pfalz aufgestellt, ferner ist hier das seltene Frankenthaler Porzellan zur Schau gebracht. — Der 9. Raum enthält Trophäen des Krieges 1870/71, alte Fahnen, endlich einen prähistorischen Kahn (Einbaum). — Die Litteratur ist bei den einzelnen Objekten reichlich aufgezählt, bei mehreren prähistorischen Fundstücken fehlt sie jedoch zum Theil.

Von Erraten korrigiren wir. S. 65 ist die angeführte Scheibe aus Stein nicht als „Hacke" zu bezeichnen, dies Stück bildet das Ende einer Holzkeule. Auf den Samoainseln gebraucht man jetzt noch ähnliche Waffen. — S. 67 muss es bei der la Tène-Zeit anstatt „jüngere Bronzezeit" „jüngere Eisenzeit" heissen. — S. 106 verbessern bei der Ueberschrift „achter", S. 115 „neunter" Raum.

Prof. Harster will nach der Einleitung mit diesem Katalog Abschied von seiner Konservatorstellung nehmen. Das ist im Interesse der Sache sehr zu bedauern. Wenn er es aber thut, so geschieht es in der seit fast acht Jahren erworbenen Einsicht, dass man nur schwer neben seiner amtlichen Stellung den verantwortungsvollen Posten eines Konservators dieses reichen Museums vertreten könne.

Möge solche Thatsache, schon lange in den öffentlichen Blättern der Pfalz besprochen, doch endlich einmal die massgebenden hohen Personen veranlassen, mit der Gründung eines eigenen Konservatorpostens einem wirklich jetzt recht dringenden Bedürfnisse abzuhelfen. Nur dann kann diese werthvolle Sammlung systematisch vermehrt und zum Nutzen der deutschen und rheinischen Alterthumskunde und Kulturgeschichte entsprechend bekannt gemacht und verwerthet werden! — Herrn Prof. Harster aber gebührt für diesen neuen Beweis seiner archäologischen Sachkenntniss und seiner Liebe zum pfälzischen Boden der wärmste Dank aller Vaterlandsfreunde!

Dr. C. Mehlis.

4. **Dr. August Weckerling, Die römische Abtheilung des Paulus-Museums der Stadt Worms. Zweiter Theil. Worms 1887. 8⁰. 120 Seiten und 16 Tafeln.**

Dieser Theil bildet mit dem ersten im Jahre 1885 erschienenen einen brauchbaren, fleissig gearbeiteten Führer durch das Wormser Museum. Um seine Brauchbarkeit zu erhöhen, hätte ein Register beigefügt werden müssen. Es dürfte eigentlich heute keine wissenschaftliche Arbeit von einigem Umfang ohne Register gedruckt werden.

Die seit 1885 gemachten Funde haben das Wormser Museum ziemlich bereichert. Vereinzelte Berichte darüber finden sich bereits im Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift von 1885. Dieselben hat Weckerling in dankenswerther Weise zusammengestellt und vervollständigt. In dem sich am Neuen Maria-Münsterbach hinziehenden Gräberfeld (südlich von Worms) wurden zahlreiche Steinsärge aufgedeckt. Aber nur 5 von 85 waren unversehrt, die übrigen alle ausgeraubt. Der Verfasser schliesst, dass diese allgemeine Beraubung noch in römischer Zeit oder in der Zeit unmittelbar nach der Römerherrschaft, als die Germanen derselben ein Ende machten, stattgefunden habe. Dazu stimmt, dass in einem Sarge eine kleine silberne fränkische Nadel sich vorfand. Ausser den Steinsärgen kamen 25—30 Holzsärge zu Tage, daneben zahlreiche Aschenurnen etc. Auch die Münzsammlung des Museums wurde ansehnlich bereichert (p. 50 ff.). Es soll später ein besonderer Katalog der Münzsammlung herausgegeben werden, weshalb der Verfasser für diesmal auf eine genauere Beschreibung verzichtet.

Die inschriftlichen Denkmäler und Skulpturen sind im 3. Abschnitt eingehender erörtert, nachdem über ihre Auffindung bereits vorher kurz die Rede gewesen. Ausser römischen Grabsteinen, einem Meilenstein (vom Jahre 293, bei Mariamünster gefunden, s. p. 80 ff.) und Votivsteinen sind die wichtigsten Erwerbungen des Museums 6 Devotionstäfelchen aus Blei, welche 1885 bei Kreuznach gefunden wurden (s. p. 65 ff.). Eines davon ist so zerstört, dass nur noch einzelne Buchstaben darauf zu erkennen sind. Es ist deshalb keine Abbildung beigefügt. Die übrigen fünf sind auf Taf. XIV—XVI abgebildet. Die Lesung ist noch sehr unsicher. Das erste Täfelchen enthält eine Menge Namen von *inimici*, die der Schreiber ‘zum Teufel’ wünscht (*inimicorum nomina ad inferos*). Wichtiger ist das zweite, nur auf einer Seite beschriebene Täfelchen, welches etwas mehr als blosse Namen aufweist. Leider ist die Entzifferung noch viel schwieriger und bis jetzt nur unvollkommen gelungen. Die anderen sind von weniger Belang. Uebrigens soll Prof. Zangemeister in Heidelberg die Absicht haben, die Täfelchen gelegentlich eingehender zu behandeln.

Von den Grabschriften sind zu erwähnen die des *circitor* d. h. Wacht-

soldaten (*circuitor*, vgl. Vegetius 3, 8) *Aurelius Vapinus*, gesetzt von seinem Zeitgenossen *Aurelius Flavinus*, die des *Val(erius) Maxantius eq(ues) ex numer(o) kata(fractariorum)* und der Denkstein der Brüder *Severius Lupulus* und *Severius Florentinus* (Abbildung Taf. V 1). Den Namen der Mutter, welche den Stein ihren Söhnen setzt, kann man unmöglich mit Weckerling *Licont(ia) Jus(ta)* lesen. Wenn auf dem Stein wirklich LICONTIVS·MATER steht, so bleibt nichts anderes übrig, als der Mutter den Namen LICONTIVS zu lassen. Frauennamen mit masculiner Endung sind zwar selten, kommen aber vor (vgl. die Inschrift Orelli 2745 mit der Anmerkung), besonders als *signa* (Spott- und Spitznamen). So publicirt A. Allmer in seiner Revue épigraphique I. p. 46 n. 67 den Grabstein einer *Victoria L[eon]tina qu(a)e et Simplicius*. Er citirt in der Anmerkung die Verse des Ausonius (Parentalia 8 p. 44 Schenkl):

Aemilia, in cunis Hilari nomen adepta,
Quod laeta et pueri comis ad effigiem
Reddebat verum non dissimulanter ephebum,
More virum medicis artibus experiens.
Feminei sexus odium tibi semper etc.

Die gefundenen Skulpturen (darunter ein Altärchen von Thon mit dem Bilde der Minerva Taf. VI 1) sind rohe Arbeiten. Die Abbildungen auf Taf. III—VII geben einen ungefähren Begriff davon. Eine kleine aus weissem Thon gebrannte Statuette (auf dem römischen Kirchhofe bei Mariamünster 1885 gefunden) ist bemerkenswerth wegen der an der Rückseite der Basis eingeritzten Inschrift

LUCIUS
FECITAD
CANTUN
ASNOUAS

Die Ortsbestimmung *ad cantunas novas* ist bereits bekannt (vgl. Jos. Klein, Bonner Jahrb. 79, 178). Was das fragmentirte Figürchen darstellen soll, ist unklar.

S. 85 ff. giebt der Verfasser eine Zusammenstellung der im Wormser Museum befindlichen Töpferstempel, der sich die Legionsstempel anschliessen. Es folgen schliesslich im 5. Abschnitt die übrigen römischen Alterthümer des Museums: Thongefässe, Schüsseln, Schalen, sonstige Geräthe, Schmuckgegenstände u. s. w. Eine Auswahl ist auf den beigegebenen Tafeln abgebildet.

Bonn. Max Ihm.

5. Hermann Neubourg, Die Oertlichkeit der Varusschlacht mit einem vollständigen Verzeichnisse der im Fürstenthum Lippe gefundenen römischen Münzen. Detmold 1887. 8°. 70 Seiten.

Die im Jahre 1885 erschienene Abhandlung von Theodor Mommsen 'Die Oertlichkeit der Varusschlacht' (Berlin 1885)[1]) hat, wie vorauszusehen war, manche Entgegnungen hervorgerufen. Nach der gewöhnlichen Annahme sucht man den Ort der Varianischen Katastrophe in dem Quellgebiet von Lippe und Ems, Mommsen dagegen verlegt ihn auf Grund der Barenauer Münzfunde weit nördlicher, in die Osnabrücker Gegend. Gegen diese Annahme wendet sich der Verfasser der oben genannten Schrift. Er will hauptsächlich durch genaue Interpretation der Stelle in den Annalen des Tacitus I 60[2]) den Nachweis liefern, dass Arminius den Varus im Lippeschen Walde besiegt hat und dass demgemäss das Hermannsdenkmal auf der Grotenburg bei Detmold am richtigen Platze steht. Bisher haben es unbefangene Forscher bezweifelt, dass es möglich sei, auf Grund der auf uns gekommenen litterärischen Nachrichten die Oertlichkeit der Varusschlacht genau zu fixiren. Ich glaube nicht, dass es dem Verfasser gelungen ist, diesen Zweifel zu beseitigen.

Im ersten Kapitel giebt sich der Verfasser die Mühe festzustellen, dass Tacitus sich den *Teutoburgiensis saltus* als Waldgebirge vorgestellt hat, was wohl kaum nöthig war, wenn auch Deppe *Teutoburgiensis saltus* = *Teutoburgiensis civitas* = *Theotmalli* (Bezirk-Detmold) erklärt hat[3]). Weiter erörtert er dann, wo dies Waldgebirge des Tacitus zu suchen sei, und gelangt zu dem oben angedeuteten Resultat. Mommsens Schluss (p. 3), dass die römische Armee auf der hauptsächlichen militärischen Verbindungslinie des Sommerlagers an der Weser mit dem Rhein, d. h. auf derjenigen Linie, die von Vetera nach Aliso und von da weiter an die Weser führte, nicht zu Grunde gegangen sein könne, scheint evident[4]). Nichts zwingt, die Taciteischen Worte *quantumque Amisiam et lupiam amnes inter vastatum* — Neubourg will das *que* besonders betont wissen — nur auf das Terrain zwischen den Quellen der Lippe und Ems zu beziehen. Was die Ortsangaben des Tacitus anlangt, so hat kürzlich Zangemeister mit Recht hervor-

1) Zuerst in den Berliner Sitzungsberichten von 1885 p. 63 ff. erschienen, dann in erweiterter Gestalt neugedruckt.

2) 'Ductum inde agmen ad ultimos Bructerorum quantumque Amisiam et Lupiam amnes inter vastatum haud procul Teutoburgiensi saltu, in quo reliquiae Vari legionumque insepultae dicebantur'.

3) In der Schrift 'Die Teutoburg' (Heidelberg 1884) p. 32.

4) Vgl. Dio 56, 19.

gehoben, wie ungenau und vieldeutig dieselben manchmal sind[1]). Neubourg glaubt nachweisen zu können (p. 14), dass die Worte *haud procul* bei Tacitus höchstens eine Entfernung von 3—4 Stunden, meistens aber eine viel geringere (oft nur wenige Fuss) bezeichne, was nicht richtig ist[2]). Das Argument, dass der Lippesche Wald, 'dessen Zierde das Hermannsdenkmal ist', genau dem von den alten Schriftstellern beschriebenen Schlachtterrain entspreche, hat nach Neubourgs eigenem Urtheil (p. 3) keine Beweiskraft. Denn was er für Mommsen nicht gelten lässt, das darf auch für ihn nicht gelten. Dass die dreitägige Varusschlacht in der Nähe der Weser (auf dem linken Ufer) begonnen habe, schliesst Neubourg (p. 25) aus einer Stelle des Velleius Paterculus II 105, die er liest *amnis mox nostra clade nobilis Visurgis*, eine Lesart, die nur auf Konjektur beruht. Diese und andere Argumentationen des Verfassers hat bereits Zangemeister am genannten Orte zur Genüge beleuchtet.

Im dritten Abschnitt giebt Neubourg eine Zusammenstellung von Ortsnamen, welche den Lippeschen Wald als den *Teutoburgiensis saltus* des Tacitus erweisen sollen. 'Auch ich bin weit entfernt', äussert er sich p. 29, 'aus Namen . . . . irgendwelchen Schluss für ein römisches Schlachtfeld oder gar die Lokalität der Varusniederlage ziehen zu wollen, ohne zuvor an der Hand zuverlässiger, glaubwürdiger Quellenschriftsteller die betreffende Oertlichkeit ermittelt zu haben. Ist aber letzteres einmal gelungen (vgl. p. 26—28), dann besitzen derartige signifikante Ortsnamen eine nicht geringe Beweiskraft'. Da nun aber 'letzteres' meines Erachtens nicht gelungen ist, so schliesse ich meinerseits, dass solche Ortsnamen nur eine geringe Beweiskraft besitzen. Es ist vorgekommen, dass erst auf Grund gelehrter Kombinationen Namen gewissen Oertlichkeiten beigelegt worden sind (vgl. Zangemeister a. a. O. p. 235 mit Anmerkung[1]).

Seite 38 ff. giebt der Verfasser eine Zusammenstellung der Funde von römischen Geräthen, Waffen und Münzen, welche im oder am Lippeschen Walde gemacht worden sind. Die Quellen sind hier hauptsächlich H. Hamelmann (1555—1568 Prediger in Lemgo), Piderit (17. Jahrhundert) und der Amtmann Casimir Wasserbach mit seiner Dissertation 'De statua illustri Harminii, liberatoris Germaniae, vulgo Hiermensul' (Lemgo 1698 2. Aufl.). Dass Münzfunde im Lippeschen gemacht worden sind, ist nicht in Abrede zu stellen; aber die Berichte sind keineswegs ausgiebig und klar. Es sind Fälschungen mit untergelaufen. Dass Neubourg für den unzweifelhaft sehr ehrenwerthen Amtmann Wasserbach eine Lanze bricht und ihn

1) In dem Aufsatz 'Zu der Frage der Oertlichkeit der Varusschlacht' (Westdeutsche Zeitschrift 1887 p. 245).

2) Zangemeister a. a. O. p. 246 Anmerkg. 33.

gegen Dr. Menadier[1]) in Schutz nimmt (p. 60 ff.), hilft nicht viel. Er hätte dem genannten Numismatiker doch etwas mehr Glauben schenken sollen. Denn eine 'numismatische Ungeheuerlichkeit' ist doch schlechterdings die von Wasserbach abgebildete 'Arminius- oder besser gesagt Heermannsmünze', welche das Bildniss eines Kriegers mit der Umschrift HARMINIVS CHERVSC· DVX aufweist. Nach p. 43 zu urtheilen, hält der Verfasser die Münze für antik.

Dass stellenweise die lokale Begeisterung die Feder des Verfassers beeinflusst hat, ist unverkennbar. Er scheint insgeheim zu besorgen, Mommsens Ansicht betreffs der Oertlichkeit der Schlacht könne zutreffend sein. Weshalb aber dann das Hermannsdenkmal 'von Rechts wegen' auf einen Hügel der Umgegend von Barenau übersiedeln müsste, sehe ich nicht recht ein. Ob Mommsen das richtige getroffen hat, steht dahin. Widerlegt worden sind seine Deduktionen bis jetzt nicht. Auf alle Fälle aber bleibt es dem Wanderer, von dem Neubourg p. 4 spricht, unbenommen, an der Ueberzeugung festzuhalten, 'dass er von der Galerie des Hermannsdenkmals in die Thäler und Waldschluchten herniederschaut, in denen einst die grosse deutsche Freiheitsschlacht tobte'.

Bonn. **Max Ihm.**

6. Feu Paul-Emile Giraud et Ulysse Chevalier, Le mystère des trois doms. Lyon, 1887.

Wie in Deutschland sind auch in Frankreich geistliche Festspiele, sog. „Mysterien", in welchen nach Art der bekannten Oberammergauer Spiele irgend ein Theil der Erlösungsgeschichte oder eine Legende dramatisch behandelt ist, die Vorläufer des Dramas. So sind sie nicht nur für die Literaturgeschichte, sondern auch für die Entwickelung des Theaters von grossem Interesse, und wir können es nur freudig begrüssen, dass in der Sammlung der „Documents inédits sur l'histoire du dauphiné" das mystère des trois doms Aufnahme gefunden hat, obgleich es in einer verhältnissmässig späten Zeit entstanden ist. Es war nämlich der 27. Mai des Jahres 1509, als es zu Romans, einer kleinen Stadt in der Dauphiné zum erstenmal aufgeführt wurde. Die „drei Herren", deren Geschichte es behandelt, sind die Heiligen Severinus, Exuperius und Felicianus, deren Leiber in der St. Bernardskirche zu Romans bestattet liegen. Es war eine Schuld des Dankes, welche man durch die Aufführung abstatten wollte. Im Jahre 1504 war nämlich während der Procession, die man zur Abwehr einer grossen Dürre veranstaltet hatte und in welcher die Reliquien dieser Heiligen umgetragen wurden, sofort ein ergiebiger Regen gefallen. Damals

1) Verhandlungen der Numismatischen Gesellschaft zu Berlin [illegible] p. [illegible]

hatte man feierlich gelobt, fünf Jahre später ein solches Mysterium aufzuführen. Um so mehr fand man sich dazu bewogen, als bei der drei Jahre später ausgebrochenen Pest, die Seuche, nachdem man eine Bruderschaft zu Ehren der genannten Heiligen und des h. Bernard gegründet hatte, sofort nachgelassen hatte. So wurde am Pfingsttage des Jahres 1509 und den beiden folgenden Tagen das Festspiel, dessen Text Canonikus Pre aus Grenoble fertiggestellt hatte, feierlich aufgeführt. Unter den Ulmen vor der Franziskuskirche war ein grosses Theater aufgeschlagen. Hundert Logen enthielt es und eine zweistöckige Bühne von 36 Schritt Breite und achtzehn Schritt Tiefe. Auf der oberen Bühne kamen die Scenen aus der Geisterwelt zur Aufführung und zwar befand sich ostwärts das Paradies, westwärts die Hölle. Bunte Bilder schmückten die Wände, welche am ersten Tage mit Grün, am zweiten mit bunten Blumen und am dritten mit Rosen bedeckt waren. Die Pracht der Costüme war eine ausserordentliche; aus Gold- und Silberbrokat, Sammt und Seide hergestellt und reich mit Edelsteinen besetzt, schätzte man ihren Werth auf mehr als 100,000 Thaler.

So verdienstlich die Publikation des Textes des Mysteriums auch ist, so hätten wir doch gewünscht, dass die Herausgeber dieselbe mit einem Vorwort begleitet hätten. Allerdings behauptet Boëthius, eine Vorrede sei ein unnützes Ding, allein wir hätten doch in einer solchen einige Mittheilungen über das Manuscript und über die Grundsätze, von denen der Verfasser bei der Herausgabe desselben sich leiten liess, mit Dank entgegen genommen. Das Verzeichniss der Spieler (etwa hundert an der Zahl) ist leider ausgelassen; ist es verloren gegangen oder hielt der Herausgeber es für unwichtig? Auch scheinen einige Marginalnoten in Wegfall gekommen zu sein. Was die Behandlung des Textes selbst betrifft, so würde es sich wohl empfohlen haben, falls man die einzelnen Scenen nicht durch hinzugefügte Ueberschriften trennen wollte, sie wenigstens durch Absätze kenntlich zu machen. Wenn wir schliesslich noch den Wunsch aussprechen, es möchte auch ein Titelblatt dem Werke vorgesetzt werden, glauben wir die Grenzen der Bescheidenheit damit nicht zu überschreiten.

Hauptmann.

7. Naue, Dr. Julius. Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee. Mit 1 Karte und 59 Tafeln Abbildungen, darunter 22 farbige Tafeln. F. Enke 1887.

Auf den Höhen, welche das rechte Ufer der Ammer von deren Ausfluss aus dem Staffelsee bis zu ihrem Eintritt in den Ammersee begleiten und eine malerisch schöne Rundsicht gewähren, liegen, umgeben von Hochäckern, die sich stundenlang ausdehnen, mehrere 100 Grabhügel, die vom Sommer 1883 an bis zum October 1886 aufgedeckt wurden. Naue hat

nicht nur die Grabungen selbst geleitet, sondern mit künstlerischem Verständniss die Gegenstände auch gezeichnet und bietet uns ein Culturbild aus der Vorzeit Oberbayerns in einer Vollständigkeit, wie es kaum von andern Gegenden Deutschlands vorhanden ist. Die Lage der Gräber und der Ansiedelungen auf der Hochfläche verrathen uns eine Zeit, in der die Thalebene noch sumpfig und unbewohnbar war. Das zwischen Ammer- und Wurmsee gelegene Land ist noch heute von weiten Moorflächen durchzogen, die von der Amper durchschnitten werden. Naue schätzt die Zeit, in der diese Gräber entstanden sind, auf 1000 Jahre. Diese Schätzung scheint zu hoch. Nehmen wir eine Bevölkerung von 1000 an und eine Sterblichkeit von 2 %, so sterben in 100 Jahren 200, in 1000 Jahren: 2000.

Naue theilt den Fundbericht der einzelnen Gräber mit, die er nach Perioden unterscheidet und beschreibt die Beigaben derselben: 1) die Waffen, es sind Schwerter, Dolche, Lanzen- und Pfeilspitzen, Schildbeschläge und Schildbuckeln, Messer; 2) Zier- und Schmuckgegenstände, als Zierplatten, Diademe, Nadeln, Halsringe, Toilettengegenstände, Fibeln, Arm-, Finger- und Fussringe, Gürtel, Ketten, Bernstein-, Glas-, Holz-, Knochenringe und Perlen, sowie Gewebe; 3) die Bronze- und Holzgefässe; 4) die Wagenreste nebst Pferdegeschirr; 5) die römischen Waffen, Schmuckgegenstände und Geräthe; 6) die vorgeschichtlichen Thongefässe der Bronzeperiode, der Uebergangszeit, der ältern und jüngern Hallstattperiode, der Periode mit reinem Eisen; 7) die römischen Thongefässe. Er schildert dann den Bau der Grabhügel und die Bestattungsarten. Merkwürdig bleibt die theilweise Leichenbestattung, auf die zuerst von Sacken aufmerksam machte, Naue fand sie in 16 Fällen. Ihr liegt wohl ein Aberglaube zu Grunde. Heger bezweifelt die Richtigkeit der Beobachtungen, vgl. Mitth. d. Anthrop. Gesellsch. Wien XVIII, 1, S. 56. Die Grabbeigaben werden nach Material und Technik, Styl und Ornamentik, einheimische Herstellung oder Import betrachtet. Zuletzt sucht er das Volk zu deuten nach seinen Sitten und Gebräuchen und macht auf die Bedeutung der Hochäcker, der Wege und Wohnstätten zwischen denselben aufmerksam. Nur zwei Schädel der Begrabenen sind gewonnen worden.

Funde aus der Steinzeit sind höchst sparsam. Nur bei Hugling, nahe dem Gebirge, kamen sie vor. Die Grabhügel der Bronzezeit unterscheiden sich von denen der folgenden Perioden darin, dass sie nicht mit Lehm aufgefüllt sind, sondern Steinbauten mit Steingewölben aufweisen. Die meisten Steinbauten sind vortrefflich gefugt. Ein Grabhügel zeigte drei Innengewölbe, die durch ein grosses Uebergewölbe bedeckt waren. Einmal war der Innenbau durch Sandsteinplatten hergestellt und die Deckplatte nach Art der Opfersteine mit schalenförmigen Vertiefungen versehen. Zu den Steinkreisen sind oft sehr grosse Blöcke verwendet. Bezeichnend für die ältere Bronzezeit sind kleine Pincetten, Nadeln mit flachem, rundem Kopfe, kleine Spiralen, herz-

förmige Schmuckstücke. Von Waffen wurde nur ein Dolch gefunden. Die Grabgefässe sind aus ungeschlämmtem Thone hergestellt, der mit Kiesel- und Kalkstückchen vermischt ist. Die Wände sind stark. Kleine Henkelvasen sind fein geformt. In der jüngeren Bronzezeit erscheinen als Ornament kleine fortlaufende Spiralen, durch Linien ausgefüllt, auch Dreiecke, die sogenannten Wolfszähne. Messerscheiden waren mit Goldblech beschlagen. Es erscheinen halbkreisförmige Kopfringe mit Oese und Haken, Nadeln mit Spiraldiskus, Zierscheiben mit Doppelkreuz, Armbänder mit ovalen Ornamenten und kunstreich verzierte Gürtelbleche mit vertieften Spiralreihen. Jetzt herrscht ausnahmslos Verbrennung. Die Grabgefässe sind schwarz mit schrägen Strichen oder Wolfszähnen verziert. In der Uebergangszeit zur Hallstattperiode treten massiv gegossene Fuss- und Fingerringe, Nadeln mit perlartig aufgereihten Knöpfen und Kleiderhafte aus Bronzeblech auf. Gänzlich fehlt die Fibel und das Eisen. Das Ornament der Thongefässe ist mit weisser Masse ausgefüllt.

In der älteren Hallstattperiode kommen auf 93 Grabhügel noch 11 Steinbauten und 8 Steinkränze, die übrigen 74 sind mit Lehm aufgefüllt. In 57 Grabhügeln waren nur Beigaben ohne Knochenreste niedergelegt. Die Bronze herrscht bei den Schmuckgeräthen vor, Schwerter, Dolche, Lanzenspitzen sind von Eisen. Die Fibel tritt auf und bleibt bis zum Ende der jüngeren Hallstattperiode. Die Formen sind die kahnförmige, die mit schmalem eingedrücktem Bügel, die Schlangenfibel und die halbmondförmige mit Klapperblechen. Neben den Bronzenadeln giebt es eiserne mit flachrundem Kopf, auch aus Bronzedraht angefertigte Halsringe und Armringe mit Querstreifen verziert, es erscheinen auch gegossene, darunter die hohlgegossenen Tonnenarmringe, mit breiten Rippen verziert. Arm-, Finger- und Fussringe werden nur von Frauen getragen. Es finden sich Ledergürtel mit Bronzeknöpfen, auch Bronzegürtelbleche mit kleinen Thierfiguren, ferner Bernsteinringe und Perlen, kurze gekrümmte Eisenmesser und lange Eisenschwerter mit Holzscheiden und napfartig vertieften Bronzenägeln am Griff. Kleine Bronzenadeln liegen in Männergräbern. Die Urnen sind birnförmig mit Roth und Schwarz bemalt, mit Zickzack, Raute und Dreieck verziert.

In der jüngern Hallstattperiode treffen auf 121 Grabhügel 16 Steinbauten und 12 Steinkränze, 93 sind mit Lehm aufgefüllt. Die Certosafibel, die Doppelpaukenfibel, die Armbrust- und Gesichtsfibel, sowie Eisennadeln treten auf. Die Tonnenarmwulste sind aus Bronzeblech getrieben, die Bronzegürtel geometrisch verziert. Lange und kurze Schwerter haben Eisennägel am Griffe. Die Scheiden sind von Holz mit Wollenstoff überzogen. Der aus Holz gefertigte, länglich viereckige Schild hat zwei zugespitzte Eisenbuckeln. Ein meisselartiger Eisenkelt ist vielleicht ein beim Bau des Grabhügels verlorenes Werkzeug. Bronzene Cisten und Situlen sind mit Rippen

verziert; eine ebenso verzierte Trinkschale ist von Holz. An den Wagenrädern sind Naben und Speichen mit Bronzeblech beschlagen. Am Ende dieser Periode ist der Boden des Grabes mit Eisenplatten bedeckt. Die ohne Drehscheibe gemachten Thongefässe haben eine aufgetragene fein geschlämmte Thonschicht, die beim Brennen zart ziegelroth wurde. Die Bemalung wird reicher und die Ornamentik erreicht ihren Höhepunkt. Rauten und Dreiecke, von Bändern unterbrochen, bilden die Grundlage, dazwischen sind kleinere Ornamente, concentrische Kreise, halbmondförmige Zeichen, Zickzacklinien, Perlschnüre eingestempelt, eine Reihe aneinander angelegter Kreisabschnitte, durch doppelte oder dreifache Linien hergestellt, umgeben guirlandenartig den Gefässbauch. Auf den Tafeln XLVII bis LV sind diese Gefässe in ihrer mannigfaltigen Farbenpracht dargestellt, die uns allein schon einen hoch entwickelten Kunstgeschmack verrathen.

In den Gräbern mit reinem Eisen herrscht nur Leichenbrand. Unter 43 Grabhügeln waren 26, die nur Beigaben, aber keine Reste des Leichenbrands enthielten. Es giebt Eisenplatten, auch hohle Eisenstäbe, die sich zu einer feinen Spitze verjüngen. Schwerter und Messer fehlen. Sehr selten ist die Bronze. Tischler möchte das Fehlen derselben auf die Armuth der damaligen Bewohner beziehen, Beilage zur allgem. Zeit. vom 18. u. 19. Febr. 1888. Die Grabgefässe entsprechen den ärmlichen Beigaben. Die Bevölkerung und der Wohlstand haben abgenommen.

In den römischen Nachbestattungen, Taf. XL bis XLII, die im Süden des untersuchten Gebietes fehlen, aber in nördlicher Richtung vorkommen, wo in der Nähe, so bei Fischen, Pähl und Monetshausen Römerstrassen festgestellt sind, findet sich nie ein vorgeschichtliches Gefäss oder Geräthe. Die Graburnen enthalten verbrannte Knochen. Die Thon- und Glasgefässe haben durch das Feuer gelitten, die Eisengeräthe sind blauschwarz.

Als auf hervorragende Fundstücke sei auf das Schwert von St. Andrée, Taf. X, 6 und XI, 2, auf die verzierte Tülle der eisernen Lanzenspitze XIV, 6, den Schild XIV, 1, die halbmondförmige Fibel mit 2 Vögeln auf dem Bügel und Klapperblechen XXIV, 2, auf die Tonnenarmwülste XXVII, 3, XXVIII, 1, auf den Bronzegürtel XXXI, 3, auf den Bernsteinschmuck XXXIV, 4 und vor allem auf die bemalten Thongefässe aufmerksam gemacht, die auch in Hügelgräbern von Mittelfranken, Würtemberg, Baden, im Elsass und der Schweiz vorkommen. Die wuchtigen Säbelmesser kommen am Ende der Hallstattperiode wie in Südbaiern so in Hallstatt und in Ungarn bis Frankreich vor und gehören nach Tischler der frühen la Tène-Periode an; für diese ist auch die Armbrustfibel mit Thierköpfen bezeichnend.

Die Funde gestatten den Schluss, dass in der älteren Hallstattperiode in Oberbaiern ein neues Volk auftritt von hoher Cultur, grosser technischer Geschicklichkeit und feinem Geschmack. Die Beigaben deuten auf den

Glauben an ein künftiges Leben. Es fehlt vieles was in Hallstatt vorhanden ist, die vielen Cisten, die Perlen, der Bernstein, das Gold, doch ist auch vieles mit Hallstatt gemeinsam. Die Hochäcker und die seltenen Waffen deuten wie die Gräber von Hallstatt und Watsch auf ein friedliches Volk, während in den Reihengräbern jeder Todte seine Waffen hat. Das Volk war von schlanker Gestalt und feinem Knochenbau, die Männer waren 1,70 bis 1,80 m hoch, die Frauen 1,55 bis 1,65. Die Hochäcker liegen meist in der Nähe der Gräber, die oft von ihnen eingeschlossen werden. Alle Wege gehen parallel mit den Hochackerbeeten. Der Verfasser will die letzteren mit Dahn für germanisch halten. Er sieht in viereckigen Anlagen, die von Wällen und Gräben umgeben sind, alte Wohnstätten. Aus der Häufigkeit der Gräber schliesst Naue, dass das Volk aus dem Süden in die Gegend einzog. Nur der eine Schädel aus der ältern Bronzezeit kommt in Betracht, sein Hirntheil ist geräumig, die Gesichtsbildung fein, im Bilde sieht er fast weiblich aus, doch wird er als männlich bezeichnet, er ist orthocephal, leptorrhin und leptoprosop, vgl. Ranke, Bericht der Trierer Versammlung 1883, S. 142. Der Berichterstatter glaubt, dass man das Volk, dessen Hinterlassenschaft in diesen Gräbern ruht, mit grosser Wahrscheinlichkeit als ein keltisches bezeichnen darf. Schon Virchow wollte den Schädel für einen illyrischen oder keltischen halten, vgl. Ethnol. Zeitschr. 1887, Heft V. Der Stamm wanderte von Süden ein, die späteren Bajuvaren erscheinen als germanische Eroberer. Auch im Correspondenzblatt der deutschen anthrop. Gesellschaft Febr. 1888, S. 15 wurden die von Naue veröffentlichten Funde keltischen Vindeliciern zugeschrieben. Von den Kelten sind uns in ihren alten Sitzen in Böhmen, Baiern und im südwestlichen Deutschland Münzen erhalten, deren eigenthümliches Gepräge den Einfluss kleinasiatisch-griechischer Cultur erkennen lässt. Auch werden die Kelten als ein kunstreiches Volk von den alten Schriftstellern gerühmt. Die bemalten Thongefässe, die einen so wesentlichen Bestandtheil dieser Grabfunde ausmachen, die auch in andern südlichen Wohnsitzen der Kelten gefunden werden, aber im nördlichen Deutschland, im Gebiete der germanischen Stämme gänzlich fehlen, enthalten in ihrem Ornamente geradezu die auffallendsten Uebereinstimmungen mit dem Gepräge der keltischen Münzen, der sogenannten Regenbogenschüsselchen. Naue schreibt diese Gefässe der jüngern Hallstattperiode zu. Auf Taf. XLIX, Fig. 2 sind dieselben Doppelkreise, die Kreise mit Sternen, die halbmondförmigen Sicheln, die Zickzacklinien dargestellt, die wir als Symbole auf jenen Münzen kennen. Naue sagt, dass concentrische Kreise mit Centralpunkt als ein allen vorgeschichtlichen Völkern gemeinsames Motiv zu betrachten seien, das auch auf phönikischen Gefässen sich finde. Der Kreis mit einem Punkt, der auf nordischen Bronzen ein so gewöhnliches Ornament ist, muss aber doch von den Doppelkreisen und den Kreisen mit einer Kugel in der Mitte, wie sie uns

hier vorliegen, unterschieden werden. Auch auf Taf. LII, Fig. 2a und b kommen die Doppelkreise vor. Auf Taf. L, Fig. 1 stehen Sterne in einem Kreis. Auf Taf. LIV, Fig. 4 kommen 6 Kugeln in einem Dreieck vor, die Anordnung von 8 Kugeln in dieser Weise ist auf den Münzen sehr häufig. Auch die Halbmonde fehlen hier nicht. Die in Reihen geordneten Sicheln auf Taf. XLIX, Fig. 3 und 5 sind wohl die rohe Darstellung eines mit Blättern besetzten Zweiges und kommen als Umkränzung auf den Münzen vor. Das auf den Münzen vorkommende lycische Triquetrum fehlt, aber die auf der Bronzefibel Taf. XL, Fig. 4 befindliche Suastica ist ein dem Triquetrum verwandtes Symbol. Schliemann fand beide zusammen auf trojanischen Alterthümern. Vgl. über die Regenbogenschüsselchen Streber, Abh. der philos. Kl. der K. Bair. Ak. der W. IX, 1860, S. 167 und 1863, S. 549. E. Wagner[1]) bildet eine ähnliche schön bemalte Vase, mit Doppelringen verziert, aus einem Hügelgrabe von Buchheim, Amt Freiburg, ab; auf einer kleinen Vase, Taf. III, Fig. 8, kommt der griechische Mäander vor. Er erinnert an die spätetruskische Schnabelkanne, die der Handel über die Alpen gebracht, die aber ebenso gewiss griechischen Ursprungs ist wie die lange als etruskisch bezeichneten, mit Figuren bemalten Gefässe, und an die griechische Schale aus dem Fürstengrab bei Ludwigsburg. Schon Wagner bringt mit solchen Funden die Regenbogenschüsselchen in Verbindung. Können nicht die Kelten die Vermittler aller dieser Gegenstände sein, in denen griechischer Kunstgeschmack uns entgegentritt? In Hallstadt sind farbig verzierte Thongefässe spärlich vertreten. In Baden reichen sie nach Wagner nicht weiter nördlich als bis zum Kaiserstuhl, vielleicht bis Rastatt. Naue theilte mir mit, dass auf dem Gebiete seiner Forschungen ihm niemals keltische Münzen vorgekommen seien. Das Fehlen derselben spricht aber durchaus nicht gegen den keltischen Ursprung der hier beschriebenen Hügelgräber. Dass dieselben überhaupt selten gefunden werden und meist in Massenfunden und dass sie fast nur in Gold und Elektrum geprägt sind, beweist, dass in jener Zeit eine solche Vertheilung der Münzen, wie sie später dem römischen Gelde zukam, noch gar nicht stattfand. Gagers, wo 1751 nahe an 1500 Regenbogenschüsselchen gefunden wurden, liegt nicht weit vom Lech und Augsburg näher als München. Irsching, wo 1858 über 1000 dieser Münzen sich fanden, liegt bei Vohburg, nahe Ingolstadt. Diese Funde fehlen indessen in der Gegend der Hügelgräber nicht ganz. Ohlenschlager giebt als Fundorte in seiner prähistorischen Karte Bayerns Diessen am Ammersee an und Polling südlich von demselben, nahe einer Niederung, die gewiss einst ein mit dem Ammersee zusammenhängendes Wasserbecken war. Schaaffhausen.

1) Hügelgräber und Urnenfriedhöfe in Baden. Karlsruhe 1885. Taf. VII.

III. Miscellen.

1. Altbabylonische Nekropolen. Erman berichtete beim Winckelmannsfeste der archäologischen Gesellschaft zu Berlin über die in den Jahren 1886/87 in dem südlichen Theil Babyloniens unternommene deutsche Expedition, zu der Herr L. Simon die Mittel bewilligt hat. Dieselbe untersuchte die Grabhügel der alten Babylonier. Die Eröffnung eines der grössten der dort vorhandenen Hügel ergab in unerwarteter Fülle Scherben, Asche, Asphaltbrocken und Thonschichten, welche die Thatsache feststellten, dass es bei den Babyloniern Leichenverbrennung gab. Diese geschah an bestimmten Verbrennungsstätten in der Weise, dass eine Stelle des künstlichen Hügels geebnet und mit einer Thonschicht bedeckt ward. Hierauf wurde die Leiche gelegt, die Beigaben darum gestellt und sie dann mit einer andern Thonschicht überdeckt, die sich wie der Deckel eines Sarges über die Leiche legte. Hierauf wurde die Feuerung, Asphalt und Schilf entzündet, die eine gewaltige Gluth erzeugt haben muss, da die bronzenen Beigaben meist zu formlosen Klumpen zusammen geschmolzen sind. Die Leiche ist in der Regel völlig in Asche verwandelt. Sie wurde wieder mit einer Thonschicht überdeckt. Indem sich so Leiche auf Leiche häufte, entstanden im Laufe der Zeit ansehnliche Hügel bis zu 15 Meter Höhe. Neben diesen gemeinsamen Verbrennungsplätzen gab es auch, vielleicht für die Vornehmen, eine Leichenverbrennung in besondern Häusern. In „el Hibba“ zieht sich nahezu 4 Kilom. lang eine Stadt mit engen Gassen hin, jedes Haus hat mehrere Zimmer und fast in jedem sind Leichen verbrannt und beigesetzt. In den Fussboden jeder Todtenkammer ist ein grosses thönernes Gefäss für Speisen eingelassen und ein aus Thonröhren bestehender Brunnen lieferte das Getränk. Als Beigaben der Todten fand man vereinzelt goldne Ohrringe, Siegelcylinder, Spielzeug aus Thon u. a. Diese Nekropolen gehören der ältesten Periode Babyloniens an. Eine in „el Hibba“ gefundene Bauinschrift zeigt noch die hieroglyphischen Formen, aus denen die Keilschrift sich entwickelt hat. Einen inschriftlichen Beleg für die Sitte der Leichenverbrennung bei den Babyloniern hat kürzlich Bertin in einer englischen assyriologischen Zeitschrift gegeben.

Berliner philol. Wochenschrift 1888, Nr. 3.

2. **Altscheid bei Bittburg.** Ich verdanke Herrn Assessor O. von Nell in Trier die briefliche Mittheilung, dass vor mehreren Jahren in Altscheid ein Münzfund gemacht wurde, der in mancher Beziehung an den von mir im Jahrb. 84, S. 120 beschriebenen erinnert. Im Herbste 1886 wurden Herrn v. Nell aus diesem Funde etwa 100 Stück (worunter 2 Goldstücke) zum Kaufe angeboten; ob der Fund grösser gewesen, vermag der Herr nicht anzugeben, glaubt aber dafür eintreten zu können, dass die ihm vorgelegten Münzen ausser den unten angeführten Stücken nur Varianten mit kleinen Verschiedenheiten enthielten.

Cleve.

Johann I. 1448—1481. Der breite Groschen von 1479 (Isenberger Münzfund Nr. 90).

Kur-Mainz.

Theoderich von Erbach 1443—1459. Goldgulden für Höchst.

Brabant.

Philipp der Gute 1430—1467. Den Duyts 83; dort als: Plaque oder Vierländer bezeichnet.

Karl der Kühne. Patard v. 1475, als Beizeichen Hand.

Maria. Patard von 1479; Beizeichen Hand. Pesch 14. b.

Flandern.

Karl der Kühne; double Sol, Pesch 16.

Von demselben doppelter Patard von 1474.

Maria; doppelter Patard von 1480.

Geldern.

Arnold von Egmond; Groot für Arnheim. Isenb. 94.

Bisthum Lüttich.

Ludwig von Bourbon; doppelter Patard von 1478. Ren. 15.

Von demselben, Patard von 1479. Ren. 10.

Bisthum Utrecht.

David von Burgund. Tournosgroschen von 1478. Pesch 23.

Basel.

Goldgulden mit der Madonna und FRIDRICVS · ROMANO IMPR' ✠.

Savoyen.

Amadeus VIII. 1391—1439. Bianco. V. S.) Wappen im Dreipass. R. S.) Kreuz im Vierpass. Die Umschrift zeigt den Titel DVX, ist also nach 1416 geschlagen.

Ludwig. 1439—65. Isenb. 117.

Der besprochene Fund scheint etwas früher als der von Pesch vergraben worden zu sein. Interessant ist es, dass auch hier wieder die niederländischen Münzen den Hauptstock ausmachen, dass die rheinischen Münzen nur in geringer Zahl vorkommen und dass auch bei dieser Gelegenheit Nord-Italien wieder einige Stücke geliefert hatte. F. van Vleuten.

3. **Inschriften vom Grossen St. Bernhard.** Die geringe Zahl der den *Dominae* geweihten Inschriften (Bonner Jahrb. 83, p. 98) ist kürzlich um eine vermehrt worden. Ich theile dieselbe hier nach der Publikation von Prof. Barnabei in Rom[1]) mit:

MCALPVRNVS *sic*
VETERANVS
DOMINAPVS *sic*
V · S · L · M ·

Die Inschrift steht auf einem Broncetäfelchen (Grösse 0,10×0,07 m). Der Fundort ist der Grosse St. Bernhard (*Alpis Poenina*), wo der *Iuppiter Poeninus* einen Tempel hatte[2]). Gleichzeitig wurden noch fünf andere Votivtäfelchen aus Bronce gefunden. Eines davon ist unbeschrieben, drei enthalten die Dedikation *Poenino*, auf dem fünften ist der Name der Gottheit nicht erhalten. Sie bieten sonst nichts Bemerkenswerthes, ebensowenig wie ein ebendort gefundenes Bruchstück einer Marmortafel mit dem Inschriftrest:

ONI
SIGN
LASSVS

Barnabei vermuthet in der ersten Zeile *Iunoni*.

Wie schon aus dem Titel der Publikation Prof. Barnabei's hervorgeht, identificirt er die *Dominae* mit den Matronen. Ich hatte mich seiner Zeit (Bonner Jahrb. 83, 98) unentschieden ausgesprochen und kann mich auch jetzt noch nicht mit Sicherheit für die Identität der beiden Bezeichnungen erklären, wenn ich sie auch für wahrscheinlich halte. Ebenso muss zugegeben werden, dass die Lesart der Inschrift von Aquileja Corp. inscr. lat. V 774 *Dominab(us)* durchaus probabel ist; aber ganz sicher ist sie nicht. Barnabei irrt, wenn er meint, ich hätte mich für die Unsicherheit der Lesung desshalb ausgesprochen, weil die Dativform *Dom(i)nabus* inschriftlich noch nicht bezeugt sei, und mit der neuen Inschrift vom St. Bernhard würde mein Bedenken fallen. Ich habe mich lediglich an die Ueberlieferung gehalten, welche nicht DOMNAB, sondern DOMNA · B, bezw. DOMNAE · B ist. Vor Mommsen vermuthete man hierin eine Dedikation an die *Bona Dea* (vgl. Orelli 3643); Henzen hat die Inschrift sogar für

1) 'Di alcune laminette votive spettanti al culto di Giove Penino e delle Matrone scoperte sul Gran San Bernardo' in den Rendiconti della R. Accademia dei Lincei 1887 (Sitzung vom 18. December), p. 363 ff.

2) Vgl. Deycks, Bonner Jahrb. 11, 18 ff. Corp. inscr. latin. V 6865 ff. etc.

eine Fälschung erklärt (im Nachtrag zu Orelli). An der Dativform *-abus*, welche doch die natürliche ist, würde ich nie gezweifelt haben. Desgleichen verhalte ich mich noch immer skeptisch der anderen Inschrift von Aquileja CIL V 8246 gegenüber, von welcher die erste Zeile (der Stein oben abgebrochen?) lautet DOM · TR. Weder die Auflösung *Dom(inabus)*, *Tr(iviis)* noch *Dom(inabus) tr(ibus)* kann als vollkommen sicher gelten. Die letztere, auch von Barnabei vorgezogene [1]), ist an sich vielleicht wahrscheinlicher als die erstere, gegen welche sich auch H. Jordan erklärt hat [2]). In dem DOM könnte z. B. auch *Dom(esticis)* stecken.

Bonn. Max Ihm.

4. Bonn. Münsterkirche. In einem Sammelbande der Hallischen Bibliothek ist von M. Perlbach eine für die rheinische Geschichte interessante Handschrift entdeckt und in dem Neuen Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde XIII. S. 147—170 publicirt worden. Es sind 9 Blätter, auf welche der 1579 gestorbene Kölner Archäologe Johannes Helmann Exzerpte aus einem „liber antiquissimus fundationum, diplomatum ac privilegiorum capituli Bonnensis", d. h. der Cassiuskirche, aufzeichnete. Der betreffende Codex enthielt 38 Blätter, auf denen sich einige 30 Traditionen an die Münsterkirche meist aus dem 9. Jahrh. verzeichnet fanden. Leider geben die Auszüge nur wenige Nummern vollständig, meist enthalten sie nur die Datirungsformel, Orts- und Personennamen. Letztere haben die alte Form bewahrt, erstere tragen jüngeres Gepräge, etwa des Anfanges des 12. Jahrhunderts. Damals ward nach Perlbach's sehr ansprechender Annahme das jetzt verlorene Original zusammengestellt, vielleicht um der Bestätigungsurkunde des Papstes Innocenz II für das Cassiusstift (1131) zur Grundlage zu dienen. Der Gedanke an eine Fälschung erscheint nach Maassgabe der Form der Traditionen, der Art der Datirung u. s. f. ausgeschlossen. Am Schluss der Exzerpte findet sich ein Index der in den Originalien vorkommenden Ortsnamen, deren es mehr sind als in den Auszügen; und dann die Copien von 5 Inschriften aus der Bonner Münsterkirche und der Grabinschrift des Grafen Megingoz, des Gründers des Klosters Vilich (980). Die bei Gelegenheit der Aufführung der erstern erscheinende Notiz Fridericus de Sarwerden 1370 gewinnt dadurch ein aktuelles Interesse, dass die kürzlich bei Ablösung der Tünche im Chor des Münsters zu Tage getretene farbige Bemalung der untern Säulentheile und des Abschlussbogens vor der Concha neben dem Wappen des Erzstifts das Familienwappen Friedrich von Sarwerden's zeigten.

1) Er verweist auf die britannische Mütterinschrift CIL VII 510 *Matribus tribus campestribus*. Im Index zum V. Band des Corpus sind beide Auflösungen vermerkt.

2) Preller, Röm. Myth. 3. Aufl. I p. 322.

Trotz der Kürze der Auszüge sind ihre Angaben für die Lokalgeschichte, speciell der Bonner Umgebung von grossem Interesse. Einmal ergeben sie für die Besitzthümer des Cassiusstiftes bei der Münsterkirche und deren allmähliche Vergrösserung zahlreiche Notizen, dann aber enthalten sie für mehrere Orte die ältesten urkundlichen Nennungen, welche besonders dadurch, dass der Exzerpent den einzelnen Urkunden sorgsam die Datirungen beigefügt hat, von Wichtigkeit sind. So erscheint Godesberg in einer Urkunde von 658, Friesdorf (Fritigiso villa) 795; Mondorf 795; Mehlem (Mielenheim) 804; Rüngsdorf (Rinnigiso villa) 804; Plittersdorf (Bliterestorp) 875 u. s. f. Ein Beispiel wird am Besten zeigen, in wie trefflicher Weise die durch Perlbach erschlossene Urkunde unsere Kenntniss ergänzt, und andererseits deren Inhalt durch anderweitige Dokumente bestätigt wird. Die Traditio nr. 18 berichtet, dass der Basilica, quae est constructa in villa Basilica zwischen 800 und 814 geschenkt worden sei in Guodanesmonte curtis I ex una parte terra imperatoris domni Karoli ex alia strata publica. Aus der Bestätigungsurkunde Innocenz II war bekannt, dass die Münsterkirche in Godesberg einen Hof besass, den sog. Kapellenhof, der bis zur Säkularisation im Besitz der Kirche geblieben ist und dessen letzten Ueberrest die interessante, freilich jetzt völlig verwahrloste ehemalige Markuskapelle im Orte bildet. Das Jahr der Inbesitznahme dieses Hofes wird erst durch diese Traditio bekannt. Die terra des Kaisers Karl ist der Fronhof Wuodenesberg, der von König Karl, wie aus einer Bestätigungsurkunde König Otto I von 947 (Lacomblet I nr. 97) hervorgeht, der Abtei Essen verliehen wurde, in deren Besitz er bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts verblieb. Derselbe lag in der Nähe des jetzigen Marktes; zwischen ihm und der strata publica befand sich in der That der Kapellenhof. Aehnliche Erwägungen lassen sich an zahlreiche andere Angaben des Textes knüpfen, dessen eingehende Behandlung für die Lokalgeschichte gewiss reiche Früchte tragen würde.

A. Wiedemann.

5. Bubastis. Ausgrabung des grossen Tempels. Der Egypt Exploration Fund, dieselbe englische Gesellschaft, welcher die klassische Alterthumswissenschaft die Entdeckung und Untersuchung der Ruinen von Naucratis und Daphnae zu verdanken hat, hat jetzt die Erforschung einer dritten durch die klassischen Autoren wohl bekannten Stadt in Angriff genommen. Seit dem vorigen Frühjahre werden in ihrem Auftrage unter der Leitung von Naville, Griffith und Graf d'Hulst die Trümmer des grossen, von Herodot II, 138 beschriebenen Tempels zu Bubastis ausgegraben. Mehrfach hatte man in der Nähe des ihm entsprechenden Tell Basta in den letzten Jahren interessante Funde gemacht, das Atelier eines Amulettfabrikanten mit zahllosen Thonformen für verschiedenartige Figür-

chen, ein grosser Katzenfriedhof mit tausenden von Mumien und Bronzestatuen von Katzen (vgl. Her. II, 67), mehrere wichtige Stelen waren entdeckt worden; auf eine eingehendere Aufdeckung hatte man sich aber, nachdem Mariettes Grabungen hier fast resultatlos verlaufen waren, nicht eingelassen. Durch einen Zufall ward im April 1887 Naville hierher geführt und ihm gelang es, die Stätte des grossen Tempels zu finden. Freilich befand sich dieser in einem traurigen Zustande; ähnlich wie in den Ruinen von Tanis lag kaum ein Block mehr auf dem andern; Erdbeben und fanatische Zerstörungswuth haben hier schrecklich gehaust, aber die einzelnen Blöcke waren gut erhalten und aus ihrer Lagerungstelle und ihren Inschriften ergab sich noch ein klares Bild des Baues. Derselbe war ähnlich angelegt wie der grösste Theil der ägyptischen Tempel, er bestand aus einem System von aufeinander folgenden Hallen, welche zu einem Sanctuarium führten. Solcher Hallen wurden nach den vorliegenden Berichten ausser einer eine Art Vorhalle bildenden Colonnade vielleicht aus der Zeit Nectanebus I bisher drei entdeckt, welche von Ramses II, Osorkon I und II herrühren, während das Sanctuarium, wie in zahlreichen andern Anlagen von Nectanebus I errichtet oder richtiger erneuert ward. Der interessanteste Theil ist die dritte Halle, eine grosse Festhalle, deren Reliefs merkwürdige Prozessionen von Priestern und Göttern zeigen, die sich dem in einem Naos sitzenden, meist von der katzenköpfigen Göttin Bast begleiteten König Osorkon II nähern. An einzelnen Stellen führen die Priester eigenthümliche Tänze auf, die an die Schilderung Herodots II 60 erinnern. Orientirt war der Bau, der etwa 7—800 Fuss lang gewesen zu sein scheint, von Ost nach West.

Zahlreiche Inschriften wurden im Laufe der Arbeiten gefunden, besonders gross war die Zahl der dabei auftretenden Statuen, welche zum Theil in den Tempelhallen aufgestellt gewesen waren, zum Theil von den Erbauern einzelner Räume als Baumaterial verwendet worden sind. Der älteste Königsname war der Pepi I, des grossen Monarchen der 6. Dyn., welcher in mehreren Tempeln Ober- und Unter-Aegyptens als Bauherr erscheint, dann folgte als Errichter interessanter monolither Säulen Usertesen III aus der 12. Dyn., daran schlossen sich zwei Statuen, welche Könige der Hyksos, jenes räthselhaften asiatischen Volkes, welches um 2000 v. Chr. Aegypten eroberte und während mehrerer Jahrhunderte beherrschte, darstellten. Es sind dies die ersten Königsstatuen dieser Periode, die gefunden werden, die eine scheint Apepi, den König, unter den die Tradition den Aufenthalt Josephs in Aegypten setzt, vorzuführen, die andere nennt einen bisher unbekannten Monarchen Ra-ian (Jannas?). Ebenso wie sonst im Delta fehlen nun die ersten Herrscher der 18. Dyn., wie besonders Tutmes III, dessen Cartouche in oberägyptischen Bauten unvermeidlich ist, dagegen finden sich Statuen aus der Zeit Amenophis III, des Königs, den die Mem-

nonskolosse in Theben darstellen, und ein Bruchstück aus der Zeit des Chu-en-aten, jenes merkwürdigen Fanatikers, der versuchte in Aegypten eine henotheistische Religionsform, die Verehrung der Sonnenscheibe, einzuführen. Dass später Ramses II, die Könige der Bubastidischen Dynastie (Osorkon I und II) und Nectanebus I am Tempel thätig waren, wurde schon erwähnt. Aus der Zwischenzeit ist noch der Name Ramses VI (?) und des Apries zu nennen. Der letzten Epoche der ägyptischen Selbständigkeit gehört ein Block aus schwarzem Granit an, der zwei Inschriften zu Ehren des Ptolemaeus V und der Königin Cleopatra I trägt, die Apollonius, der Sohn des Theon, einer der königlichen Freunde weihte.

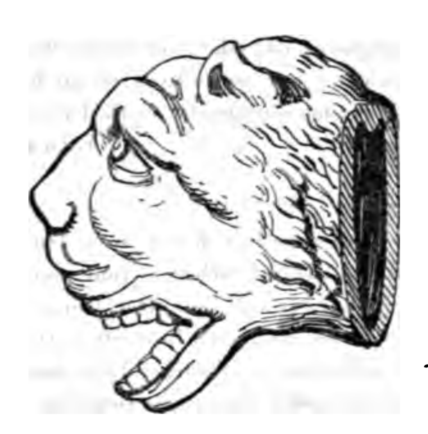
Noch sind die Ausgrabungen nicht beendet, ihre Resultate haben aber bereits gezeigt, dass sich der Tempel von Bubastis an Grossartigkeit mit den Anlagen zu Theben und Tanis messen konnte; seine Entdeckung und Erforschung gehört zu den hervorragendsten Leistungen moderner Forscherthätigkeit. A. Wiedemann.

6. Einige Statuetten von Thier-Gestalten in Bronze aus der Sammlung von Ed. Herstatt in Köln. Bei Gelegenheit der Stadterweiterung Kölns erhielt ich aus einer Ausschachtung an der Luxemburgerstrasse, ehemals Römerstrasse, die Bronze-Statuette eines Elephanten. Dieselbe misst in der Höhe 5 cm, in der Länge 9 cm. Die Statuette ist sehr gut erhalten und von äusserst charakteristischer Ausführung. Dem Leibwuchs nach zu urtheilen ist es ein afrikanischer Elephant und nach den verhältnissmässig grossen Ohren scheint er ein männlicher Elephant zu sein. Die Hauer sind ziemlich lang — der Rüssel etwas gebogen und gerippt — der Schwanz dünn und ziemlich kurz. Das Gewebe der Haut ist trotz der Patina deutlich sichtbar. Auf dem Rücken des Elephant befindet sich eine runde Oeffnung von 10 mm Durchmesser. Der ganze Leib ist hohl — es erscheint demnach, dass derselbe auf dem Rücken ein Zierstück getragen oder als Lichthalter oder Lampe gedient hat. Zu diesem Zwecke wurde in die Oeffnung eine Tülle für den Docht eingesteckt, wie es bei den römischen Militärlampen, welche das Provinzialmuseum seiner Zeit von mir erhielt, zu sehen ist. Der hohle Körper könnte zur Aufnahme des Oels gedient haben.

Ferner erhielt ich aus einem Funde vor dem Hahnenthor die Bronze-Statuette eines Widder. Derselbe hat eine Höhe von 5 cm und eine Länge von 7 cm. Die Statuette ist gut erhalten. Der Widder steht mit hochaufgerichtetem Kopfe und hat einen bis zur Erde reichenden breiten Schwanz. Der Körper ist mit feinen Strichen, wohl die Wolle bezeichnend, verziert. Dann befinden sich auf dem ganzen Körper, namentlich um den Hals, grosse stark erhöhte gerippte Tupfen — ob dieselben ebenfalls Flocken von Wolle vorstellen sollen, ist mir nicht recht erklärlich. Der Widder hatte

in römischer Zeit viele Bedeutung — kommt als Cohortenzeichen vor. Dieser ist aber dafür zu klein und dürfte wohl nur zu den öfters vorkommenden Thiergestalten zu zählen sein.

Aus einem andern Funde erhielt ich einen sehr edel geformten Thierkopf in Bronze mit der seltenen schwarzbraunen Patina überzogen. Er



hat eine Höhe von 4 cm und eine Breite von ebenfalls 4 cm. Der Kopf ist hohl — aus dem geöffneten Rachen ging eine kleine Röhre heraus. Solche zierliche feine Löwen- und Tiegerköpfe waren bei den Römern in ihren Bäder- und Zimmerfontainen angebracht um wohlriechende Essenzen auszugiessen. Von diesem schönen Kopfe lege ich eine flüchtige Zeichnung bei. Aus Billig, dem bedeutenden römischen Stationsort Belgica, erhielt ich die Bronze-Statuette eines Hundes. Dieselbe ist 4 cm hoch und 8 cm lang — sie wurde in einer Urne mit verbrannten Gebeinen und Resten von Eberzähnen gefunden. Der Hund ist insofern von Interesse, als er einen jener grossen assyrischen Hunde darstellt, welcher sich die Römer auf der Jagd bedienten. Diese Art von Hunden befinden sich meistens auf den Barbotin-Urnen mit Jagdscenen. Zwei dieser assyrischen Hunde, Hasen verfolgend, sind auch auf meiner grün glasirten Henkelvase deutlich ausgeprägt. Der Hund ist in laufender, verfolgender Stellung mit langer Ruthe dargestellt, hat einen langen spitzen Kopf, ähnlich wie unsere grossen Windspiele, und trägt ein breites stacheliges Halsband.

Ferner kam ich in Besitz eines Bronzebildes, eine sitzende, hoch aufgerichtete Katze darstellend. Die Statuette ist 11 cm hoch und mit hellgrüner Patina überzogen. Die Katze ist sehr gut erhalten, so dass die Haare über den ganzen Körper scharf zu sehen sind und ist so vortrefflich modellirt, dass sie als ein Kunstwerk von Bedeutung angesehen werden kann.

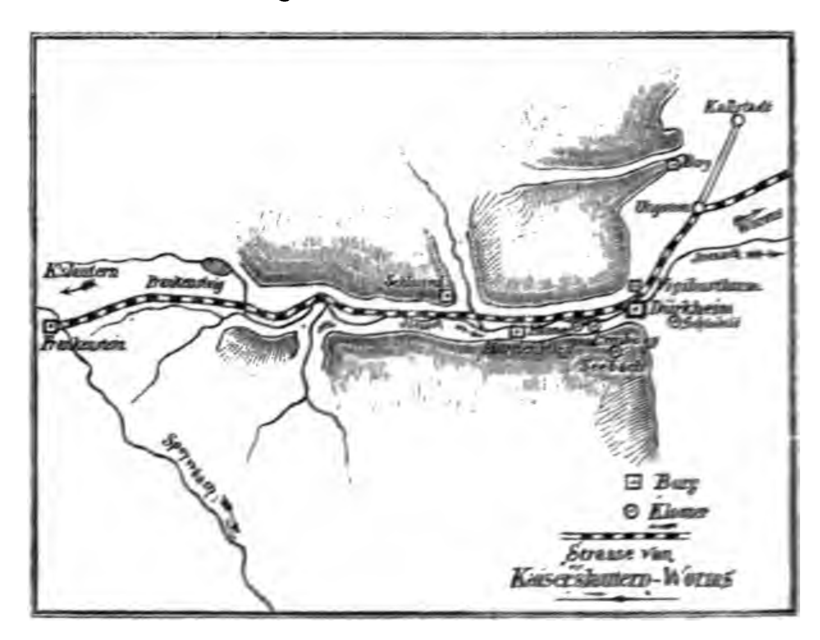
Im vorigen Jahre erwarb ich auf meiner Badereise am Mittelrhein eine kurz vorher in Heddernheim ausgegrabene hohe Lampe von Terra

Sigillata. Dieselbe bildet einen grossen Affenkopf, ist 10 cm hoch und zwischen den Ohren 9 cm breit. Der Unterkiefer des Mundes ist hervorstehend und bildet die Brennöffnung für den Docht. Oben auf dem Kopfe ist die Eingussöffnung für das Oel. Der Kopf ist hohl und in den Augen und Ohren sind die Luftöffnungen. Ueber der Stirne auf dem Kopfe befindet sich von einem Ohr zum andern eine reich verzierte breite Schleife. Ob der Affe der Cynocephalus ist, oder eine andere Bedeutung haben soll, vermag ich nicht zu deuten. Der ganze Kopf ist so bezeichnend und reich ausgeprägt, dass er als ein hervorragendes Werk der römischen Töpferarbeit bezeichnet werden kann. Eduard Herstatt.

7. Eine untergegangene Burg bei Dürkheim und die Klosterburgen der Abtei Limburg (mit zwei Zeichnungen). An derselben Burgstelle, 3 km nördlich von Dürkheim, wo Beginn vorigen Jahres eine Spitzsäule mit der römischen Inschrift I. O. M. und zwei mittelalterliche Steinkugeln aufgefunden wurden, stiess man im Dezember v. J. auf zwei im Bogen nebeneinander gesprengte Gewölbe, aus glatt behauenen Quadersteinen zusammengesetzt. Innerhalb derselben fanden sich Reste stark gerieften Geschirres, welche sowohl zu Bechern, wie zu grösseren und weiteren Häfen gehörten. An Eisensachen fand man zwei Stücke: 1) eine wohl 40 cm lange, mit Doppelspitzen versehene Reithaue, welche leider dem nahen Schmiedefeuer zum Opfer fiel, 2) einen Steigbügel alterthümlicher Form mit zwei geraden und ungleichen Seitenästen. Unterhalb der Trittplatte ragen mehrere Dollen hervor. Ferner stiess man hier auf zahlreiche Knochen, auch ein Stück eines menschlichen Kinnbackens, auf Hirschgeweihstücke etc. Stark verbrannte Hausteine beweisen, dass diese Burg wohl in derselben Zeit, wie das nach Westen gelegene Schlosseck — im 14. oder 15. Jahrhundert — durch Brand zu Grunde ging. — Bei dieser Gelegenheit geben wir auch die Inschrift eines zu Füssen der Karlstadter Burg gefundenen Bronzesiegels von 2 cm Durchmesser. Dasselbe hat als Umschrift: „Elisabet de Hohinekin", Elisabeth von Hoheneck (Burg bei Kaiserslautern). Das Wappen zeigt die fünf Schindeln von Hoheneck und eine Leiter. Nach J. G. Lehmann: „Burgen und Bergschlösser der Pfalz", V. B. S. 58, war zu Beginn des 14. Jahrhunderts ein Johannes von Hoheneck mit Elisabeth, einer geborenen Zolner von Leiningen, verheirathet. Einen Ehevertrag mit dieser bestätigte Kaiser Ludwig anno 1323. Aus topographischen und diplomatischen Gründen ist nun obiges Wappen dieser Elisabeth von Hohenecken zuzuschreiben, deren

Vater Zolner (= Zöllner?) wahrscheinlich auf der obigen Burgstätte nördlich von Dürkheim als Lehensmann der Grafen von Leiningen seinen Sitz hatte, bis die Burg bei einer Fehde den Flammen zum Opfer fiel und zerstört wurde.

Welchen **Zweck** aber hatte diese verschollene Burg, von der vor mehreren Jahren nur noch eine etwa 12 m lange Mauer, von einem Bergfrid herrührend und jetzt nur noch ein Graben übrig ist, welcher das nordöstliche Plateau vom südwestlichen trennt? Nach ihrer Lage am Eingange des **Kallstädter Thälchens** offenbar den, den Zugang zur Limburg und Hardenburg von der Nordostseite her zu decken. — Denselben Zweck, die Abtei Limburg zu schützen, hatte auch nachgewiesener Weise die älteste Warte auf der Burg



Frankenstein im Westen des Isenachthales (vgl. J. G. Lehmann a. a. O. II. B. S. 395—396, Näher: „Die Burgen der rheinischen Pfalz" S. 19). Nach Nordwesten zu deckte den Uebergang zum Leiningerthal die Burg **Schlosseck**, die nach den Adlern auf den Kämpferplatten gleichfalls den **Leiningern**, als Hütern der Abtei Limburg, zuzuschreiben sein wird (vgl. Näher a. a. O. Taf. 7 und Text S. 24; zugleich berichtigen wir Ende des Artikels „Schlosseck" einen Druckfehler: „Erbaut wurde Schlosseck von den **Klostervögten**, den Grafen von Leiningen"). — Auch nach **Osten** zu war **Limburg** geschützt. In denselben Zeiten des Zwischenreiches — sagt J. G. Lehmann: „Das Dürkheimer Thal" S. 5 — legten die Grafen von Leiningen zum Schutze der Abtei **Limburg**

und der Bewohner Dürkheims eine sichere Veste daselbst an, was in den Jahren 1260—1270 geschah. Schon 1292 kommt ein Burgmann daselbst vor. Von diesen Burgmännern, den „Eckbrechten von Dürckheim", stammt das bekannte Elsässer Adelsgeschlecht Dürkheim-Montmartin her. — So war die werthvolle und mächtige Abtei Limburg auf allen Seiten von Burgen umgeben, im Westen, Osten, Nordwesten und Nordosten, und überall waren wohl Burgmänner die Vögte Limburgs, die Grafen von Leiningen, welche seit 1206 das erbliche Amt der Schirmvogtei auszuüben hatten; vgl. J. B. Lehmann: „Das Dürkheimer Thal" S. 176 und Monasticon palatinum, Tom. I, p. 104. — Die Abtei Limburg war demnach ganz ähnlich an den wichtigen Thalpässen von Burgen geschützt wie Kloster Weissenburg von Berwartstein, Lindelbrunn, Gutenberg, wie Kloster Klingenmünster von Landeck, Drachenfels, Meistereele, Madenburg (vgl. Krieg von Hochfelden: „Geschichte der Militär-Architectur im früheren Mittelalter", S. 260 Anm. 1). Alle diese ursprünglichen Klosterburgen gelangten nach und nach schon früh in den Besitz ihrer Schirmvogte, und so wird es gerade so mit den Burgen Schlosseck und der Kallstadter Burg gegangen sein, wie es nachweislich mit Burg Frankenstein und Dürkheim geschah.

Auch auf die Zerstörung dieser zwei unbekannten Burgen dürfte aus der Geschichte ein Licht fallen. Vor der Erstürmung der Hauptveste Dürkheim im August 1471 durch Friedrich, den Siegreichen, werden wohl die umliegenden Burgen, welche leichter zu erstürmen waren, den Pfälzer Reisigen zum Opfer gefallen sein. Auch Schlosseck und die Kallstadter Burg mögen als wichtigere Vorwerke von Hardenburg und Dürkheim damals im Juli 1471 erstürmt, verbrannt und geschleift worden sein (über den Veldenzer Krieg vgl. Kremer: „Geschichte des Kurfürten Friedrich von der Pfalz", 1. B. S. 488 ff.). Für einen starken Brand sprechen auf Schlosseck und der Burg auf der Kallstatter Haide „die archäologischen" Befunde. Auch das späteste Geschirr etc., das man daselbst ausgrub, mag in diese Zeit, Ende des 15. Jahrh., fallen.

Das Resultat des damaligen Krieges (Sommer 1471) zwischen Kurpfalz und Leiningen war die Schleifung der Veste Dürkheim und der Uebergang der Schirmvogtei über Kloster Limburg vom Hause Leiningen auf das Haus Kurpfalz. Der Untergang der Abtei 1504 war die Quittung darüber, welche Graf Emich VIII. dem siegreichen Kurfürsten ausgestellt hat.

Bei einer solch wesentlich veränderten strategischen Sachlage hatte die Behauptung resp. Wiederherstellung der geschleiften zwei Burgen Schlosseck und des Kallstadter Burgstalles, welche ja nur Limburg hatten schützen sollen, für die Leiningen-Hardenburger Grafen keinen Werth mehr.

Man liess die zwei Burgruinen im Schutte liegen.

Dagegen verstärkte jetzt Graf Emich VIII. von Leiningen-Hardenburg die Veste Hardenburg, sein Hauptkastrum, mit starken Vertheidigungswerken in den Jahren 1504—1510, wie dies die Schlusssteine in der Ruine Hardenburg vielfach bezeugen. Diese Burg in ihrem jetzigen Umfange ward ein solches Bollwerk, dass sie des Grafen Emich VIII. kluge Gemahlin, Agnes von Eppstein, erfolgreich anno 1512 gegen den Kurfürsten Ludwig V. von der Pfalz vertheidigen konnte (vgl. J. G. Lehmann: „Burgen und Bergschlösser der bayerischen Pfalz", III. Bd. S. 196, 206—207).

So ist aus bekannten Andeutungen der Baugeschichte auf die unbekannten Thatsachen zu schliessen, über welche bezüglich der historischen Bedeutung der zwei Burgen Schlosseck und der Burgruine „auf der Kallstädter Haide" bisher der Schleier der Verborgenheit gezogen war. Der Verbindung aber zwischen vergleichender Archäologie und diplomatischer Geschichte eröffnet sich auf diesem und ähnlich gelagertem Gebiete ein dankbares Feld der Forschung. Dr. C. Mehlis.

8. Zur älteren Geschichte der Düsseldorfer Gemarkung. Die Ebene zwischen den tertiären Meeresdünen des Grafenberges und dem rechten Rheinufer, auf welcher Düsseldorf erbaut ist, hat zwar keine Steindenkmale und andere vorgermanische Culturhinterlassenschaften aufzuweisen; diese sind bisher nur auf den Höhen östlich von Düsseldorf beobachtet worden, die in weit entlegener Vorzeit das östliche Ufer des, mit geringen Unterbrechungen von hier bis zum Liedberg fluthenden Rheinstromes bildeten. Was die Ebene trägt, ist nur auf die Germanen des Tacitus und auf deren Nachfolger zurückzuführen. Und selbst dieses liegt nur auf höheren Stellen; in den Niederungen, welche streckenweis freilich noch heute von den Hochfluthen des Rheins überschwemmt werden, wurden Gräber bisher wenigstens nirgendwo beobachtet. Offenbar hatte der Rhein damals sein Bett noch nicht so tief eingeschnitten als heute, so dass, wo wir jetzt jene grossen entwässerten Niederungen antreffen, damals noch Sumpf- und Moorland sein mochte, das nur eine Besiedelung höherer Stellen gestattete.

Naturgemäss blieben die verschiedenen Ansiedelungen in Verkehr, riefen dadurch von Flecken zu Flecken, von Dorf zu Dorf, bis zu den durch die Natur bevorzugten Stellen hin, wo Handelsfactoreien begünstigt wurden, Pfade und Wege hervor, die wir vielleicht in den Hohlwegen wieder finden, deren hohes Alter wenigstens durch die bedeutende Tiefe ihrer Einschnitte bezeugt wird.

Aber neben dieser Art von einheimischen Wegen sehen wir in der Düsseldorfer Gemarkung förmliche Strassendämme aus Erde, welche die Fortsetzung von linksrheinischen Kunststrassen bilden, die sich schon allein durch die in ihrer Begleitung vorkommenden römischen Alterthümer als

Römerstrassen erweisen. Augenscheinlich sind solche Strassen nicht nach lokalen Verhältnissen angelegt worden, sondern nach allgemeinen strategischen Gesichtspunkten; es liegt ihnen ein kunstvolles System zu Grunde, in dem sich die vergeblichen Züge eines Drusus, Tiberius und Germanicus abspiegeln. Alle entbehren der, bei den linksrheinischen Römerstrassen selten fehlenden Kiesdecke; wir scheinen es mit Halbfertigem oder Interimistischem zu thun zu haben, welches für die augusteische Kaiserzeit und die rechtsrheinischen römischen Unternehmungen offenbar charakteristisch sein dürfte. Das rechtsrheinische Strassennetz hat nach den Beobachtungen von Professor Schneider 5 Gruppen aufzuweisen; eine Hauptstrasse, die rechtsrheinische Rheinstrasse, führt durch den Düsseldorfer Bezirk; die übrigen, von welchen vier von Nouaesium her kommen (Neue Beiträge 5. Folge. Düsseldorf 1874 S. 5), betrachtet Schneider als Seitenstrassen; diese gehören zunächst der Hauptstrasse an, welche von Xanten kommt, dann der holländischen und drittens derjenigen, welche von Emden her ihren Lauf nimmt. Es stehen diese Seitenstrassen also mit 3 Gruppen der rechtsrheinischen Hauptstrassen in Verbindung, ein Fall, der sich nach Schneider nur bei Xanten und Mainz wiederholt (Sitzungsbericht des „Vereins für Geschichts- und Alterthumskunde von Düsseldorf und Umgegend" vom 15. Dezember 1880) und der beweist, wie bedeutungsvoll die Düsseldorfer Alterthümer schon allein in Bezug auf die römischen Kriegszüge sind.

Eine grosse Anzahl von Gräben und Dämmen hat die Düsseldorfer Gemarkung aufzuweisen, die als Grenzwehren zu betrachten und wohl auch auf germanische Gaubegrenzungen zurückzuführen sind. Sehr leicht verwechselt man diese mit den Strassendämmen, noch weit eher mit den „limites", welche die Römer bei ihrem allmählichen östlichen Vorrücken errichtet haben, Tac. annal. I, 50. II, 7. Vellej. Paterc. ed. Lips. pag. 74, dies umsomehr, als bis in die Neuzeit hinein Grenzen durch wallartige Anlagen bezeichnet werden. Schneider hat auch diesen Anlagen seit einer Reihe von Jahren volle Aufmerksamkeit geschenkt und in seinen „Neuen Beiträgen" (8. Folge. Düsseldorf 1876) auf dieselben verwiesen. Aufgabe der Lokalforschung bleibt es, an der Hand von Erdalterthümern und Urkunden das von Schneider Aufgestellte in einer auch für weitere Kreise verständlichen Weise zu charakterisiren und etwaige Irrthümer abzusondern, welche offenbar bei den bahnbrechenden, mehr in grossen Zügen unternommenen Forschungen Schneiders unausbleiblich erscheinen.

Dasselbe gilt in Bezug auf die rechtsrheinischen Lager, Schanzen und Warten (Schneider N. B. 9. Folge Düsseldorf 1876. Gustav Pieper (Düsseldorf), Ueber die alten Wallburgen. Selbstverlag des Verfassers). Ein besonderes Interesse haben auch die Haus- und Hofanlagen der hiesigen Gegend. Lassen sich ähnliche über alle Gaue unseres Vaterlandes verfolgen, so wäre

es doch thöricht, sie alle einer Zeit zuschreiben zu wollen, oder der Vorstellung zu widersprechen, die Umwandlung der germanischen Werkzeuge, Wohn- und Kampfesweise, die ganze Veränderung germanischer Cultur habe im Laufe der Jahrhunderte keine Neuerungen hinsichtlich des Architektonischen derartiger Anlagen hervorgerufen. So ist die charakteristischste Schanze der Düsseldorfer Gemarkung zweifellos die Hildener, das sogenannte „Hölterhöfchen“. Sie wurde früher bald als alte Gerichts-, bald als Opfer-, bald als Zufluchtsstätte, bald als Wallburg oder Römerlager betrachtet. Vor einigen Jahren trug man einen Theil der Wälle ab; er musste neueren Zwecken weichen. Da lud mich Professor Schneider ein, die dort gemachten Funde in Augenschein zu nehmen. Unter den Erdwällen zeigten sich grosse Brandlagen und in diesen lagen zahlreiche jener steinfesten blaugrauen und röthlichen Scherben von Krügen und Kannen aus der letzten Zeit der deutschen Karolinger. Die Zeitstellung und Bedeutung der Anlage wird dadurch sofort erkannt, und es erklärten sich zugleich eine grosse Anzahl von gleichartigen Anlagen, die Schneider nunmehr auf die Sachsen zurückführt.

Hier zeigte sich deutlich, wie in jedem einzelnen Falle die Gefässreste Grundlage für alle derartige Bestimmungen bilden, wie sie für den Archäologen dasselbe, was dem Geologen die Leitmuscheln sind. Die vormittelalterlichen Gefässe der Düsseldorfer Gemarkung sind fast ausnahmslos aus Grabstätten erhalten. Sie lassen sich zunächst in solche des niederrheinischen, in solche des Lausitzer und endlich des Darzauer Gefässe-Typus eintheilen. Diesem folgen die fränkischen Hinterlassenschaften.

In den Gefässen des niederrheinischen Typus, die theils in schlicht ausgestatteten Erd-, theils in Hügelgräbern mit Leichenbrand vorkommen, hat man einige Münzen der ersten Regierungszeit des Augustus gefunden; gleichartige der linken Rheinseite, die Rheindahlener nämlich (vgl. Constantin Koenen, Rheindahlener Gräberfeld, B. Jahrb.), zeigten Schriftzeichen römischen Charakters. Alle diese Gefässe sind daher auf die marsischen Germanen zurück zu führen, welche damals die Fundgegend bewohnten. Die in der Düsseldorfer Gegend zu Tage geförderten dürfen speciell mit dem sigambrischen Theile der Marser (Dio Cassius 54, 33) in Verbindung gebracht und bis in die Zeit deren, nach dem Tode des Drusus, unter Augustus, von Tiberius erfolgten Aufreibung gesetzt werden. Es sieht so aus, als hätten diese Westgermanen bei ihrem westlichen Vorrücken diese Arbeiten mitgebracht, weil man am Rhein keinen verwandten ältern Typus fand. Uebergänge von diesen ältesten zu den späteren Gefässen der Düsseldorfer Gemarkung habe ich bisher nicht ermitteln können. Das bestätigt vielleicht die Mittheilung Strabos (lib. IV. § 3 u. 4), dass alle Völker des rechten Rheinufers bis auf einige wenige nur einen Theil der

Sigambern von den Römern theils nach Gallien versetzt, theils ausgewandert seien.

In Flingern ist eine Gräbergruppe mit Leichenbrand angetroffen worden, welche eine Münze von Nero aufwies. Die Urnen sind etwas anderen Charakters als die augusteischen, und während jene neben den calcinirten Knochenresten nur sehr selten Anderes als das eine oder andere Stückchen Metall und das eine oder andere Steingeräth vorführen, bargen diese Eisenfibeln des Typus von La Tène. Eines der Gefässe zeigt Zickzack- und Bogenlinien als Verzierungen. Ein gleichartiges besitzt das Bonner Provinzial-Museum von Emmerich. Bei diesem wurde ein zweites Gefäss gefunden, das völlig übereinstimmt mit der für den Lausitzer Typus so sehr charakteristischen Napfform. Es scheint weniger ein Kunststil diese Umgestaltung hervorgerufen zu haben, der etwa vom Osten herüberkam, als vielmehr die Einwanderung der Usipier und Tencteren aus östlichen Landschaften. In der Lausitz wohnten Sueben; Usipier und Tencteren können recht wohl Angehörige dieser gewesen sein. Wahrscheinlich haben die Tencteren nach den Feldzügen des Drusus und Tiberius, schon zur Zeit der Kriege des Germanicus, diese ehemaligen Sitze der Sigambern bewohnt (Tac. Germ. 32), sicher sassen diese hier um 68 n. Chr. (Tac. Hist. 4, 64).

Das Gräberfeld, welches die Gefässe des Typus vorführt, wie er durch den von Hostmann veröffentlichten Urnenfriedhof von Darzau in der Provinz Hannover bekannt ist, liegt in der Gegend von Ellern bei Düsseldorf. Es wurde hier sogar die so sehr bezeichnende und von den vorgenannten beiden Gruppen abweichende Kelchform angetroffen. Es zeigen sich Bronze- und Eisensachen, ausserdem geschmolzene Glasgeräthe von schöner gelber und dunkelbrauner Farbe und — was jedenfalls das Wichtigste ist — es finden sich mit diesen, keinerlei Aehnlichkeit mit den linksrheinischen Römergefässen vorführenden einheimischen Arbeiten, grosse, mit Bildwerk reich geschmückte römische Terra-Sigillata-Gefässe des Zeitalters der Antonine. Es ist überhaupt eine Thatsache, dass nur solche, keine der vortrajanischen Epoche angehörenden römischen Gefässe, auch keine gefunden wurden, welche der Zeit nach der Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. angehören, bezeichnete Sigillata-Schalen hingegen verhältnissmässig recht häufig als Graburnen benutzt wurden. Bei Richrath, Imigrath hat man auch gewöhnliche irdene Gefässe zu Tage gefördert, die mit denjenigen des linksrheinischen Römergrabes der Zeit von Trajan bis um die Mitte des 3. Jahrhunderts identisch sind. Diese Erscheinungen sind von grosser wissenschaftlicher Tragweite; denn nach ihnen müssen damals die Römer in näherer Beziehung zu der rechtsrheinischen Bevölkerung gestanden haben, als vorher und nachher. Die Gräber von Ellern zeigen augenscheinlich das Prunkvolle römischer Leichenbegängnisse im Gegensatz

zu der schlichten germanischen Bestattungsweise (Tac. Germ. 27). Hat man doch unter den „dapes" der Leichenreste sogar Bruchstücke von kostbaren Sigillata-Gefässen gefunden, die mit obscönen Darstellungen versehen sind.

Am Virneberg bei Rheinbreitbach wurde bereits im vorigen Jahrhundert eine uralte bemooste Berghalde, am Ausgang des Kupfer-Erzganges, eine römische Denkmünze mit der Aufschrift Antoninus Aug. Pius gefunden. Es zeigte sich ein Hauptstollen, an welchem Arbeit zu erkennen war, die vor die Zeit der Erfindung des Schiesspulvers zu setzen ist (Wurzer, Taschenbuch zur Bereisung des Siebengebirges S. 69). Nach Wilhelmi (Panorama von Düsseldorf) wurde in Düsseldorf zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auch ein römisches Stein-Monument der Epoche gefunden, in welche genannte römische Erscheinungen gehören.

Die Inschrift lautet:

D · M
P · ARATINI
PRIMI VETR ·
LEG · XXX · V · V ·
H · F · G ·

Erklärlich werden sowohl die einheimischen als auch diese römischen Alterthümer und Sitten, wenn man den Anhang zum Veroneser Verzeichnisse (Mommsen, in dem Jahresberichte der Berliner Acad. d. Wissenschaften 1863) heranzieht. Wir finden hier einen Landstreifen, welcher sich 80 Leugen „trans castellum montiacesenam" hinzog und von den Usipiern, Tubanten, Tencteren, Cattuariern und Casuariern bewohnt war. Dieselben standen unter römischer Oberhoheit und wurden nach den Satzungen der Belgica I verwaltet. Ueberträgt man die 80 Leugen von Mainz aus rheinabwärts, wo schon vorher einige der genannten Völker ihren Sitz hatten, dann kommt man nach Müllenhof (a. a. O.) bis zu den Lippequellen. So dehnten sich auch jenseits der Lippe die „agri vacui et militum usui sepositi" aus (Tacitus Ann. 13, 34), auf welchen früher selbst befreundete Germanen nicht geduldet wurden (a. a. O. 13, 55). Hier wohnte zu Ptolemäus Zeit das Volk der Sigambern, und wir finden in der Tab. Peut. dieses Gebiet mit dem Namen „Francia" bezeichnet. Offenbar erstreckte sich von diesem „Freiland" jenseits der Lippe her bis zum Castell Mainz hin das steuerpflichtige römische Gebiet. Nimmt man nun an, dass die Usipier bereits um das J. 70 in der Gegend von Mainz in Verbindung mit den Chatten und Mattiaken standen (Tac. Hist. 4, 37) und nördlich von diesen die Tencteren wohnten (Tac. Germ. 32), dann würden wir, gemäss

Reihenfolge der genannten Civitates, südlich der Lippe die Civitas der Casuarier und zwischen dieser und den Tencteren, also über die Düsseldorfer Gemarkung und das Cattuarierland (vergl. Zeitschrift für vaterländ. Gesch. und Alterthumsk. Dritte Folge. Band VII. Münster 1867 S. 367 bis 369. Ledebur, Land und Volk der Brukterer) die Civitas der Cattuarier (Strabo VII, 3) zu suchen haben. Unter Gallienus (253—268) wurden diese römischen Civitates „a barbaris" occupirt. In der Zeit etwa von Trajan bis zu Gallienus stand die Düsseldorfer Gemarkung unter römischer Herrschaft; in diese Zeit fallen auch die besprochenen römischen Culturreste, und es kann uns nicht auffallen, sogar den Stein eines römischen Veteranen dieser Epoche in der Düsseldorfer Gemarkung gefunden und in dieser Landschaft römisches Kupferbergwerk aus der Zeit der Antonine entdeckt zu haben, umsoweniger, als römische Kolonisten innerhalb der Grenzwälle auch dem Tacitus bekannt sind (Germ. 29). Die stilistische und formale Gleichheit, welche die einheimischen Vasen mit denjenigen des Darzauer Urnenfriedhofes (Prov. Hannover) haben, kann nicht befremden, da Tiberius die Chattuarier an den Grenzen der Brukterer und Cherusker, also etwa zwischen Weser und Ems, fand (Velleius Patercul. II, 205).

Nach dem herangezogenen Verzeichnisse werden die römischen Gaue unter Gallienus „a barbaris" occupirt; in der Tabula peutingeriana erscheinen die Bewohner derselben unter dem Namen „Burcturi" (Bructerer). Zur Zeit des Ptolemäus sitzen diese noch ausserhalb der Civitates, an der Südseite der Westchauken und dehnten sich westlich bis zum Rhein aus. Sie haben also, von ihren östlichen Nachbaren, den von den Sachsen aus ihren alten Sitzen vertriebenen Saliern (Zosimus III, 6), gedrängt, unter Gallienus die Civitates occupirt und dürfen als genannte „Barbari" betrachtet werden, als das letzte vormittelalterliche Volk der Düsseldorfer Gemarkung — wenn man die nachfolgenden westfälisch-sächsischen Besiedelungen (Bed. Vener. V, 7) als mittelalterliche betrachtet. So zog denn auch 391 Arbogast von Köln aus über den Rhein gegen die Franken und plünderte zunächst die dem Rhein zunächst wohnenden Bructerer (Greg. Tur. pag. 53). Nach den glaubwürdigen Angaben des Pseudo-Marcellin findet sich gleichfalls diesbezügliche Uebereinstimmung: Bruno magnus Satrapa Saxonum cum nobili comitatu in provincia Boructuariorum pernoctans in vico Ratingen (bei Düsseldorf) . . .; in quadam Boructuariorum villa, Velsenberg nomine. (Vita S. Swiberti ap. Leibn. 1, c. 20, 21; Zeus, Die Deutschen. München 1837 S. 353 Anm.). Beda (Hist. eccles. 5, 10) rechnet sie noch unter den Heidenvölkern. Swidbertus machte Unternehmungen, um sie zum Christenthum zu bringen (ebend. Hist. eccl. 5, 12). Noch im 8. Jahrh. werden sie von Aribo, Bischof von Freising († 782) als ein selbständiges und heidnisches Volk bezeichnet (Zeus a. a. O. S. 352).

Eine grössere Bedeutung für diese letztgenannten historischen Angaben haben die Culturreste fränkischer Zeit. Deren sind freilich in der Düsseldorfer Gemarkung nur bei Anlage der Lenartschen Ziegelei in der Friedrichsstadt beobachtet worden. Beim Auffinden derselben stellte man leider nicht einmal fest, ob die zu Tage geförderten scharfkantig ausgebauchten, mit Gruppen quadratischer Verzierungen und die mit Henkel und Ausguss versehenen Töpfe, welche stilistisch sehr nahe an die Karolingerzeit grenzen, mit Leichenbrand oder aber Todtenbestattung in Verbindung gebracht werden dürfen. Ein Thongefäss barg einen unten kuglig abgerundeten, oben weiten Becher aus grünlichem, geripptem Glase, wie solche gewöhnlich in den Merovingergräbern vorkommen.

In Verbindung mit den ältesten mittelalterlichen Steinbauten dieser Gegend findet sich eine grosse Anzahl von rohen Gefässen, die steinfest gebrannt sind und sich mehr oder weniger der Form einer Kugel und eines Cylinders nähern, und — was sehr bezeichnend ist — gewöhnlich die ersten rohen Spuren von wellenförmig zugebogener Bodenplatte vorführen. Bei dem alten fränkischen Rittersitz von Gerresheim erschienen auch die mit Gurtbändern geschmückten Riesenamphoren in Bruchstücken und es kamen die mit braunrother Farbe bemalten karolingischen Gefässreste vor. (Westdeutsche Zeitschrift VI, 1, C. Koenen, Zur karolingischen Keramik, S. 12, Abschn. 12. Taf. XI, Fig. 1, 2 u. 4.)

Sehr wichtig ist, dass sich sowohl die meisten germanischen, als auch die fränkischen Alterthümer in mehr oder weniger engem Anschluss an die ältesten Wege und Strassen dieser Gemarkung finden. In den meisten Fällen liegen sie an den Strassenkreuzungen, wo man auch noch heute die Niederlassungen antrifft. So weit ich bis jetzt beurtheilen kann, können diese Culturreste der einen oder anderen Zeit zur Altersbestimmung der Strassen, in deren Verfolg sie gefunden werden, dienlich sein; sie scheinen in den meisten Fällen sogar sicherere chronologische Bestimmungen zu ermöglichen, als der im Laufe der Zeit sehr zweifelhaft gewordene architektonische Charakter der Strassen selbst.

Unter allen Umständen deuten die Culturreste der Düsseldorfer Gemarkung auf eine dichte, vormittelalterliche Bevölkerung. Sie war jedoch nicht in einer Weise auf einen Punkt concentrirt, dass man etwa durch die Funde auf das Vorhandensein einer örtlich beschränkten vormittelalterlichen Ansiedelung schliessen könnte. „Sie hatten vielmehr," wie Tacitus (Germ. 16) sagt, „nicht einmal mit einander verbundene Wohnsitze, bauten sich abgesondert und zerstreut an, wo eine Quelle, ein Gehölz oder Feld sie einlud." Aber naturgemäss werden diese Höfe zwischen Düssel und Rhein, wo sich die Altstadt und die alte Burg Düsseldorfs befunden haben, einen dorfartigen Mittelpunkt gefunden haben. Nach der Schlacht von Worringen wurde dieser vom Grafen Adolf d. VIII. — um diesem, der

damals bereits in Blüthe stehenden Stadt Neuss gegenüber einen festen Punkt zu verschaffen, zur Stadt erhoben und durch Heranziehung der zerstreuten Höfe vergrössert. Constantin Koenen.

9. Entdeckung eines etruskischen Tempels. Ausgrabungen bei Civita Castellana haben ein für alle gebildeten Kreise beachtenswerthes, für die Kunstgeschichte sehr wichtiges Ergebniss gehabt. Während wir nur aus schriftlicher Ueberlieferung vom etruskischen Tempelbau wussten, hat man dort den ersten etruskischen Tempel, der bis jetzt gefunden, aufgedeckt. Das Städtchen Civita Castellana steht auf dem Boden des antiken (etruskischen) Faleria. Etwa einen halben Kilometer NO. von demselben senkt das Vigna Rosa genannte, von einer etruskischen Nekropole eingenommene Hochfeld eine Abstufung in das tief eingeschnittene Thal des Rio Maggiore. Auf dieser Stufe, die von jeher Celle (Keller) heisst, sind die ansehnlichen Tempelreste ans Licht gekommen. Der Tempel lehnte sich rückwärts an den Fels. Die Enge und die natürliche Gestaltung des Raumes hatten den Architekten anscheinend genöthigt, von der üblichen Orientirung abweichend die Längenaxe des Baues von NO. nach SW. zu richten, so dass die Stirnseite nach der Stadt sah. Der Bau erhob sich auf einer Plattform aus viereckig behauenen und ohne Mörtel gefügten Tuffblöcken. Auf die 3 Meter dicke hintere Abschlussmauer von 43 Meter Länge stossen vier 2 Meter starke parallele Theilungsmauern derart, dass sie die aus der Ueberlieferung bekannten drei Cellen bilden und auf beiden Seiten Raum für die Flügel eines Peristyls lassen. Diese Flügel haben 3 Meter breite Anten und sind ebenso wie die mittlere Cella 7 Meter, dagegen die seitlichen Cellen nur 4 Meter breit. Abweichend von dem überlieferten Grundriss endet die mittlere Cella nicht mit der hintern Abschlussmauer, sondern setzt sich über diese Linie hinaus noch 8 Meter weit fort und bildet so eine rechteckige Apsis mit erhöhtem Boden. Auf der Grenze zwischen dieser und der Cella erhebt sich ein quadratischer Unterbau, der mitten einen grossen Sockel trägt, auf dem das Götterbild stand. Hinter diesem Altar fand sich im Boden eine grosse Grube mit Weihgeschenken. Der ganze Raum war mit geometrisch gemustertem schwarz-weiss-rothem Mosaikboden geschmückt. Im Hintergrunde mündete eine aus dem Fels kommende Wasserleitung in ein Becken. Auf dem genannten Sockel ist der Kopf eines sehr archaischen Götterbildes aus Peperin gefunden worden. Das Gesicht zeigt ein stark vortretendes Kinn, eine sehr niedere Stirn, gewölbte Augenbrauen, mandelförmig geschnittene, schiefgestellte Augen und eine leicht aufgerichtete, an den Nasenlöchern sehr breite Nase, dazu einen Mund mit wulstigen, von einer Furche getheilten Lippen. Wangen und Kinn gehen wenig abgesetzt in den Hals über. Die ziemlich anliegende Ohrmuschel

sitzt ungewöhnlich hoch, fast in Höhe der Schläfen. Das Haar ist in vier Wulste getheilt, von denen zwei dem Scheitel folgen, zwei die Stirn einfassen und hinter dem Ohr hinabgehen. Kleine Löcher um Stirn und Haar mit Resten kupferner Hefte hielten den „Stephane" genannten Kopfschmuck, dessen Reste, Band und Lorbeerblätter von Kupfer, neben dem Kopfe gefunden wurden. Die Arbeit dieses Kranzes ohne Löthung zeugt ebenfalls von sehr archaischer Kunst. In einem grossen Loch oben im Kopf war der Nimbus befestigt. Die Ohren sind für einen Ring durchbohrt. Leider gibt weder ein göttliches Abzeichen noch ein anderes Bruchstück über diese Gottheit Aufschluss. Vielleicht gehörte auch eine neben dem Sockel gefundene Lanzenspitze von Bronze zu dieser Statue.

Die Tempelwände waren mit Frescomalerei geschmückt. Dieselbe stellte auf 4 Centimeter dickem Belag von weisslicher Terracotta in Weiss und Roth auf schwarzem Grunde grosse menschliche Gestalten dar, die, durch Palmetten geschieden, jede ein besonderes Feld einnahmen. Ihre Reste genügen, um jene gereifte, aus Gräbern von Orvieto und Tarquinii bekannte Kunst erkennen zu lassen, welche schon griechisch-römische Züge trägt, ohne doch jede etruskische Eigenart abgelegt zu haben. Ein Fries und ein Karnies aus Terracotta krönten die Wände; Löcher in ihren Resten beweisen, dass beide mit Nägeln an hölzernem Oberbau befestigt waren. Das Giebelfeld war mit Terracottafiguren von hoher Schönheit geschmückt, die nach Ausweis der Ueberbleibsel der griechisch-römischen Kunstblüthe angehörten. Das Dach von Holz war mit Dachziegeln aus derselben weisslichen Terracotta, wie solche die Wände bekleidete, gedeckt. Ob die Säulenhalle sich auch an den Seiten des Tempels entlang zog, ist noch unsicher, aber wegen der Flügel mit Anten wahrscheinlich. Der Breite des Tempels von 43 entspricht eine Länge von 50 Meter.

Die grosse Bedeutung dieser Entdeckung liegt auf der Hand. Wir haben hier das erste und einzige Beispiel des Grundrisses eines grossen etruskischen Tempels. Zwar war der Tempel des Capitolinischen Jupiter in Rom nach etruskischer Norm gebaut, aber wir kennen denselben nur aus geringen Resten und aus einer kurzen Beschreibung, welche Dionys von Halikarnassos (Hist. IV, 61) von dem durch Sulla bewirkten ersten Wiederaufbau desselben gibt. Weder dort noch in Vitruvs Mittheilungen über den tuskischen Tempelbau findet sich die geringste Andeutung von einem apsisartigen Theil, wie der Tempel von Faleria ihn aufweist, und es fragt sich, ob bei letzterem eine Abweichung von der Regel oder die Regel selbst vorliegt. Es wäre zumal im Hinblick auf den Archaismus des Götterbildes sehr wohl denkbar, dass jene Apsis als ein uralter einst selbständiger Bau in einen Neubau einbezogen worden ist.

Köln. Ztg. 24. Juni 1887 II.

10. Ueber Glasspiegel im Alterthum. Bei Besprechung des 154. Bandes der Chemisch-technischen Bibliothek (A. Hartleben) waren aus diesem sonst gewiss trefflichen Werkchen einige Angaben mitgetheilt, die infolge neuerer Entdeckungen nicht mehr zutreffen. Es ist an andern Orten gesagt, im Alterthum habe man wohl nur Metallspiegel gekannt, Spiegel mit Bleibelag seien erst 1279 aufgetaucht, verzinnte erst 1350. Wie aus verschiedenen Zeitschriften der Alterthumsforschung ersichtlich, sind kleine Glasspiegel mit Blei- und Zinnbelag in verschiedenen Standlagern der Römer, u. a. zu Regensburg, gefunden worden. Wenn der römische Soldat solche Spiegel nach Art unserer Soldatenspiegel im Felde mitführte, so zeigt das, wie allgemein dieselben im Gebrauch waren. Wir wissen, dass sich schon bei Aristoteles eine Stelle findet, die auf Glasspiegel mit Metallbelag deutet. Wie hoch entwickelt diese Industrie war, gewahren wir aus einem Saalburgfund vom Jahre 1886. Es ist dies ein etwa 7 cm langer und 4 cm breiter rechteckiger Spiegel aus (allem Anscheine nach) gegossenem Glase mit „facett" geschliffenem Rande und einer feinen Goldfolie, die durch einen röthlichen Lacküberzug geschützt ist. Dieser bemerkenswerthe Spiegel, welchen der verdienstvolle Leiter der Saalburg-Ausgrabungen, Baurath Jacobi, damals als neuesten Fund zeigte, lag 9 m tief im Boden neben einer Münze des Hadrian. Der Fundort war ein zur Abfallgrube gewordener Brunnen neben einer Saalburg-Villa, der mindestens seit der letzten Zerstörung der Saalburg, also seit annähernd 1500 Jahren, verschüttet war. Die römische Herkunft dieses Spiegels ist mithin zweifellos, und wiederum lässt seine Auffindung in einem römischen Castell, wo ihn vielleicht die Gattin des Commandanten benutzte, mit Recht annehmen, dass daheim in Rom und in den andern reichen Städten Italiens und Griechenlands solche Spiegel durchweg Besitz der wohlhabenden Classen waren. Die Angabe des Aristoteles wird also durch die vorerwähnten Funde bestätigt, was um so weniger Wunder nehmen kann, als es längst bekannt ist, dass die Alten in der Glasindustrie Bewundernswerthes geleistet haben. Die Arbeiten der Renaissance und nun wieder die unsern sind grossentheils nur Nachahmung der antiken. Auch die Verwendung des Glases zur Lupe ist von uns nur wiedererfunden, denn die im letzten Jahrzehnt aufgefundenen uralten Goldarbeiten sind vielfach so wunderbar fein, dass dieselben nach dem Urtheil hervorragender Juweliere nothwendig mit Hülfe einer Lupe hergestellt sein müssen. Bei solcher Beherrschung des Glases wäre es unbegreiflich, wenn die Alten nicht auf die Herstellung von Glasspiegeln gekommen wären. Unaufgeklärt ist bis heute nur die Frage, wie weit die letztern in das Alterthum zurückreichen und warum neben ihnen metallene erscheinen, wie in Japan noch heute. Köln. Zeitg. 20. Jan. 88. I.

11. Gondorfer Thurm an der Mosel. Im 84. Heft dieser Jahrbücher gibt Professor Schaaffhausen eine anziehende Beschreibung der bei Gondorf gefundenen römischen und fränkischen Alterthümer. Ueber diese Funde ist vor kurzer Zeit ein Katalog zusammengestellt[1]), nach welchem in den beiden Gräberfeldern von Gondorf (Contrua) und in dem $1/4$ Meile entfernten Cobern (Coverna) seit fünf Jahren Tausende von Gräbern mit prähistorischen römischen und fränkischen Funden aufgedeckt sind, Steinwaffen, Thon- und Glasgefässe, Waffen von Eisen, Hausgeräthe, Schmucksachen etc., welche auf die alte, ausgedehnte Kultur dieser Gegend an der Mosel, und auf weitere Forschungen ihrer Verbindung hinweisen.

Auch jener Gondorfer Thurm verdient in Bezug auf Bauart, Lage und Zweck desselben um so mehr eine nähere Untersuchung, als dadurch die bis jetzt sehr vernachlässigten Feststellungen über römische Wege und Befestigungen an der Mosel, dem Hunsrück, zur Eifel und auf Trier hin einen Anhaltspunkt und eine Aufmunterung finden könnten. Bis jetzt haben ausser Oberstl. Schmidt und Dr. Hettner die Prof. Schneider, Klein und Herr Postverwalter Wirtzfeld in Trarbach diese Gegenden berücksichtigt, doch sind nebst dem Gondorfer Thurm viele Punkte auf dem weiten, schwierigen und doch so wichtigen Gebiet noch dunkel, namentlich in den zahlreichen Transversalen zwischen Hunsrück- und Moselstrasse, welche letztere in ihrer Führung und Verzweigung aus der Gegend von Kayseresch und Mayen auf Coblenz und Andernach dringend einer gesicherten Feststellung bedarf.

Statt des eigenthümlichen Gondorfer Römerthurmes von 6,25 m Seitenlänge haben wir sonst meist runde und viereckige Thürme von 9 bis 20 m Durchmesser oder Seitenlänge. Schon darnach wird jener kleine Thurm hauptsächlich Beobachtungs- und Signalthurm an jenem wichtigen Mosel-Uebergang gewesen sein, wie wir solche meist zerstörte Bauwerke, gewöhnlich nur im Holzbau, an unsern germanisch-gallischen Römerstrassen entlang nach vielfach aufgefundenen Fundamenten annehmen müssen. Sie waren zwei und mehr Etagen hoch und finden ein authentisches Bild in dem Thurm der Trajans-Säule. Professor Schneider gibt in seiner Schrift „der Monterberg (bei Calcar), Emmerich 1851" den Typus eines derartigen Thurmes, ausserdem das Correspondenz-Blatt der Westd. Zeitschr. vom October 1884 einen viereckigen Mauerthurm am Badischen limes bei Hergenstadt, mit 5 m Seitenlänge und 1 m starker Mauer.

Unsere Bonner Umgebungen bewahren durch aufgefundene Steinfundamente Andeutungen solcher Thürme, so nördlich von dem Bonner castrum im Bonner Berg, südlich dieser Stadt auf der Höhe der Dahmschen

1) Dr. R. Arnoldi (in Winningen an der Mosel), Katalog, Bonn, gedruckt bei Georgi 1887.

Schneidemühle, beide Höhen 3 millien, etwa 6000 Schritt in guter Sehweite von einander entfernt.

Die Linie der Signalpunkte lässt sich deutlich von Bonn auf Köln über Hersel, Wesseling, Alteburg, auf Coblenz über Dahmsmühle, Rolandseck, Rodderberg, Mansberg etc. von 3 zu 3 millien ebenso verfolgen, wie auf den Römerstrassen von Köln auf Trier, Reims etc. in den betreffenden Jahrbüchern des Vereins nachgewiesen ist.

Oberst von Cohausen hat im Saalburg-Museum zu Homburg das Modell eines römischen Wartthurmes aufstellen lassen, und über solche Thürme in seinem Werk über den römischen Grenzwall S. 23 u. 344 Taf. III und XIX Beachtenswerthes mitgetheilt.

Derselbe fleissige Forscher beschreibt im 15. und 26. Heft dieser Jahrbücher für den Hunsrück jene „Speculae" am „todten Mann" bei Waldesch und Udenhausen, und diese Wacht- und Signalposten korrespondirten höchst wahrscheinlich in entsprechenden Entfernungen mit dem Gondorfer Thurm, weiterhin auf Lonnig und auf Münstermayfeld, wobei lokale Untersuchungen für Feststellung der alten Römerwege und ihrer Ansiedlungen jenen leitenden Faden finden würden. von Veith.

12. Zum Isiskult. In analoger Weise, wie in den Rheinlanden, gehen auch in anderen Provinzen des römischen Reiches nördlich der Alpen die Funde von Dedikationsinschriften für Isis und den gern mit ihr verbundenen Serapis Hand in Hand mit der Aufdeckung originalägyptischer Denkmäler. So wird die Existenz eines von L. Annusius Magianus errichteten Isis-Tempels in der Schweiz durch eine zu Wettingen bei Baden (Zürich) entdeckte Inschrift (Mommsen, Inscr. Helv. nr. 241; vergl. Jahrb. LXXXII, 214) erwiesen; während man zu Augst bei Basel einen unzweifelhaft echt ägyptischen, sehr schön ausgeführten schwarzen Uschebti ohne Inschrift fand, der sich jetzt im Baseler Museum befindet. In Wien wurden 1493 in der Wülpinger Strasse zwei dem Sarapis geweihte, von dem Tribunus Militum Leg. X Gem. Quirinalis Maximus zur Zeit des Kaisers Severus gestiftete Inschriften gefunden (C. Inscr. Lat. III. nr. 4560 u. 4561); um 1800 trat diesem Funde der einer ägyptischen Statue beim Canalbau am Rennweg zur Seite. Letztere Statue, jetzt in der Kaiserl. Sammlung zu Wien (vgl. von Bergmann, Aeg. Zeitschr. XX, 41) stellt einen hockenden, die Arme über den Knien verschränkenden, bärtigen Mann mit Perrücke dar; den Inschriften, welche das Monument bedecken, zufolge war derselbe etwa in der Zeit der 20. Dynastie (um 1200 v. Chr.) Priester in Heliopolis gewesen und hiess Hap-cha. Seine Gebete richtet dieser auf der Statue an die Göttinnen Jusas, Setem-neb, d. h. die Hathor von Mendes, und an Hathor Nebhetep, d. h. die Hathor von Heliopolis. Der Kopf der letzteren schmückt auch das gefältete

Gewand des Mannes. Irgend eine Beziehung zum Isiskult fehlt, so dass man diesem hier wiederum ein beliebiges aus Aegypten fortgeschlepptes Denkmal unbekümmert um dessen eigentliche Bedeutung dienstbar gemacht hatte. Wie verbreitet der ägyptische Kult in den Donauprovinzen war, zeigt die grosse Zahl hier entdeckter lateinischer, Isis und Serapis geweihter Inschriften. So gelten in Noricum zwei der Isis Noreja (C. I. Lat. III. nr. 4809—10), eine dem Sarapis (nr. 4817); in Panonia superior fünf der Isis (nr. 3944, 4015—6, 4156; Eph. epigr. IV, 486); zwei dem Serapis (nr. 3842, 4044); eine Serapis und Isis (Eph. epigr. 528); eine Isis und Bubastis[1]) nr. 4234); in Panonia inferior eine dem Serapis (nr. 3637); in Dacia fünf der Isis (nr. 882, 1341—2, 1428, 1558), zwei Serapis (nr. 973, auch eine griechische C. I. Gr. 6814), eine Isis und Serapis (nr. 881); in Moesia inferior zwei dem Serapis (nr. 6164, 6226).

A. Wiedemann.

13. Germanische Votivdative in Matronen- und Nymphennamen. Der verbreitetste der Matronennamen ist der der Aufaniae, worin wir eine Ableitung mittelst des germanischen Suffixes -an aus dem Namen der Ubii erblicken, der selbst wieder vom Worte „üben" kommt, welches ursprünglich besonders vom Feldbau und von religiösen Handlungen gebraucht wurde (altsächsich ôbhian, altnordisch oefa = ausüben, feiern; althochd. uobo = Landbebauer). Gestützt auf die Forschungen des Niederländers Kern hat auch Haug in seinen „Römischen Denksteinen in Mannheim" 1875—77 und mit ihm der Unterzeichnete (vgl. daselbst S. 6—7 und S. 27, sodann Bonner Jahrb. LXXV, S. 39) ausgesprochen, dass der Kult der Matronen zwar vereinzelt überall in den von keltischen Völkern bewohnten Gegenden vorkommt, dass er aber hauptsächlich im Gebiete der Germani cisrhenani einheimisch ist, und zwar im alten Trevererland zwischen Remagen und Xanten und dahinter bei den gleichfalls germanischen Eburonen, welches Land zwar durch Cäsars Rachekrieg grösstentheils entvölkert, aber unter Agrippa wieder durch die 38 vor Chr. vom rechten Ufer über den Rhein, in die Gegend von Köln u. s. w. versetzten germanischen Ubier besiedelt wurde (Strabo p. 194, lib. IV, 3, Tacitus Annal. XII, 27).

In diesem linksrheinischen Landstrich finden wir denn auch die hierher aus Deutschland[2]) verpflanzte Verehrung der ubischen oder „aufanischen"

1) Diese Göttin verdankt einem schon bei Herodot auftretenden Missverständniss der Griechen ihre Existenz. Dieselben haben den Namen des Ortes Bubastis für den der hier verehrten Gottheit gehalten, während derselbe vielmehr in bu-Bast, „Ort der Bast", zu zerlegen ist. Die Ortsgottheit, die von Herodot II, 137 und andern der Artemis verglichen wird, war demnach die katzenköpfige Bast.

2) Auch nach Oberitalien und Frankreich wurde der Kult gebracht durch die

Matronen in ursprünglichster Form, auf deren Votivsteinen sogar noch germanische Flexionen unterlaufen.

Als solche hat nun schon Kern im J. 1872 die Namensform Vatuims auf einem Denkmal aus Rödingen bei Jülich[1]) erkannt und ich habe dieselbe bei Haug, S. 31, Nr. 32, wo auch Kern's Ansicht steht, unter Annahme einer Länge des I im Stammesauslaut -ims und einer etwaigen, in M steckenden Ligatur mit I, in Vatuîmis zu erweitern gesucht. Dies geschah zu einer Zeit (1875), als diese Form völlig vereinzelt stand und auf Grund meiner genauen Untersuchung des Originals, welches über dem I einen Punkt zeigt: VATVİMS = Vatujims oder Vatuîms.

Die urgermanische Endung des Dativ Plur. der femininen Stämme auf -i, aber auch, wie wohl hier, der -ja-Stämme, war nämlich -ibis, woraus unter Uebergang von b in m, -imis, ims entstand. Bei femininen Stämmen auf -n ist aber das i gedehnt, also Dat. Plur. = îms, später îm.

Dieses Suffix -ims fanden also die Römer noch bei den Westgermanen vor, während das ostgermanische Gothische und das Althochdeutsche nur noch -im hat, das endlich zu -in und -en geschwächt wurde.

Ein inzwischen (1884) zu Lipp an der Erft bei Bedburg[2]) entdeckter Stein enthält auch wieder VATVIMS, einer aus Wesseling (zwischen Köln und Bonn am linken Rheinufer) den gleichfalls germanischen Dativ Pluralis Aflims (= Afljims, Aflîms), während der lateinische Dativ Afliabus zu Köln vorkommt und das damit verwandte Iflibus (statt Ifliabus?) im Gohrer Bruch bei Dormagen.

An gleichem Ort mit dieser Widmung an die anscheinend männlichen Ifles wurden zwei den Nymphen geweihte Steine gefunden (vgl. Brambach 290—92), was dafür spricht, dass wir hier eigentlich Wassergottheiten vor uns haben, deren Namen von bestimmten Gewässern oder davon benannten Oertlichkeiten abgeleitet ist[3]). Dem Matronen- oder weiblichen Eigen-

---

deutschen, aus Böhmen ausgewanderten und erst später keltisirten Bojer und andern Germanen und „Semigermanen".

1) Zwei andere Rödinger Steine haben die Widmung Matronis Vatuiabus (Haug Nr. 33 u. 34). Nominativ sing. ist also Vatuia, bezw. germanisch Watuja oder Wat-awja. Hiermit wahrscheinlich identisch der Name Bat-awa, die niederländischen Rheininseln, von denen die Bataver genannt sind. Diese Landschaft heisst im 9. Jahrh. Batua, später Betouwe und noch jetzt Betuwe. Verhärtungen von w zu b sind in geographischen Namen häufig, so lautet Vetera bei Xanten jetzt Birten; Bingium und Vincum (Bingen), Borbetowagus — Wormatia (Worms) wechseln schon im Alterthum.

2) Bedburg (Kreis Bergheim), alt Bitbur (eigentlich = Bethaus, Kapelle), könnte wohl entstellt sein aus den Namen der watujischen oder batavischen Mütter, sodass diese hier eine Verehrungstätte gehabt hätten.

3) Vgl. das altdeutsche Ortsnamenelement eiba = feuchte Gegend, Gau (Förstemann, Altdeutsches Namenbuch II², 1528), verwandt mit dem Worte „Aue"

namen Aflia, Aflja ist in Form und Bedeutung analog Watuja. Die in letzterm Matronennamen auftretende Wurzelsilbe wat (Wasser) zeigt, dass nicht nur das Gothische im Neutr. watô (thema watan) und Altnordische (vatn) eine Bildung dieses Stammes ohne r hatten, sondern auch das Westgermanische.

Aber auch die vollere Form mit Suffix -ar ist hier vertreten in den Vataranehae, die auch in der umgelauteten (oder romanisirten) Form Veteranehae vorkommen (vgl. angelsächsisch waeter für altsächsich watar, Wasser).

Besonders wichtig sind die im Jülicher Land vorkommenden Matronae Vatuiae (ursprünglich wohl Vataviae, vielleicht auch latinisirt zu Bataviae) mit dem topischen Beinamen Nersihenae, welcher sie zu specialisiren scheint als Flussgöttinnen der dortigen Nersa (mittelalterliche Form der Neers, Niers, rechter Nebenfluss der Maas, entspringend bei dem daher benannten Orte Neersen). Ueberhaupt sind ja Matronennamen meist lokaler Natur, hergenommen von dem Ort ihrer Verehrung. Wie sehr sich aber der Mütter- und Nymphencult berühren, zeigt endlich auch ein weiblicher altdeutscher und nordisch-germanischer Votivdativ Singul. auf -u in der Widmung Vercanu (Jahrb. L, S. 172), welcher nicht einem keltischen femininen Nominativ Vercanos entspricht, sondern einer deutschen Vercana, Vorsteherin von Quellen, eine wobende, „wirkende" Najada, die man aber nicht wie die griechische *Εργάνη* (= Vergânā), Beiname der Athene, als Beschützerin künstlerischer Arbeiten auffassen darf. Dies thut nämlich Rudolf Much in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 1887, S. 354, der auch die Afliae nach Namen und Wesen mit der lateinischen Ops vergleicht; allein es ist sehr fraglich, ob diese Wurzel (sanskr. ap) im Deutschen vorliegt. Jene hat den Begriff des Besitzes, Reichthums, dagegen gothisch abrs = stark, angels. abal, Kraft, Beistand (altnord. afl, afli), althochd. afalôn = arbeiten[1]). Karl Christ.

14. **Mehlem. Römische Ziegel.** Durch das Hochwasser wurden in diesem Winter unterhalb von Mehlemer Au am Rande des Leinpfads zahlreiche Bruchstücke römischer Dachziegel ohne Stempel und ver-

(Wasserland). Gegenüber Bonn lag der Avelgau (vgl. Förstemann 173), in Westfalen, Kreis Arnsberg, liegt ein Ort Affeln, früher Afflen. Das seereiche Gebirg Eifel, frühmittelalterlich Aiflia, gab auch der Stadt Münster-Eifel den Namen. Kernpunkt des Eifelgaues war die „hohe Eifel".

1) Davon verschieden mittelhochd. „der afel" = eiternde Materie, von einer indogerm. Wurzel ap = feucht sein, schwellen, wozu auch deutsch „Abend" zu gehören scheint. Ferner vorgermanisch apa, althochd. apfa, affa = Wasser, Fluss, in Flussnamen, z. B. in der Aschaff, woran Aschaffenburg liegt, beim Geographen von Ravenna Ascapha. Auch das deutsche „Ufer", angelsächsisch ôfer scheint damit verwandt.

einzelte Stücke von Wandziegeln mit den bekannten in Schlangenlinien verlaufenden Rillen zur Befestigung von Stuck und Mörtel blossgelegt. Erkundigungen ergaben, dass vor einer Reihe von Jahren eine Menge Ziegel von den Arbeitern bei der Anlage des Eichenwäldchens nördlich von dem Deichmann'schen Parke in der Erde gefunden und um Raum für die Baumwurzeln zu schaffen von hier entfernt und theils am Leinpfad aufgeschüttet, theils in den Rhein geworfen worden waren. Da weder Fundamente von Mauern, noch Bruchstücke von Gefässen und ähnlichem blossgelegt wurden, so handelt es sich bei diesem Ziegelfelde wohl um den Ueberrest einer römischen Ziegelei. A. Wiedemann.

15. Gräberfeld zwischen Nieder- und Oberbieber. Im Winter 1886/87 und Sommer 1887 wurden zwischen Nieder- und Oberbieber, ca. eine Stunde nördlich von Neuwied, Gräber aufgedeckt. Bei Ausbeutung eines Bimssandlagers machten Arbeiter die ersten zufälligen Funde. Ein gewisser F. Nink von Gladbach (nordöstlich von Neuwied gelegen) unternahm sodann eine systematische Durchsuchung des Gräberfeldes zum Zwecke der Gewinnung von Fundstücken für den Antiquitätenhandel. Herr Kaufmann E. Wortig in Niederbieber hat zugesichert, dass etwaige auf einem ihm gehörigen Grundstück zu machenden Funde dem Museum in Bonn zukommen sollen.

Das Gräberfeld liegt — die Generalstabskarte 1 : 100000 lässt die Situation gut erkennen — etwa in der Mitte zwischen Nieder- und Oberbieber, östlich der diese beiden Orte verbindenden Strasse, westlich des sogenannten Turnei-Wäldchens auf einem sanft von Südosten nach Nordwesten sich neigenden Abhange. Verfolgt man die einst von dem Römischen Kastel zu Niederbieber (Victoria) nach Ehrenbreitstein führende, jetzt als Feldweg gegenüber der Besitzung „Aubach" von der Strasse zwischen Nieder- und Oberbieber 20 Schritte vor Kilometerstein 0,7 nach Osten abzweigende, durch das Turnei-Wäldchen führende Strasse (den jetzt sogenannten „Prozessionsweg" oder „die kleine Strasse", vgl. v. Cohausen, Der Römische Grenzwall in Deutschland S. 304, Nr. 44) etwa 235 Schritte weit, so zweigt sich hier, anfänglich stark nördlich, nachher östlich sich wendend, ein weiterer Feldweg ab, auf dem man nach etwa 250 Schritten, ungefähr gerade da, wo er sich östlich wendet, das Gräberfeld trifft. Von hier aus erstreckt sich dasselbe in nördlicher Richtung vom Wege ab; südlich des Weges hat eine Untersuchung noch nicht stattgefunden. Der Weg führt, am nördlichen Rande des Turnei-Wäldchens als ziemlich tief eingeschnittener Hohlweg herlaufend, die Neuwied-Dierdorfer Landstrasse überschreitend, durch das nördliche Ende des Dorfes Gladbach hindurch direct weiter in der Richtung nach der Stelle des römischen Kastells („Alteburg") nahe dem jetzigen „Burghofe" (von Cohausen cit. S. 241, [ ] (1)). Es

steht deshalb zu vermuthen, bedarf aber noch näherer Feststellung, dass er die ehemalige Verbindungsstrasse zwischen den Kastellen Niederbieber und Burghof ist.

Der Felddistrict, welcher die Gräber birgt, heisst Johannis-Bitzchen, — ob nach dem Namen eines früheren Besitzers, ob nach einem etwa ehemals dort gestandenen, von der Kirche auf die Stelle des heidnischen Todtenfeldes gesetzten im Laufe der Zeit verfallenen Johannisbilde, hat nicht ermittelt werden können. Sagen haften, soviel zu erfahren war, an der Stelle nicht; eine Erinnerung, dass hier Todte liegen, war im Volke nicht vorhanden.

Die Gräber sind Reihengräber. Sie liegen in unregelmässigen Entfernungen von einander, und auch nicht in geordneten geradlienigen Zeilen. Der genannte Nink hat nach seiner Versicherung auf einem Raum von etwa $2^1/_2$ Morgen (= beinahe 64 Ar) Grösse wohl 200—250 derselben geöffnet. Etwa 20—40 mögen ausserdem durch die Arbeiten in der Bimssandgrube aufgedeckt worden sein. Sie finden sich in einem Bimssteinlager von ziemlicher Stärke und sind 1—$2^1/_2$ Meter tief, stellenweise mit Durchbrechung der sogenannten Britzschicht, eingesenkt, — nur wenige, am meisten thalwärts gelegene Gräber ruhen unterhalb des Bimssteinlagers im Lehmboden. Angeblich waren die Gräber alle von Westen (Kopf der Leichen) nach Osten (Fuss der Leichen) gerichtet.

Die nach dem Thale zu gelegenen Gräber waren reicher an Beigaben, als die weiter aufwärts auf dem Abhange befindlichen.

Manche Gräber zeigten Holz- und Moderreste, welche schliessen liessen, dass die Leichen in hölzernen Särgen beigesetzt waren. Annähernd 30 Gräber waren gemauert, theilweise mit trocken aufgeschichteten, theilweise mit in Kalkmörtel gesetzten Mauern, — von schieferartigen, wohl aus der Gegend des benachbarten Melsbach hergeholten Steinen. — Der verwendete Kalkmörtel ist von auffallend poröser Beschaffenheit und geringem Gewicht; in demselben finden sich hie und da kleine Stückchen Baumzweige eingeschlossen. Uebrigens waren nur die Seitentheile der Gräber solchergestalt gemauert und es hatten diese Seitenmauern etwa 6 Fuss (= 1,90 Meter) Länge und $1^1/_2$—2 Fuss (= 0,48—0,64 M.) Höhe, während sie die auffallend geringe lichte Weite von $1^1/_2$ Fuss (= 0,48 M.) zwischen sich liessen, so dass es dem Arbeiter nur eben gerade möglich war, mit beiden Füssen nebeneinander in einem solchen gemauerten Grabe zu stehen; die Kopf- und Fusswände waren mit aufrecht gestellten Platten geschlossen. Der Boden war mit einer etwa 4—5 Centimeter starken Thonschicht betonirt, mitunter aber auch mit Platten belegt; in einem Grabe zeigte eine solche an der Stelle, wo der Kopf gelegen hatte, 3 Löcher.

Gedeckt waren diese Gruften (jed[illegible] immer) ebenfalls mit Platten, deren Fugen sich mit Thon[illegible] zelnen Fällen

sogar mit einer einzigen grossen Platte von der Schwere, dass 6—8 Arbeiter daran zu heben hatten. Auffallend war, dass aus diesen gemauerten Gräbern sich keine Fundstücke ergaben, die Leichen also ohne alle dauerhafte Beigaben beigesetzt waren; eine Erscheinung, welche den p. p. Nink auf den Gedanken brachte, es lägen in diesen Gruften „Todte eines ganz anderen Stammes."

Der Bimssand, mit welchem die Gräber nach der Beerdigung wieder zugefüllt waren, liess eine reichliche Vermischung mit dunkler Humuserde erkennen, selbst unvermischt fand sich solche schichtenweise in der Tiefe der Gräber. Es dürfte hieraus der Schluss zu ziehen sein, dass zur Zeit der Benutzung dieses Todtenhofes bereits ein nicht ganz unerheblicher Kulturboden über dem Bimsstein sich gebildet hatte.

Manche Grabstätten waren mehrfach benutzt, wenigstens liess dies sich daraus schliessen, dass sich in dem Erdreich über der Leiche zerstreute Perlen und sonstige kleine Fundstücke zeigten. In solchen Gräbern fanden sich dann die zuletzt beigesetzten Leichen sehr arm an Beigaben. Es soll sich auch bei gemauerten Gräbern eine zweite Leiche auf der Deckplatte der gemauerten Gruft gebettet gefunden haben.

In keinem der Gräber wurde ein auch nur einigermaassen erhaltenes Knochengerüst blossgelegt. Nur stärkere Theile der Oberschenkel „Becken", Rücken- und Armknochen, sowie der Schädel waren der Vermoderung entgangen, — und diese zerfielen so schnell und so sehr an der Luft, dass trotz vielfach angewandter Bemühungen ein Schädel oder die wesentlichen Theile eines solchen nicht gewonnen werden konnten. — Der durch den durchlässigen Bimssandboden ermöglichte Luftzutritt, in einzelnen Fällen auch Baumwurzeln, sind wohl die Ursache dieser starken Zersetzung.

Als Beigaben wurden gefunden:

Von Eisen, meist nur gering verrostet:

Lanzenspitzen in verschiedener Grösse, ein Langschwert, dessen Griff oben mit einem verzierten Knauf aus Weissmetall versehen war, Reste der hölzernen Scheide und des beinernen Handgriffs waren noch wohl erkennbar; mehrere Kurzschwerter, eine Franziska, Schildbuckeln, Pfeilspitzen, Messer (darunter angeblich mit einem Spinnwirtel zusammen, also in einem Frauengrabe, eines etwa 10 Centimeter lang, einen Centimeter überall gleich breit, angelöthet in einen eigenthümlichen kleinen glockenförmigen bronzenen Griff, der oben durchbohrt ist, also zum Aufhängen bestimmt war, aber bei seiner Form nicht mit der Hand oder den Fingern festgefasst werden konnte); eine sehr verrostete Fibula, Gürtelbeschläge und Gürtelschnallen; Scheeren, darunter eine von vortrefflicher Erhaltung.

Von Bronze:

einige kleine Ohrringe; Nägelköpfe (die zum Befestigen der Schildbuckel gedient hatten oder auch zu anderen Zwecken).

Von Kupfer:

eine ziemlich gut erhaltene, in das Museum gelangte Schüssel, in welcher auch Kastenbeschläge aus sehr dünnem Kupferblech lagen.

Von Weissbronze:

eine ebensolche Schüssel, etwas kleiner und nicht so gut erhalten. wie die kupferne, und wie diese ohne Buckeln auf dem Rande.

Von Silber:

angeblich eine römische Fibula.

Von Gold:

ein kleiner geriefter Fingerring.

Von Glas:

schöne Tummler von hell- oder dunkelbrauner und von grüner Farbe, sodann Perlschnüre, gebildet aus schön gebrannten und zierlich geformten Thonperlen, durchbohrten blauen Steinen, Rheinkieseln und ein- sowie mehrfarbigen Glasperlen (unter denen namentlich gelbe, blaue, grüne und gelbgetüpfelte vorkommen), — in einer Schnur eine durchbohrte, völlig unkenntliche Bronzemünze, — während sonst gar keine Münzen vorkamen.

Kämme:

in den beiden erwähnten (der kupfernen und Weissmetallschüssel); — von dem in der ersteren liegenden hatten sich gut nur die beinernen mit Bronzenägelchen verbundenen Mittelstücke erhalten, während der dazwischen befindliche, wie Reste zeigten, aus Holz gefertigte Theil mit den Zinken grösstentheils vermodert war.

Thongefässe:

mannigfacher Art, namentlich sehr hübsch ornamentirte, auf der Töpferscheibe gefertigte Töpfe bis zu 30 Centimeter Höhe, schwarz, weitbauchig und oben weit offen oder oben enger und mit dreieckendem Ausguss versehen, sodann kleinere, selbst ganz kleine Töpfe von rothem Thon, letztere ihrer Form nach offensichtlich römischen Ursprungs und zum Theil aus der Hand geformt. Einige der Gefässe sind an das Museum in Bonn gekommen. Ferner thönerne Spinnwirtel.

Gegenstände mit Schriftzeichen sind nicht vorgekommen.

Neuwied. Düssell.

16. Zur Erforschung von Nouaesium. (Nachtrag zu Jahrb. H. LXXXIV S. 261 Misc. 17.) Nach dem Itinerarium Antonini befand sich in „Novensio“ eine „ala“. Lag dieselbe etwa wo vorher die „castra stativa“ von Nouaesium ihre Stelle hatten, bei Grimlinghausen? Hatte man nach dem Abzuge der legio VI. victrix deren Standquartier verkleinert? Oder aber wurde damals das Alen-Quartier in näherem Zusammenhange mit dem Dorfe Nouaesium, an der Stelle der heutigen Stadt

Neuss aufgeführt, ähnlich demjenigen von Asciburgium; war hier ein solches vielleicht schon zur Zeit des Bestehens des grossen Standlagers bei Grimlinghausen, da ja die Alen recht wohl von dem übrigen Theile der Legion getrennt werden konnten. Beweist schon die herangezogene Reisekarte, dass im Zeitalter der Antonine Neuss nicht den Charakter einer civitas hatte, sondern Standort einer „ala“ war?

Die Neusser Römergräber liegen so, dass sich an den Stellen, wo man dieselben bisher nicht angetroffen hat, beispielsweise auf dem höchsten Punkte der Stadt, wo die St. Quirin-Stiftskirche steht, oder auf dem Büchel und Markt, vor Constantin dem Grossen recht wohl ein kleines Castell befunden haben könnte, während hinter demselben, vom Markte bis zum ehemaligen Krur-Ausfluss am Oberthor, ein einheimischer Ort sein Dasein behauptete. Unter Julian mochte dann das grosse Castell angelegt worden sein, das wohl zweifellos nicht als Alen-, sondern nur als Cohorten-Lager betrachtet werden darf. Der spätrömische Aufbau dieses Castells lässt sich, wie bereits im vorigen Heft dieser Jahrbücher hervorgehoben wurde, beweisen, einmal durch die unterhalb des Wallweges angetroffenen nachaugusteischen Gefässscherben, dann durch die innerhalb desselben vorgefundenen nachaugusteischen, bis zu Constantin dem Grossen reichenden Römergräber. Wenn sich nun auch mit grösster Wahrscheinlichkeit behaupten lässt: zu der Zeit, als im grossen Lager bei Grimlinghausen, $1/2$ Stunde unterhalb Neuss, die 16. Legion und später die VI. römische Heeresabtheilung wohnte, kann sich an der Stelle des heutigen Neuss kein so grosses Cohorten-Castell befunden haben, wie das nachgewiesene, so schliesst dieses nicht aus, dass vorher, etwa von Augustus, der Bereich von Neuss zur Errichtung eines grossen Cohorten-Lagers gewählt wurde. Die lokalgeschichtlichen Ueberlieferungen des Mittelalters sprechen stets von einem „Drususcastell“, das durch Julian wieder hergestellt worden sei. Wenn sich nun auch nicht in Abrede stellen lässt, dass damals „castra“ und „castellum“ mit einander verwechselt wurden, so hat dennoch die Frage Berechtigung: ob das grosse (330 m Länge, 250 m Breite) spätrömische Neuss auf den Resten einer gleichartigen älteren, etwa Drusus'schen Anlage errichtet worden, oder ob man es mit einer theilweisen oder völligen Neuanlage zu thun habe.

Die mittelalterlichen Chronisten sprechen ferner von einer durch Valentinian erfolgten grösseren Befestigung und Erweiterung von Neuss; allgemeine, gesicherte historische Weisungen begründen diese Mittheilungen eher, als dass sie widersprechen. Thatsache ist, dass die „Julianischen Castellreste“ begrenzt werden nach Südosten von dem Zollthore und (an der Erft) von dem Rondel an der Stadtmauer östlich der Brückstrasse (platea pontis), der ehemaligen „Kehl“ oder „Kelle“ (Rheinkanal) gegen-

über. Die sich nordwestlich unmittelbar an die Seitenflanken des Julianschen Castells anschliessende Ummauerung des hinteren Stadttheils von Neuss hat streckenweise einen weit älteren Charakter, als diejenige des vorderen. Diese stimmt in ihrem Aufbaue überein mit der von Hochstedenschen Ummauerung Kölns. Wir wissen auch, dass Conrad von Hochsteden im 13. Jahrhundert das mit Stadtrechten versehene Neuss „befestigt und erweitert hat". Es sieht so aus, als habe sich diese Arbeit auf den vorderen Stadttheil und nur auf eine Restauration des hinteren bezogen; denn letzterer hat zweifellos, wie ich schon früher in diesen Jahrbüchern dargestellt habe, schon allein im Oberbau seines Mauerringes andere, offenbar römische Theile aufzuweisen, die auf Valentinian zurückgeführt werden könnten.

Zwischen Krämerstrasse und Rathhaus, also in der Mitte des „Julianschen Castells" und zwar in dem Winkel zwischen via principalis und via praetoria, wo man das Castell-Prätorium suchen könnte, fand man bei Anlage des Rohrgrabens für die städtische Wasserleitung Baufundamente aus Grauwacke, zwischen welchen starke Bauschuttlagen angetroffen wurden. Die von denselben eingeschlossenen Culturreste scheinen auf ein im batavischen Freiheitskämpfe zerstörtes Gebäude zu weisen, welches das Prätorium einer augusteischen Anlage sein könnte. Südlich der Fundamente, vor der alten Postgasse, erschien ein römischer Kanal, der möglichweise mit dem vermeintlichen Lagerbau in Verbindung stand. Auffallend erscheint es, dass ein Augusteisches Werk, welches seit Anlage des Lagers der Legio XVI nutzlos war, erst im J. 70 eingeäschert worden sein soll; möglich freilich, weil damals ein Verbrennen und Schleifen der grösseren und kleineren Lager erfolgte (Tac. H. IV 61).

Auch in der Hymgasse, bei Anlage der Fabrik von Frings u. Frohwein, vor dem Portal des Hospitals, erschienen bedeutende Fundamente eines Römerbaues, der Badeeinrichtungen und andere luxuriöse Vorkehrungen zeigte. Es fanden sich in der Umgebung reich verzierte schöne Sigillata-Scherben der ersten Kaiserzeit und Münzen von Tiberius, Nero Commodus, auch eine niedliche Delphin-Statuette aus Bronze. Vor dem Hospitale wurde — wie man mir leider erst nachträglich mittheilte — auch ein Römercanal gefunden, der allem Anscheine nach mit jenem Bau in Zusammenhang gebracht werden muss. Die bauliche Anlage bestand aus Ziegelmauern, schien ein Staatsgebäude und zwar eher eine kaiserliche Mansion als etwa ein Castell-Quaestorium zu sein.

Zieht man das älteste Urkundenmaterial heran, dann erscheint der Saal- oder Königshof (vergl. Lacomblet, die letzten Spuren des fränk. Königshofes zu Neuss, Archiv II, 319 ff.) als alter bedeutungsvoller Bau. Er scheint von Heinrich IV. an Anno übertragen, und von diesem bezogen worden zu sein. Man nannte ihn Saal oder Palast „palatium super

trappam" (Lacomblet Urk. I, 483, 525) nach der „Treppe" oder einem Gesteiger, auf welchem gemäss Neusser Rathsprotokollen ein neuer Erzbischof und Landesherr die Huldigung entgegennahm. Wir finden denselben deshalb auch als Trappengut (Dr. Tücking, Geschichte der kirchlichen Einrichtungen von Neuss, 1886). Er stand (vgl. a. a. O.) „an der Nordseite des westlich von der Stiftskirche gelegenen Münsterplatzes und hatte einen grossen Garten, welcher im Westen von dem Büchel („Bühl", auch „Hogestraiss", im Norden vom Glockhammer, im Osten von der „Bongartsmauer" an der jetzigen Glockhammerstrasse begrenzt wurde". Mit der Kurie verband sich ein Dinghaus zur Abhaltung der Hofgerichte (a. a. O.). Er erhob sich also ungefähr in der Mitte zwischen der via principalis und der Nordwestflanke des „Julianschen Castells", nordöstlich neben der via praetoria. Der Garten wurde begrenzt von der Nord- und Ostflanke des Castell-Rechteckes. — Vielleicht haben hier die Franken nur ein altes Gebäude bezogen und später nach ihrem Geschmacke umgestaltet; das römische Staatseigenthum fiel ja bekanntlich den merovingischen Königen als Krongut anheim (Lacomblet Archiv I, 37).

Als die älteste christliche Kultusstätte der um jenen Königssitz sich ansammelnden Gemeinde galt die „Marien-Kapelle"; sie wurde als die erste Pfarrkirche des Ortes (Neuss) betrachtet und behauptete sich längere Zeit in dieser Stellung neben der Quirinuskirche, einem um die Mitte des 9. Jahrh. entstandenen Benediktinerinnen-Konvent. Die Fundamente der Mariencapelle, welche ich bei Anlage der Rötert'schen Küsterwohnung auf dem Friedhofe und bei Tonnet am Markt theilweis gesehen habe, liegen südlich des Königssitzes, nordöstlich neben der via praetoria, nordwestlich neben der via principalis des Julian'schen Castells, also da, wo sich die Altäre der heidnischen Götter befunden haben mögen. Auffallender Weise liegt auch das neuere Rathhaus genau in der Ecke südwestlich der via praetoria und südöstlich der via principalis, also da, wo man auch das römische Quaestorium suchen könnte. Das im 13. Jahrhundert errichtete Clarissenkloster stand auf der Oberstrasse, die Vorderseite reichte von der Ecke der Clarissengasse bis zum Hause B. 49, der Hofraum dehnte sich bis zur Michaelstrasse aus (Löhrer, Geschichte der Stadt Neuss, Neuss 1840), es wurde also südlich von der Wallstrasse, östlich von der via praetoria des Castells begrenzt.

Die vier Hauptthore der mittelalterlichen Feste Neuss richten sich nach den zum Theil in die Thore jenes Castells mündenden, zum Theil dieses scharf begrenzenden Römerstrassen. Die Hauptstrasse von Neuss (Ober- und Büchelstrasse) liegt auf der via praetoria des Castells; sie führt durch das Ober- und Südthor. Die von Jülich nach Neuss führende Römerstrasse begrenzte die Südflanke des Castells; sie leitet durch das „Zollthor". Eine von Aachen her kommende Römerstrasse zieht durch das

Hammthor. Durch das Rheinthor, nordöstlich der heutigen Rheinstrasse, sah ich das von spätrömischen Gräbern begleitete Strassenpflaster, welches nach der südöstlich der Stiftskirche zu suchenden porta principalis dextra leitet.

Diese Thatsachen weisen offenbar ebenfalls auf den kurz vor Beginn des Mittelalters nachweisbaren Bestand des Julian'schen Castells, wie denn auch nicht nur bei Gregor von Tours, sondern auch noch in den Annal. Bertin, Neuss in letzteren „Nuisium" castellum genannt wird. Auffallend erscheint es, dass ungeachtet dessen eine Urkunde von Erzbischof Anno II. am 27. September 1074 von „oppidum Nuxiense" redet, da doch Anno erst den Grund zu einem Gemeinwesen gelegt habe, das sich unter seiner Nachfolger Obhut zu ansehnlicher Stadt entwickelte (a. a. O. S. 13). Tücking (a. a. O.) verhehlt seine Bedenken nicht; Lacomblet (Arch. II, 322) verweist auf die kleine Saalhof-Ansiedelung und glaubt „curtis" (Haupthof) statt „oppidum" lesen zu müssen. Vielleicht haben sich aber Reminiszenzen an den römischen Ort erhalten, der das oppidum im Gegensatz zu dem vor ihm liegenden, mit ihm zu einem Ganzen verbundenen castellum bildete. Constantin Koenen.

17. Alte Mainbrücke bei Seligenstadt. Die Untersuchungen an den Mauerresten im Flussbett zu Seligenstadt nahmen bei dem niedrigen Wasserstand einen raschen und höchst günstigen Verlauf. Sie wurden wesentlich noch dadurch gefördert, dass mir von hoher Landesregierung die dort beschäftigte Baggermaschine auf kürzere Zeit zur Verfügung gestellt wurde. Mittelst derselben wurde im Beisein des Herrn Kreisbaumeisters Reuling von Offenbach am jenseitigen Ufer der zweite Pfeiler dem Stromstrich entlang auf zwei Seiten bis zum Pfahlwerk freigebaggert, wodurch die Länge und Breite des Pfeilers bestimmt und zugleich Einsicht in seine Konstruktion genommen werden konnte. Darauf wurde der dritte Pfeiler von der Rückseite her angebaggert, um hierdurch das Mauerwerk selbst und die Richtung desselben nachzuweisen. Der vierte und fünfte Pfeiler endlich, welche ebenso wie der dritte, von Herrn Dammwärter Gölz annähernd bestimmt worden waren, wurden mittelst einer langen mit Eisen beschlagenen Stange aufgesucht und festgelegt.

Die Pfeiler sind, im Verhältniss zur Länge, von aussergewöhnlicher Breite, eine Eigenthümlichkeit, die Herr Kreisbaumeister Reuling auch bei den Pfeilern der Brücke bei Gross-Krotzenburg bemerkt haben will. Der zweite und dritte Pfeiler stehen in weiterem Abstande von einander als die übrigen, die in gleicher Entfernung und enge zusammen gestellt sind. Jedenfalls bewegte sich in früherer Zeit zwischen dem zweiten und dritten Pfeiler der Hauptstrom des Maines, der jetzt näher nach dem hessischen Ufer gedrängt ist. Dass dies in der That so gewesen sein muss, ergibt sich aus einer aufmerksamen Betrachtung des baierischen Ufers. Hier hat

der Strom im Laufe der Jahrhunderte Kies und Sand abgelagert und die alte Uferbank weit vom Wasser abgedrängt, wodurch auch die Mitte des Stromes verlegt werden musste. Da der fünfte Pfeiler bei dem jetzigen kleinen Wasserstand noch 21 Meter vom hessischen Ufer entfernt steht, so ist es leicht möglich, dass sich hier noch das Pfahlwerk eines weiteren Pfeilers befindet, der schwerer, als die anderen durch die Eisgänge gelitten haben mag und sich meiner Untersuchung entzog. Ist es der Fall, so würde dies die Gesammtsumme von 7—8 Pfeilern ergeben; wahrscheinlicher ist es jedoch, dass 6 event. 7 Pfeiler die Brücke bildeten. Eine Feststellung auch dieser Pfeiler dürfte wohl mit den Arbeiten zur Aufsuchung des muthmasslichen Kastelles in Seligenstadt verbunden werden.

Mauerreste, welche sich unter der Oberfläche eines hochgelegenen Wiesenstückes des jenseitigen Ufers bergen, scheinen auf einen schwachen Brückenkopf hinzuweisen.

Es ist somit der Beweis erbracht, dass einst bei Seligenstadt eine feste Brücke stand. Da weder eine archivalische Notiz noch der Volksmund von ihr berichtet (man wusste nur, dass der Fluss hier leicht zu überschreiten war), so schwindet der Gedanke, dass sie mittelalterlichen Ursprungs gewesen sein könne und man wendet sich umsomehr der Ansicht zu, dass sie ein Werk römischer Baukunst gewesen sein müsse. Stimmt sie doch in der Art ihrer Anlage mit den römischen Brücken zu Mainz und namentlich zu Gross-Krotzenburg wesentlich überein.

Zu welchem speziellen Zwecke sie errichtet wurde, bleibt noch immer ein Räthsel, das aber in späterer Zeit sicher gelöst werden wird.

Fr. Kofler in Darmstädter Zeitg. 26. Oct. 1887. I.

18. **Bestattung in grossen Krügen.** Man nannte dies thönerne Fass bei den Griechen Pithos, bei den Römern Dolium. Man hat an vielen Orten in Italien, Griechenland, auf Kreta und anderwärts solche Gefässe mit Bohnen, Weizen und dergleichen gefüllt in der Erde gefunden und an einigen besteht dieser Gebrauch noch. Man hat aber auch dieselben Gefässe mit Leichenresten gefunden, so in Kleinasien und der Krim, in Chaldea, auf dem Isthmus von Suez, im südlichen Gallien, in Spanien, sogar am Orinoko. Die Porosität dieser Behausung beförderte die Zersetzung des Inhaltes und diese Krüge waren wahrhafte Sarkophage, d. h. Fleischaufzehrer. Die Todten zu Babylon und Niniveh wurden in thönernen Gefässen verbrannt und es wird behauptet, die in Troja zwischen Resten assyroägyptischer Cultur und unter gleichen Verhältnissen wie am Euphrat und Tigris gefundenen übermannshohe Krüge mit verbrannten menschlichen Gebeinen hätten dem gleichen Zwecke gedient. Die Entdeckungen in Sfax zeigen, dass in Nordafrika diese Art von Erdbestattung während der römischen Zeit fortgedauert hat. Dort, wo der antiken Cultur eine uralte

phönikische und ägyptische vorausgegangen ist, finden wir die Erklärung für die ursprüngliche Eiform der Krüge. Für den Berber ist noch heute wie für den Aegypter im Alterthum das von der Sonne ausgebrütete Straussenei ein heiliges Symbol der in der Sonne geoffenbarten Gottheit, die in dem Ei das Leben erweckt. Nördlich von Sfax zieht sich zwischen Meer und Ebene eine einzige weite Nekropole hin, die neben anderen Beerdigungsarten überaus zahlreiche Bestattungen in Krügen aufweist. Die Kunst, grosse Gefässe zu fertigen, war, wie es scheint, verloren gegangen. Der Sarg ist aus Theilen mehrerer mittelgrossen Krüge zusammengesetzt. Die Pithoi von Sfax sind 1 bis 1,5 m hoch, in der Wand 1 cm stark, aus rothem oder gelblichem Thon gefertigt und ganz schmucklos. Manche Krüge sind eingemauert, d. h. in Kalk gebettet; oft liegen sie unter einem Dache von Ziegelplatten. Einmal fand man das Monogramm Christi auf einem solchen Kruge. Wenn die Kinderknochen sich besser erhalten zeigen, so rührt dieses daher, dass man sie nicht verbrannte. Die Bestattung in Krügen scheint ein uralter Brauch, den vielleicht die Phöniker dahin gebracht haben.

Köln. Ztg. 10. April 1888 I. B.

19. Der angebliche Sarkophag Alexander des Grossen. Während Schliemann in Alexandria das Grab Alexanders des Grossen sucht, glauben die Türken, in einem der Sarkophage von Sidon (vgl. Berliner Philol. Wochenschr. 1887, Sp. 1105 u. 1106) das Grab Alexanders zu besitzen. Der Bericht der „Politischen Correspondenz" sagt: Auf den ersten Blick spricht für die Annahme, dass der die Siege Alexanders des Grossen gegen die Perser darstellende Sarkophag derjenige eines Feldherrn des makedonischen Herrschers sei, der Glaube, dass Alexander der Grosse in Alexandrien beerdigt wurde. Dieser Einwand muss jedoch zerfallen, da bekanntermassen zahlreiche Geschichtsforscher die Richtigkeit dieser Annahme bezweifeln. Sieht man aber ab von dieser Voraussetzung, so kann in Erwägung des Umstandes, dass der Sarkophag die Siege Alexanders des Grossen, die Niemand die Kühnheit gehabt hätte, sich anzueignen, darstellt, ferner mit Rücksicht auf den Charakter und die Feinheit der Arbeit, sowie wegen des Umstandes, dass der Sarkophag neben demjenigen eines befreundeten phönikischen Königs sich befand, der Sarkophag kein anderer als der Alexanders sein. Ueberdies ist es nicht wahrscheinlich, dass Alexander auf dem Sarge eines seiner Feldherrn sein eigenes Wappen angebracht und erlaubt hätte, dass auf demselben die von ihm selbst erfochtenen beispiellosen Siege „ihm allein" zugeschrieben worden wären. Die Worte „ihm allein", die an einer Stelle angebracht sind, wo man gewöhnlich nur die hervorragendsten Thaten aus dem Leben eines Menschen erwähnte, in dessen Sarkophag man die demselben theuersten Gegenstände legte, würden folgerichtig beweisen, dass der Sarkophag derjenige

Alexanders des Grossen sei. Zu dieser Mittheilung der Berliner Philolog. Wochenschr. 1888 Sp. 387 sei bemerkt, dass Schliemann nach einem Briefe vom 22. März d. J. in Alexandrien die Erlaubniss nachsuchte, neben der Moschee Nebi Daniil zu forschen, wo er das Σῶμα mit dem Grabe Alexanders des Grossen zu finden glaubte. Dies wurde ihm aber auf das Entschiedenste abgeschlagen. Ebenso wenig konnte er es durchsetzen, auf der Stelle zu graben, wo früher die beiden Obelisken gestanden haben und wo er überzeugt war, jedenfalls das Caesarion aufzudecken. Sch.

20. Zu Frontinus. In dem zweiten Buche der Strategemata des Julius Frontinus „de dubiorum animis in fide retinendis" wird II, 11, 7 eine Begebenheit mitgetheilt, deren historische Bezugnahme zweifelhaft erscheint: „Imperator Caesar Augustus, eo bello quo victis hostibus cognomen Germanici meruit, cum in finibus Ubiorum castella poneret pro fructibus eorum locorum, quae vallo comprehendebat pretium solvi iussit atque ea iustitiae fama omnium fidem astrinxit".

Dr. Julius Asbach (Westd. Zeitschr. III S. 20) erkennt in dem Imperator Caesar Augustus den Domitianus, ist aber der Ansicht, dass für Ubiorum Sueborum zu lesen sei. Bei näherer Prüfung scheint diese Annahme nicht gerechtfertigt.

Nicht ein einzelner deutscher Volksstamm, sondern eine ganze Anzahl grosser und kleiner Völker, die Longobarden, Hermunduren, Marcomannen, Quaden u. s. w. trugen den Namen Sueben, es ist daher gar nicht anzunehmen, dass Frontinus denselben an einer Stelle, wo er von einem bestimmten Gebiete spricht, als eine völkerschaftliche Bezeichnung benutzt hätte. Aber auch gegen die Bezugnahme der angeführten Stelle auf den Kaiser Domitianus lassen sich Bedenken erheben.

Frontinus hat in seinen Strategemata über 400 Begebenheiten als nachahmungswerthe Beispiele zusammengestellt, welche der Kriegsgeschichte aller Völker, so weit sie damals reichte, entnommen waren. In sehr vielen Beispielen erscheinen nichtrömische Feldherren, als Alcibiades (8), Themistokles (4), Epaminondas (12), Perikles (7), Xenophon (2), Philipp von Macedonien (12), Alexander der Grosse (14), Hannibal (22), Pyrrhus (7) u. s. w., die meisten Beispiele jedoch werden mit römischen Feldherrn in Verbindung gebracht, verschiedenen Catonen (10), Scipionen (26), Fabiern (13), Metellen (11), Marius (10), Sulla (9), Cäsar (21), Pompejus (12), Corbulo (5) etc. Verschwindend klein ist die Anzahl der Beispiele, welche Frontinus aus seiner Zeit mittheilt, obgleich er unter 5 römischen Kaisern, Vespasianus, Titus, Domitianus, Nerva, Trajanus hohe Staatsämter als Feldherr, Praetor urbanus, Consul, zuletzt als Curator aquarum, zu welchem Posten er im Jahre 98 von Nerva berufen wurde, bekleidete und seine Strategemata erst unter Hadrianus geschrieben haben kann (Veg. I 8).

Zwei Beispiele finden wir von Vespasianus (II 1, 17 und IV, 4, 4), in welchen Frontinus diesen Kaiser als Divus Augustus Vespasianus aufführt, drei Beispiele von Domitianus, welche wir näher erläutern wollen.

a) I, 1 de occultendis consiliis 8.

Imperator Caesar Domitianus Augustus Germanicus, cum Germanos, qui in armis erant, vellet opprimere, nec ignoraret maiore bellum molitione inituros, si adventum tanti ducis praesensissent, profectionem suam censu obtexuit Gallianum. Sub quibus inopinato bello affusus, contusa immanium ferocia nationum, provinciis consulit.

Diese Begebenheit fällt offenbar in die Zeit der Empörung des Antonius Saturninus, welcher deutsche Völker zur Hülfe aufgerufen hatte. Duruy II, 186 legt dieselbe in das Jahr 93, Domitianus führt den Beinamen Germanicus, welchen er sich nach dem Chattenkriege im Jahre 84 (Duruy II, 171) beigelegt hatte.

b) I, 3, de custodiendo statu belli 10.

Imperator Caesar Domitianus Augustus cum Germani more suo a saltibus et obscuris latebris subinde impugnarent nostros tutumque regressum in profunda silvarum haberent, militibus per centum viginta millia passuum actis, non mutavit tantum statum belli, sed et subjecit ditioni suae hostes quorum refugia nudaverat.

Diese Begebenheit fällt wahrscheinlich in den Chattenkrieg, jeden Falls in eine Zeit, als Domitianus noch nicht den Beinamen Germanicus führte.

c) IV, 3, de continentia 14. Auspiciis Imperatoris Caesaris Domitiani Augusti Germanico bello, quod Iulius Civilis in Gallia moverat Lingonum opulentissima civitas, quod ad civilem desciverat, cum adveniente exercitu Caesaris populationem timeret, quod contra expectationem inviolata nihil ex rebus suis amiserat ad obsequium redacta septuaginta millia armatorum tradidit.

Hier überliefert uns Frontinus eine Begebenheit aus dem Bataverkriege während der Regierung Vespasians, als Domitianus noch kaiserlicher Prinz und 19 Jahre alt war; demungeachtet gibt ihm Frontinus den Beinamen Augustus, welchen er schwerlich damals schon geführt hat, wahrscheinlich weil es höfischer Gebrauch war, auch die kaiserlichen Prinzen mit dem Beinamen Augustus auszuzeichnen. Nur in dem ersten der drei Beispiele wird Domitianus mit dem Beinamen Germanicus erwähnt, offenbar deswegen, weil die Begebenheit in seine spätere Regierungszeit fällt, in welcher er denselben bereits angenommen hatte. Der Beiname Germanicus findet sich jedoch ausserdem noch in zwei andern Stellen mit Imperator Caesar verbunden, kann aber in keiner von beiden in Beziehung zu Domitianus gebracht werden.

Die eine Stelle findet sich II, 3, de acie ordinando 23, Imperator Caesar Germanicus, cum subinde Catti equestre proelium in silvas refugiendo

didncerent, iussit suos equites, simul atque ad impedimenta ventum esset, equis desilire, pedestri pugna confligere, quo genere consecutus est, ne quis non locus eius victoriam miraretur.

In den Beispielen ad a, b, c sehen wir einen Heerführer, welcher durch Schlauheit, List und Vorsicht, Eigenschaften, welche den Kaiser Domitianus charakterisiren, Erfolge erzielte, hier aber werden wir auf das Schlachtfeld geführt, wir sehen den kriegsgeübten Feldherrn, welcher an der Spitze seiner Truppen sofort die zweckmässigen Anordnungen, um eine rasche Entscheidung herbeizuführen, trifft, und erkennen den Germanicus, den Sohn des Drusus, von welchem uns hier eine Begebenheit aus seinem Feldzuge gegen die Chatten im Jahre 15 erzählt wird.

Hätte Frontinus in dieser Stelle den Domitianus gemeint, so hätte er ihn, da er sein Buch erst unter dem Kaiser Hadrianus schrieb, bei seinem Namen nennen müssen, ausserdem ist aber die Beziehung zu Domitianus deshalb undenkbar, weil der Beiname Augustus fehlt. Die andere Stelle, in welcher der Beiname Germanicus mit Imperator Caesar in Verbindung gebracht wird, erzählt die bereits am Eingang aufgeführte Begebenheit. Nach meiner Ansicht muss sich dieselbe auf Drusus beziehen, denn ihm kann die Anlage von Castellen im Ubierlande zugeschrieben werden. Drusus war Imperator und führte nach seiner Adoption durch Kaiser Augustus den Namen Caesar als patricischen Geschlechtsnamen der Julier, nur der hinter Caesar stehende Beiname Augustus könnte bezüglich der Richtigkeit unserer Beziehung stutzig machen, da wir aus Mommsens römischem Staatsrecht, II 749, erfahren, dass Kaiser Octavianus den Beinamen Augustus mit keinem seiner Söhne theilte. Wenn nun auch Drusus den Beinamen Augustus nicht selbst führte, so kann es dennoch nicht besonders auffallend sein, wenn Frontinus ihn als Adoptivsohn des Vaters Augustus damit erwähnt, ebenso wie er dieses bei Domitianus in einer Begebenheit thut, welche derselbe als kaiserlicher Prinz erlebte. Wohl absichtlich setzt Frontinus den Beinamen Germanicus nicht direkt hinter Imperator Caesar Augustus, sondern gebraucht die Wendung „eo bello qui victis hostibus cognomen Germanici meruit", weil Drusus erst nach seinem Tode den für seine Nachkommen erblichen Beinamen Germanicus durch Senatsbeschluss erhielt.

Schliesslich will ich bezüglich der zuletzt besprochenen Stelle noch einer Aeusserung des Herrn Professors Dr. H. Düntzer (B. J. 81, 7, Köln und seine Römerbrücke) gedenken. Derselbe schreibt wie folgt: Wer Frontin kennt, weiss, dass dieser manches erzählt, wovon er als Begleiter des Domitianus Augenzeuge gewesen ist, und bisher dürfte wohl Niemand unter dem an der angeführten Stelle genannten Imperator Caesar Augustus Germanicus mit der näheren Bezeichnung eo bello, quo victis hostibus cognomen Germanici meruit, statt des Domitian den Augustus

verstanden haben. Auch ich habe darunter den Kaiser Augustus nicht verstanden, sondern nur (B. J. 78, 56) angeführt, dass die Römer das Terrain für die Befestigungen, welche unter Augustus in dem Lande der Ubier angelegt wurden, baar bezahlt haben, kann jedoch nicht unterlassen, die Frage zu stellen, ob der bedeutende, in den römischen Klassikern so bewanderte Gelehrte, welcher mit jedem historischen Irrthum eines Anderen so scharf vor Gericht geht, die Strategemata des Julius Frontinus wohl gelesen hat?

In dem 11. Kapitel des 2. Buches erzählt Frontinus 7 Begebenheiten, zwei von Alexander dem Grossen, je eine von P. Valerius, Cn. Pompejus, Antipater, Scipio Africanus, Imperator Caesar Augustus Germanicus. Ad 1—6 konnte Frontinus nicht Augenzeuge sein und war es ebenso wenig ad 7.

Ich will auch eine bei dieser Gelegenheit von dem Herrn Professor gemachte Aeusserung, welche mir fälschlich eine Abneigung gegen die Herren Philologen zuschiebt, widerlegen, denn ich besitze dieselbe nicht und habe sie auch niemals an den Tag gelegt. Als Beweismittel versucht er eine Stelle aus dem von mir verfassten Aufsatz, Köln und seine Römerbrücke (B. J. 78, 85) zu verwerthen, deren Sinn durch die Weglassung des Schlusssatzes entstellt wird, welche ich deshalb hier wiederholen will: „Die alten Bücher sind nach allen Richtungen durchwühlt, und wir werden aus ihnen kaum noch mehr erfahren, als wir bereits wissen, wie gewaltige Daumschrauben wir auch dem Text anlegen. Der einzige Weg, auf welchem wir unser Wissen noch bereichern können, sind planmässig betriebene Aufgrabungen.“ Hiermit verrathe ich gewiss keine Abneigung gegen die Herren Philologen, deren Unterstützung ich stets sehr gern in Anspruch nehmen will, sondern ich drückte nur den Wunsch aus, dass künftig die Forschungen im Terrain in grösserem Umfang, als dieses bis jetzt der Fall war, betrieben werden. Dieser Wunsch ist gewiss berechtigt. Die Geschichte des Alteburger Fundes, dessen Veröffentlichung nahe bevorsteht, wird auch nachweisen, wie sehr man es gerade in dieser Richtung hat fehlen lassen.

Generalmajor Wolf.

20. Zu Frontinus I. 3. Eine Stelle im Frontinus I, 3 (de custodiendo statu belli) 10 wird auf die Anlage der Limes bezogen, indem sie folgende Lesart hat: „Imperator Caesar Domitianus Augustus cum Germani more suo e saltibus et obscuris latebris subinde impugnarent nostros, tutumque regressum in profunda silvarum haberent, limitibus percentum viginta millia passuum actis, non mutavit tantum statum belli, sed subiecit ditioni suae hostes quorum refugia nudaverat.“

Nach dem Inhalt muss die Frontinus mitgetheilte Begebenheit eine

Episode des von Domitian geführten Kattenkrieges gewesen sein, weswegen Oberst v. Cohausen in dem nach dem Wortlaute des Textes angelegten Limes die Strecke von Rheinbrohl am Rhein bis Krotzenburg am Main, womit auch ziemlich genau das Maass von 120 Meilen stimmt, erkennt. Nur begreift man nicht, wie Domitian durch diesen Limes, welcher doch nur das Gebiet der den Römern treu ergebenen Völkerschaft der Mattiaken in geringer Entfernung vom Rhein umschloss und längst im sichern Besitz der Römer war, die Schlupfwinkel der Katten, in welchen sie Zuflucht gefunden hatten, bloss legen konnte.

Ein Verständniss für die Anlage eines Limes im Laufe eines Feldzuges, wo man doch die Truppen für den Kampf zusammen halten und nicht über eine Strecke von 120 Meilen verzetteln konnte, ist vom militärischen Standpunkte überhaupt nicht zu finden, erst nach dem Feldzuge wäre sie denkbar, wenn die Römer nach einer Niederlage in die Defensive geworfen worden wären, was aber mit der zugleich mitgetheilten Unterwerfung der Katten durch Domitian im Widerspruch stände.

Alle diese Zweifel lösen sich jedoch, wenn man eine ältere Ausgabe des Frontinus, Leyden 1633 ex recensione Petri Schriveri, welche sich offenbar genau der Handschrift anschliesst, aufschlägt und findet, dass dort militibus für limitibus steht, und hierdurch die Stelle einen ganz anderen aber den Verhältnissen völlig entsprechenden Sinn erhält, indem sie nur besagt, dass Domitian, weil er seine Armee nicht durch die unausgesetzten Ueberfälle aufreiben lassen wollte, nur 120 Meilen tief in das Land eindrang und nicht weiter vorrückte, sondern seine Feinde, deren Schlupfwinkel er blossgelegt hatte, zur Unterwerfung zwang. Es scheint somit die neue Fassung der Stelle durch Setzung von limitibus für militibus als eine Textverbesserung, wodurch die Geschichte gefälscht wurde. Wahrscheinlich war die Limes-Strecke Rheinbrohl-Krotzenburg bereits durch Claudius angelegt worden. Der permanente Ausbau der zuerst in Feldmanier angelegten Castelle mag später stattgefunden haben.

Generalmajor Wolf.

22. Römische Terracotten. Le Blant berichtet in der Sitzung der Pariser Académie des Inscriptions vom 10. Febr. über einen interessanten archäologischen Fund in Rom. Beim Aesculaptempel, der im Alterthum durch wunderbare Heilungen berühmt war, wurden eine Menge seltsamer Terracotta-Gebilde ausgegraben. Sie stellen sämmtlich einen geöffneten menschlichen Rumpf vor, sodass man Herz, Lungen und Eingeweide sehen kann; ein ähnliches aber ungeschickter gearbeitetes Stück ist vor zwei Jahren in Nemi gefunden worden (Berliner philol. Wochenschrift 12. Mai 1888). Solche Gegenstände in Terracotta wurden schon mehrfach gefunden. Auch die anatomischen Darstellungen in Marmor, die das vaticanische Museum besitzt, werden für Weihgeschenke gehalten. Sch.

23. Tell el Amarna. Thontafelnfund. Anfang des letzten Winters wurde von ägyptischen Bauern in den Ruinen des in Mittelägypten gelegenen Tell el Amarna eine grössere Zahl von Thontafeln, welche mit babylonischen Keilinschriften bedeckt waren, neben einigen ägyptischen Alterthümern, Thonsiegeln und Alabastertäfelchen gefunden. Die Fundstücke gelangten grösstentheils an das Berliner Museum (besprochen von Erman und Schrader, Sitzungsber. der Berl. Akad. 3. Mai 1888, S. 583 ff.), während andere bisher noch nicht fachmännisch untersuchte Stücke in das Museum zu Bulaq kamen. Die Tafeln bildeten einen Theil des altägyptischen Reichsarchivs und hatten sich z. Th. einst in Theben befunden, von wo sie bei der Verlegung der Residenz unter Amenophis IV nach Tell el Amarna mit dorthin gebracht worden waren. Zahlreiche derselben waren von Leuten abgefasst, die sich als Untergebene des Pharao bezeichnen und welche ihm aus vorderasiatischen Orten, wie Akko, Askalon, Megiddo (?), Simyra, Byblos Berichte sendeten, ein Beweis, dass diese Gegenden damals unter ägyptischer Herrschaft standen. Eine andere Gruppe ist verfasst von dem Könige Purrapuriasch (Purnapuriasch) von Babylon, der auch in babylonischen Inschriften auftritt, um 1440 v. Chr. regierte (Hommel, Gesch. Bab. S. 434) und mit einer assyrischen Prinzessin vermählt war. Wieder andere stammen von einem Könige Duschratta von Mitanni, das dem ägyptischen Lande Neharina gleichgesetzt wird und nach dem Zusammenhang dieser Texte zwischen Euphrat und Balih-Belias gelegen haben muss. Die Briefe handeln meist über die Heirath der Tochter dieses Herrschers mit dem ägyptischen Pharao. Wie ein ägyptischer Text (Aeg. Zeitschr. 1880, S. 82) berichtet, vermählte sich Amenophis III in seinem 10. Jahre mit der Tochter eines Königs Satarna von Neharina, der wohl der Nachfolger dieses bereits im zweiten Jahre genannten Duschratta war.

Die ägyptischen Herrscher, die genannt werden, sind Nimmurija (Neb-Maā-Ra Amenophis III), dessen Gattin Tiī und ihr Sohn Napchururija (Nefer-cheper-Ra Amenophis IV). Dass ersterer über Vorderasien bis nach Neharina hin herrschte, beweisen zahlreiche Inschriften; auch von letzterem wird Aehnliches berichtet (Leps. Denkm. III. 100 b; cf. 97 d). Die neuen Texte bestätigen diese Angabe und widerlegen die neuerdings wieder von Meyer, Gesch. Aeg. S. 280 ausgesprochene Ansicht, um diese Zeit habe ein Rückgang der ägyptischen Macht stattgefunden. Das Hauptinteresse der Inschriften beruht aber darauf, dass sie uns zeigen, ein wie lebhafter Verkehr zwischen Syrien, Mesopotamien und Aegypten bereits im 15. vorchristlichen Jahrhunderte bestand; ihr genaueres Studium wird gewiss noch manche historisch und kulturhistorisch wichtige Notiz zu Tage fördern.

A. Wiedemann.

IV. Berichte.

General-Versammlung des Vereins Bonnensia.

Am 21. Nov. v. J. hielt der „Verein für die Sammlung von Bonner Alterthümern, Bonnensia" seine erste General-Versammlung ab. Der Vorsitzende, Herr Dr. Hauptmann, begrüsste die Anwesenden und wies darauf hin, wie auffallend es sei, dass in Bonn, als einem Sitze der Wissenschaften, ein Museum, welches Bonner Alterthümer sammle, noch nicht bestehe. In unserer Zeit werde so viel Geschichte geschrieben, und es liege uns doch keine näher als die der Heimath. Die Spuren, welche die vergangenen Zeiten hier zurückgelassen, zu sammeln und hierdurch ein besseres Verständniss zu gewinnen, sei der Zweck des Vereins Bonnensia.

Dem hierauf verlesenen Jahresbericht entnehmen wir folgende Mittheilungen:

„Obschon die Aufgabe, die der Verein sich gestellt hat, Bonner Alterthümer zu sammeln, sich nicht nach Belieben forciren lässt, sondern die Gelegenheit, solche zu erwerben, abgewartet werden muss, hat derselbe in der kurzen Zeit seines Bestehens doch schon recht hübsche Acquisitionen gemacht. Von zwei Oelbildern von der Hand des Bonner Malers Fischer, welche er ankaufte, erwies sich eines als das Porträt des bekannten Malers Desmarés, welcher sich in den Jahren 1745—1749 in Bonn aufhielt. Ferner wurde ein Oelporträt des Kurfürsten Max Heinrich († 1688) erworben, sowie eine sehr hübsch in Gouache ausgeführte Ansicht der Stadt Bonn aus den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts. Herr Leydel schenkte dem Verein mehrere auf Bonn bezügliche Stiche und Lithographien aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Herr Hanstein desgleichen eine Anzahl Lithographien, Handzeichnungen und alte Drucke, Herr Dr. Hauptmann ein Oelgemälde von dem Bonner Maler Manskirsch, Herr Frhr. v. Hilgers einen Kupferstich von Janscha vom Ende des vorigen Jahrhunderts, Bonn von der Rheinseite darstellend, endlich Herr Oberbürgermeister Doetsch 8 photographische Ansichten von verschiedenen interessanten alterthümlichen Partien in Bonn. Möbel war der Verein nicht in der Lage gewesen erwerben zu können.

„Eine sehr werthvolle Erwerbung machte der Verein bei dem Gewerbemuseum in Magdeburg. Es gelang ihm nämlich eine alte, gut erhaltene Pergamenturkunde mit anhängendem Wachssiegel des Bonner Cassiusstiftes aus dem Jahre 1256 gegen zwei Medaillen einzutauschen, so dass dies alte Dokument, welches schon bis an die Elbe verschlagen war, wieder zum heimischen Boden zurückgeführt worden ist. Desgleichen erwarb der Verein fünf weitere, das Cassiusstift betreffende Urkunden aus dem vorigen Jahrhundert, drei darauf bezügliche gedruckte Aktenstücke sowie 191 gedruckte kurfürstliche Erlasse aus der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts; ferner zwei mit hübschen Randzeichnungen verzierte Lehrbriefe auf Pergament von Bonnern, vier Officierspatente für den Gouverneur von Bonn, Baron v. Kleist mit den eigenhändigen Unterschriften von Clemens August und Max Friedrich und weitere ähnliche Urkunden. Er gelangte ferner in den Besitz von zwei hübsch geschnitzten Wappen von Deutschordensrittern, welche aus der Deutschordenscommende Ramersdorf herstammen, sowie einer Spitze einer sog. Bruderschaftsstange mit gepresstem Bonner Stadtwappen. Herr Leydel schenkte dem Verein ein Petschaft der garde d'honneur impériale de Bonn und der Kirchenvorstand von St. Martin verschiedene Stücke von den Bogen der Blendarkaden an der Aussenwand des Mittelschiffs des Münsters, welche recht interessante Spuren alter Bemalung zeigen; Herr Hauptmann endlich ein Bruchstück einer römischen Inschrift, welche beim Abbruch der alten Stadtmauer an der Poststrasse gefunden wurde. Es gelangte endlich eine Anzahl Münzen in den Besitz des Vereins. Herr Jean Adtorf schenkte ihm einen in Bonn geprägten Goldgulden des Kurfürsten Dietrich von Moers († 1463) und ein römisches Mittelerz des Kaisers Nero, welche beim Umbau seines am Markt gelegenen Hauses gefunden wurden, Herr Oberbürgermeister Doetsch ein Bonner Rathszeichen vom Jahre 1699, Herr Klingholz einen Silberdenar des Kurfürsten Reinald v. Dassel († 1167) und einen in Bonn geprägten Raderalbus Dietrichs v. Moers, Herr Jean Colmant einen Stüber Clemens August's vom Jahre 1744 und einen Dortmunder Schilling vom Jahre 1633, welche im Garten seines Hauses an der Bachstrasse gefunden wurden, Herr Pet. Hauptmann einen Denier Ludwigs XIV. und einen Lütticher Liard aus dem 17. Jahrhundert, beide auf seiner Baustelle an der Poststrasse gefunden. Sind diese Erwerbungen auch an Zahl nicht gross, so sind sie immer der Anfang einer Sammlung, und es befinden sich einige recht hübsche Stücke darunter.

„Genügen die bis jetzt erworbenen Gegenstände auch noch nicht zur Herstellung einer nennenswerthen Ausstellung, so hat Herr Jos. Hofmann seine bekannte grosse Sammlung Bonner Alterthümer in uneigennützigster Weise dem Verein zur Verfügung gestellt und erlaubt, sie in Gemeinschaft mit den Vereinssammlungen auszustellen."

Dass eine solche Ausstellung bislang noch nicht stattgefunden, lag

an der Schwierigkeit ein Lokal zu beschaffen. Die Versammlung beschloss desshalb bei den städtischen Behörden den Antrag zu stellen, dem Verein in Anbetracht seiner für die Stadt nicht unwichtigen Zwecke, geeignete Räumlichkeiten im Städtischen Obernier-Museum zur Verfügung zu stellen. In Besprechung des vorgelegten Entwurfs dieser Eingabe hatte Herr Oberbürgermeister Doetsch die Freundlichkeit, sein Eintreten für die Bewilligung der gewünschten Räume zuzusagen.

Die Zahl der Vereinsmitglieder beträgt 138, für Bonn allerdings keine hohe Zahl.

Der Vorstand des Vereins besteht ausser dem Herrn Oberbürgermeister Doetsch als Ehrenvorsitzenden, aus den Herren: Dr. Hauptmann als Vorsitzender, Henry Schriftführer, Schmithals Schatzmeister; ferner Herrn W. Georgi, P. Hanstein, J. A. Hofmann, Prof. Dr. Klein, J. Leydel, Dir. Neuland, F. van Vleuten und Rechnungsrath Hauptmann a. D. Wuerst. Auf die noch unbesetzte Stelle des Vorstandes wurde Herr Dr. Sonnenburg gewählt.

Mit der Bitte, dem Vereine treu zu bleiben und eifrig neue Mitglieder für denselben zu werben, schloss der Vorsitzende die Versammlung.

Die Winckelmannsfeier in Bonn.

Dieselbe fand unter zahlreicher Betheiligung am 9. December v. J., Abends 7 Uhr im Saale des Kley'schen Gasthofs hierselbst statt. Der Vorsitzende des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, Geheimrath Schaaffhausen, wies darauf hin, dass die dauernde Verehrung für Winckelmann, dessen Gedächtniss heute an vielen Orten gefeiert werde, schon allein beweise, wie viel die Alterthumsforschung ihm zu danken habe. Der Sinn für das Schöne in der Kunst sei eine seltene Begabung, selbst unter Gebildeten, viel seltner als andre Anlagen des Geistes. Ganze Zeitalter hätten das Maass des Schönen verloren und vergessen gehabt und ihre Kunstwerke zeigten den traurigsten Verfall. In einer solchen Zeit lenkte Winckelmann den Blick der gebildeten Welt auf die Antike und lehrte sie von Neuem die Schönheit der klassischen Kunst verstehen, die uns auch heute noch als ein unerreichtes Muster gilt. Das ist das eine Verdienst der Alterthumsforschung und wohl das glänzendste. Dieselbe hat aber auch in anderer Weise der Wissenschaft grosse Dienste geleistet, nämlich als Helferin der Geschichtsforschung. Denkmäler belehren uns oft über wichtige Ereignisse, über die ein anderes Zeugniss nicht vorhanden ist. Es liegt in der modernen Thätigkeit des Lebens, dass der Boden der Erde aufgewühlt wird, wie nie vorher, und die begrabenen Schätze herausgiebt. Nicht immer sind es Statuen und Goldgeschmeide. An den kleinsten und unscheinbarsten Gegenstand knüpfen sich oft die wichtigsten Untersuchungen. Auch in unserer Nähe häufen sich die Alterthumsfunde. Der Redner zeigt dann zwei Funde vor, die eine besondere Beachtung verdienen. Bei der Stadterweiterung von Köln wurde im Sommer 1885 beim Fundamentiren eines neuen Hauses in 2 m Tiefe eine römische Büste aus Terracotta gefunden, die der einzige Fund dieser Art ist, der je zu unserer Kenntniss kam. Sie stellt eine Persönlichkeit des Alterthums vor, die wegen der Häufigkeit ihres Vorkommens zu den bekanntesten gehört haben muss. Schon vor 300 Jahren kannte man dieses Bildniss, und heute kann noch nicht mit Sicherheit gesagt wer-

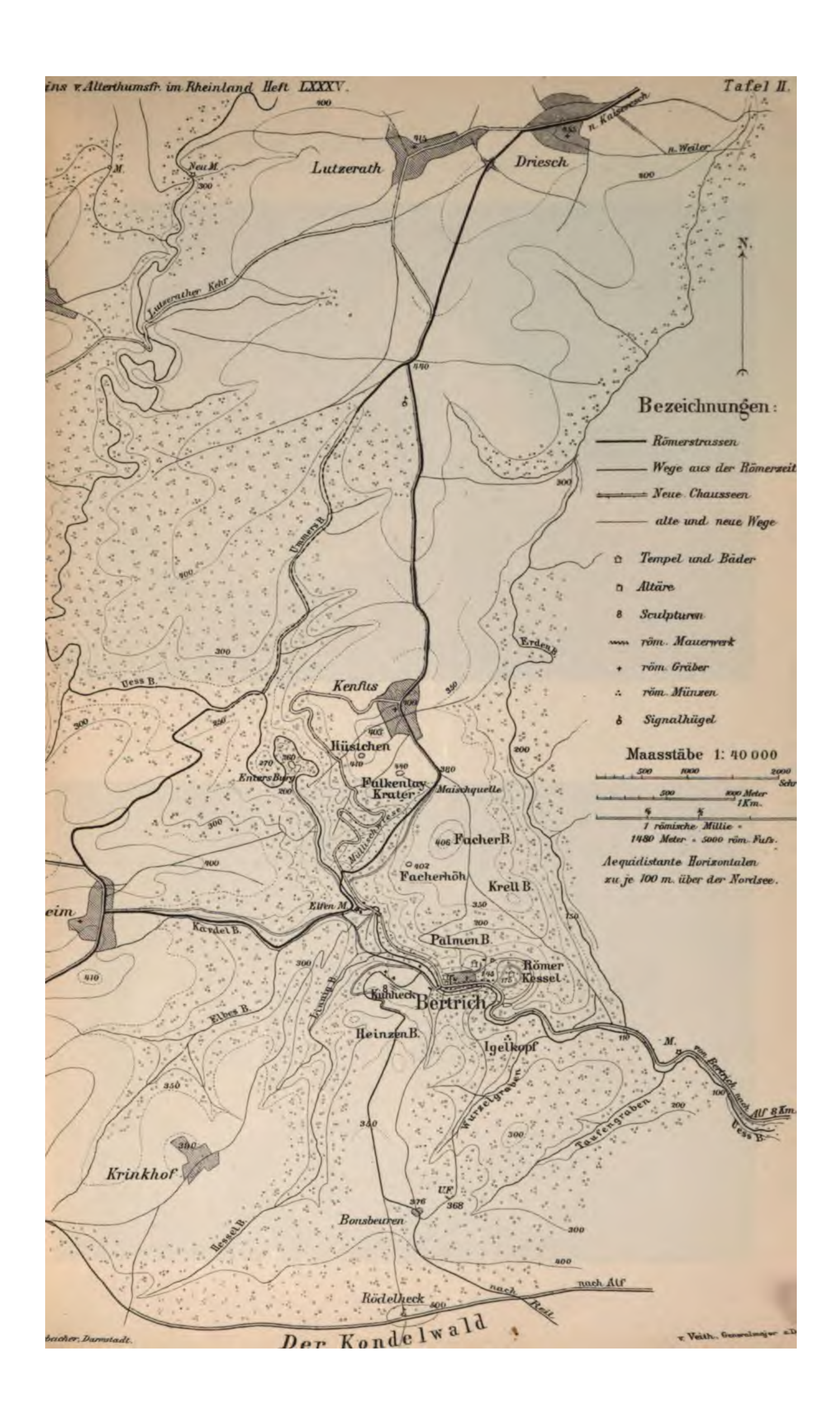
den, wen es vorstellt. Ursinus bezeichnete 1577 eine solche Büste als Seneca, weil der alte abgemagerte und krank aussehende Kopf auf diesen berühmtesten Philosophen Roms zu passen schien. Bestätigt wurde diese Ansicht, als Faber 1606 eine Denkmünze veröffentlichte, auf der das Bild sich befindet mit der Umschrift Seneca. Diese Münze ist verloren gegangen. Winckelmann kannte 6 Büsten des vermeintlichen Seneca, 1745 wurde die schönste dieser Art in Bronze bei Herculanum gefunden. Er wollte aber von der Deutung als Seneca nichts wissen, aus Gründen, die Visconti zu widerlegen suchte. Diese Bezeichnung wurde später ziemlich allgemein aufgegeben, als man 1813 in Rom eine Herme fand mit zwei Köpfen, unter welchen die Namen Socrates und Seneca aufgeschrieben stehen. Aber dieser Kopf des Seneca gehört einem wohlgenährten Manne an und hat eine kahle Stirn, die Namen können später angebracht sein. Hätte man damals den Fund der Büste in Köln gemacht, so würde man ihn sicher zu Gunsten des Seneca verwerthet haben, denn dieselbe Agrippina, die im Jahre 50 n. Chr. Köln gegründet hat, hatte den Seneca aus seiner Verbannung von Corsica zurückgerufen und ihn zum Lehrer ihres Sohnes Nero gemacht. Die Sache nahm bald noch eine andere Wendung. Brizio machte 1873 eine in Rom entdeckte Marmorbüste bekannt, welche dieselbe Person mit einem Epheukranze um's Haupt darstellt, und suchte nun zu erweisen, dass der Epheukranz den lyrischen Dichter verrathe und das Bild keinen andern darstellen könne als den beliebten Dichter Philetas, der zu Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr. lebte und auch von den Römern hochgeschätzt war. Er findet, dass die Züge der Büste auf den kränklichen asthmatischen Dichter passen. Comparetti aber sprach sich infolge seiner Annahme, dass die Villa bei Herculanum, wo die Büste gefunden ist, die Villa der Pisonen gewesen sei, dahin aus, sie stelle den C. Piso Cäsoninus dar, den sein Gegner Cicero so genau geschildert hat. Nach dem Fundbericht der Kölner Büste, die im Besitz des Herrn Reg.-Baumeisters Forst ist, und nach ihrem Aussehen ist der Verdacht einer Fälschung ausgeschlossen. Statuen aus Terracotta in Lebensgrösse sind in Pompeji gefunden. Sodann spricht Geheimrath Schaaffhausen über den Fund von Regenbogenschüsselchen in der Nähe des Siebengebirges. Diese keltischen Goldmünzen haben ihren Namen wohl daher, dass sie nach starken Gewitterregen oft gefunden wurden. Viel häufiger sind sie in Süddeutschland als bei uns, zumal im Donaugebiet, zwischen Rhein und Main, aber auch in Böhmen, Ungarn, Norditalien kommen sie vor. In Baiern und Böhmen

wurden Massenfunde von 1000 Stück und mehr gemacht. Im Jahre 1880 wurde ein Fund von etwa 200 Stück bei Marburg bekannt. Seit 10 Jahren etwa werden solche von Landleuten aus der Gegend des Siebengebirges nach Bonn zum Verkauf gebracht; woher sie kamen, blieb unbekannt. Es ist dem Redner gelungen, diese Stelle ausfindig zu machen. Sie liegt auf einem Thalgehänge des Lauterbachs nach Süden, dicht bei dem Dorfe Stieldorfer Hohn und gewährt einen herrlichen Blick auf das Siebengebirge. Nach Cäsar waren die Menapier, die am Niederrhein zu beiden Seiten des Stromes wohnten, keltischen Stammes. Wie Orts- und Flussnamen zeigen, sassen auch zwischen dem Rhein und den Weserzuflüssen keltische Stämme. Das Gepräge der hier gefundenen Münzen soll immer übereinstimmend gewesen sein, es ist bei Streber Taf. VII, Fig. 82 abgebildet. Das Triquetrum befindet sich auf griechischen Münzen, zumal den lycischen Kleinasiens. Schliemann fand es auf trojanischen Thongefässen, Virchow auf solchen in Posen. Die Münzen bestehen aus einer Gold- und Silbermischung, dem Elektrum. — Hierauf schilderte Geheimrath Nissen in höchst ansprechender Weise die Denkmäler der Via Appia in Rom, der ersten und schönsten Kunststrasse der Römer, auf deren Basaltpflaster wir noch lange Strecken dahin schreiten können. Wir hier im Norden wohnen fern von dem Schauplatz des römischen Lebens. Will man die Römer in ihrem Hause sehen, so muss man sie in ihrem Vaterlande aufsuchen. Er sprach zuerst von den Grabmälern des alten Adels, zumal von dem der Scipionen, und deutete aus den Inschriften den Geist der damaligen Zeit, in der die grossen Römer an nichts anderes dachten als an den Ruhm und die Erweiterung des Staates. Hier ruht Scipio Barbatus, der 298 Consul war, in einem Sarge aus Peperin und neben ihm sein Sohn Lucius Scipio, der Besieger des Antiochus. Die Gottesverehrung der Römer beschränkte sich auf den Kreis der Familie, es gab keine grosse Gemeinde, keinen herrschenden Glauben wie bei andern Völkern. Die römische Jugend lebte unter der Macht der Tradition. Im Atrium des Hauses hingen die Wachsmasken der Vorfahren, die Augen der Ahnen ruhten auf dem jeweiligen Besitzer. Mit grösstem Pomp wurden die Begräbnisse der Vornehmen ausgestattet, die uns Polybius geschildert hat. Während die gewöhnlichen Bürger zur Nachtzeit bei Fackelschein bestattet wurden, bewegte sich der Leichenzug jener beim Lichte der Sonne. Die Leiche des Todten stand aufrecht in der Toga auf einem Wagen, es folgten die Ahnen, auf Wagen sitzend, durch Lebende mit deren Masken und in entspre-

chender Tracht dargestellt. Die Familie und die Leidtragenden waren alle in Grau gekleidet. Ein Schriftsteller sagt, es lasse sich kein erhabeneres Schauspiel denken. Später wurden bei der Grabfeier Fechterspiele eingerichtet, dem alten Glauben entsprechend, dass Menschenopfer dem Abgeschiedenen gefallen. Im zweiten Jahrhundert v. Chr. kostete ein Kampfspiel bei einer adeligen Leichenfeier nach unserm Gelde eine halbe Million. Aus den Grabschriften, deren der Redner mehrere mittheilt, lässt sich ein treues Bild des häuslichen Lebens, des Denkens und Fühlens der Römer gewinnen, viele zeugen für Zucht und Sitte und eheliche Treue und enthalten den rührenden Ausdruck menschlicher Empfindung. Nachdem der Luxus der gewöhnlichen Bürger zugenommen hatte, wurde die Grabschrift der Vornehmen einfach, sie nannte nur den Namen des Verstorbenen. Mit Beginn unserer Zeitrechnung ging die römische Welt bergab. Im Alterthum war der beständige Krieg das belebende Element; die Cäsaren waren bestrebt, den Weltfrieden herzustellen. In der späteren Zeit wurden die Grabinschriften sogar in das Gebiet der Reclame hereingezogen. Ein geriebener Wirth empfiehlt sein Gasthaus in Rom, die Grabinschrift enthält die billige Rechnung für einen Reisenden, in der das Heu für das Maulthier nicht fehlt. Was den Glauben angeht, so findet man in alter Zeit das Leugnen der Unsterblichkeit doch nur bei einer geringen Minderheit; im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bildet sich eine besondere Sorge für das Jenseits aus. Es bildeten sich Gesellschaften, die ihre Todten gemeinschaftlich begruben oder ihre Asche beisetzten in sogenannten Columbarien, sie hatten einen gewissen religiösen Anstrich. Es gab solche für die Juden, für die Mithrasdiener und für die Christen. Wo die Heiden zur Erinnerung an die Verstorbenen festliche Gelage feierten, da versammelten sich die ersten Christen zum Gebet und zu frommen Gesängen. In Rom gab es 26 grössere Cömeterien, das grösste ist das des hl. Callistus. In den Katakomben hat der Unterschied von reich und arm aufgehört, eine kleine Platte nennt nur den Namen und das Alter. Oft liegen an einer Wand 6 Todte übereinander in den im Tuffe ausgehöhlten Grabnischen. Hier liegen Millionen! Man berechnet die Länge sämmtlicher Katakomben Roms auf 100 deutsche Meilen.

Sch.

Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.


ins v. Alterthumsfr. im Rheinland Heft LXXXV.
Tafel II.
Lutzerath
Driesch
n. Kaisersesch
n. Weiler
Neu M.
M.
Lutzerather Kehr
N.
Bezeichnungen:
Römerstrassen
Wege aus der Römerzeit
Neue Chausseen
alte und neue Wege
Tempel und Bäder
Altäre
Sculpturen
röm. Mauerwerk
röm. Gräber
röm. Münzen
Signalhügel
Maasstäbe 1: 40 000
500
1000
2000
500
1000 Meter
1 Km.
1 römische Millie = 1480 Meter = 5000 röm. Fuss.
Aequidistante Horizontalen zu je 100 m. über der Nordsee.
Ummers B.
Erden B.
Uess B.
Kenfus
Hüstchen
Enters Burg
Falkenlay Krater
Maischquelle
Müllischwiese
Facher B.
Facherhöh
Krell B.
Elfen M.
Kardel B.
Palmen B.
Römer Kessel
Kuhheck
Bertrich
Elbes B.
Heinzen B.
Igelkopf
Wurzelgraben
Taufengraben
M.
von Bertrich nach Alf 8 Km.
Uess B.
Krinkhof
Hessel B.
Bonsbeuren
Rödelheck
nach Alf
nach Reil
Der Kondelwald
bacher, Darmstadt.
v. Veith.





Phototypie B. Kühlen, M. Gl.





Phototypie B. Kühlen, M. Gladb

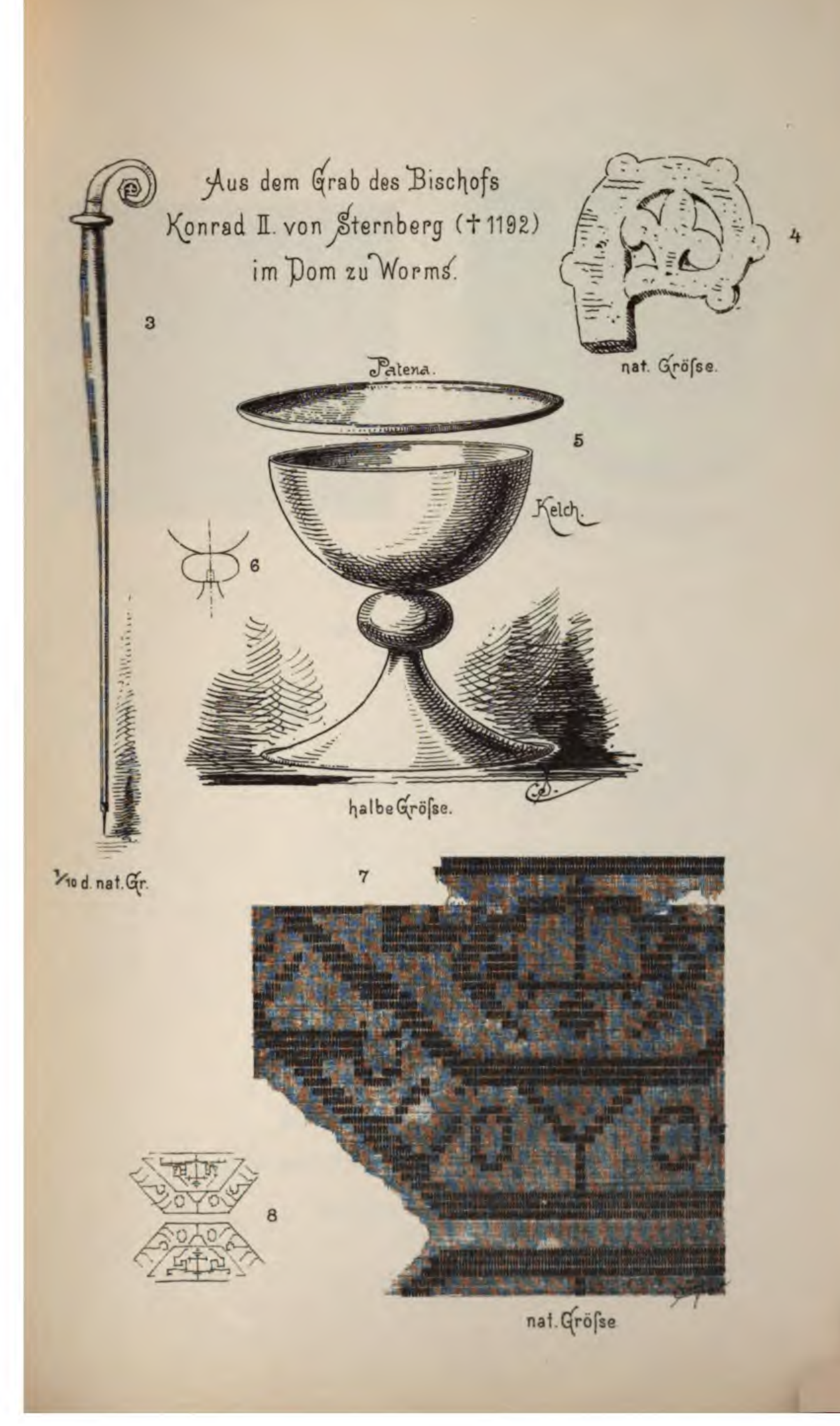
Aus dem Grab des Bischofs Konrad II. von Sternberg († 1192) im Dom zu Worms.

2

1

2/3 natürl. Grösse.

C. Sutter aufg. u. gez.


Aus dem Grab des Bischofs
Konrad II. von Sternberg († 1192)
im Dom zu Worms.
3
1/10 d. nat. Gr.
4
nat. Grösse.
Patena.
5
Kelch.
6
halbe Grösse.
7
8
nat. Grösse

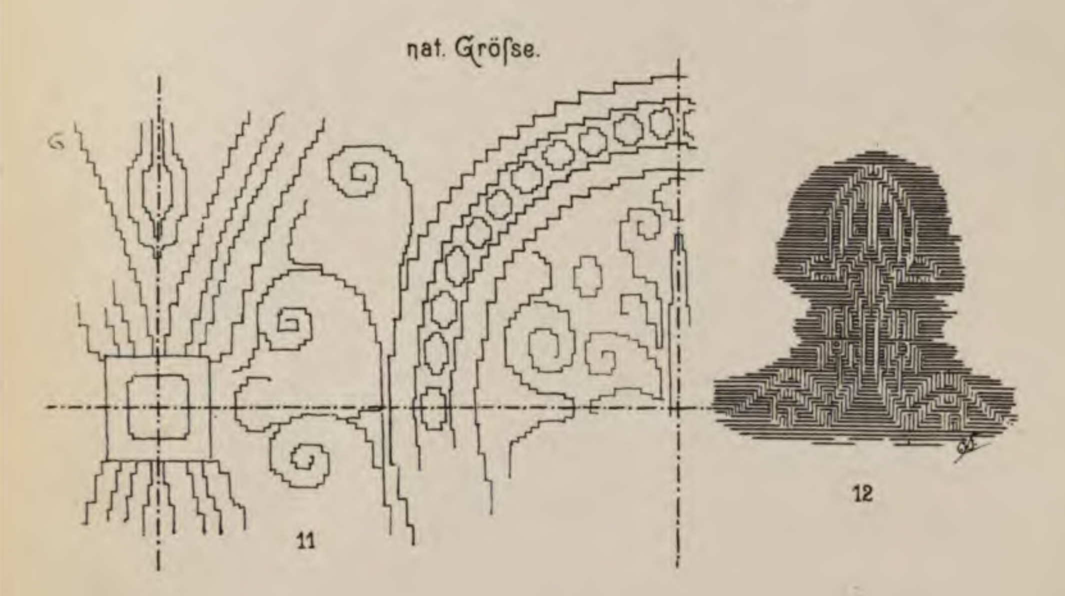


9



10

nat. Grösse.



11

12

Aus dem Grab des Bischofs
Konrad II. von Sternberg († 1192)
im Dom zu Worms.



DATE DUE
